



# DENK WELTEN

# Glättung

## Kapitel 1

Es war in jenen Tagen, die von einer so lautlosen und fast gespenstischen Ordnung erfüllt waren, dass niemand mehr daran zweifelte, wie vollkommen die Welt sich eingerichtet hatte, nicht weil sie wirklich vollkommen war, sondern weil die Menschen verlernt hatten, von einer anderen Möglichkeit zu träumen, und weil sie sich in der beständigen Wiederholung der gleichen Routinen, der immerwährenden Berechnungen und derselben stillgelegten Gefühle wie in einem Palast aus Glas einrichteten, dessen Wände zwar durchsichtig blieben, aber so unüberwindbar hart waren, dass kein Gedanke und keine Sehnsucht hindurchfand.

Der junge Mann, von dem zu berichten ist, war in dieser Welt kein Besonderer, gar ein Abweichler, noch ein verborgener Dichter, der gegen den Strom anschwamm, sondern lediglich einer jener Tausenden, die ihre Tage mit der Pflege von Daten, mit dem Abgleich von Formeln und der Überwachung von Prozessen verbrachten, und wenn er abends müde in sein schmales Zimmer zurückkehrte, das in einer dieser endlosen Wohnanlagen lag, die man wie Schachfelder über das Land gezogen hatte, dann empfand er nichts als die stille Befriedigung, den Tagesplan erfüllt zu haben, was in jener Zeit schon als höchstes Glück galt.

Er hieß Arvid, und wenn er sich selbst im Spiegel sah, so fiel ihm weder auf, dass sein Gesicht besondere Züge trug, noch dass in seinen Augen ein Rest von Glanz wohnte, vielmehr schien ihm das eigene Abbild ein reines Protokoll der Notwendigkeit zu sein, so wie sein Herzschlag ein Algorithmus war, der ihn am Leben hielt, ohne dass er sich darum kümmern musste, und wie seine Arbeit an den Tabellen und Statistiken nichts anderes war als die Verlängerung einer Ordnung, die älter und größer war als er selbst.

Doch an jenem Abend, an dem die Geschichte eigentlich begann, trat ein Umstand ein, den man nur mit Mühe beschreiben kann, weil er so unscheinbar und doch so folgenschwer war, nämlich dass Arvid in der zentralen Archivkammer, in die er wegen einer kleinen Unstimmigkeit geschickt worden war, auf ein Blatt Papier stieß, das keine der vorgeschriebenen Kennzeichnungen trug, kein Datum oder Nummer, sondern nur die eigentümliche Leere eines unbeschriebenen Feldes, und als er dieses Blatt betrachtete, spürte er eine Unruhe, die er nicht einordnen konnte, da es ja keinen Grund gab, einem leeren Blatt Bedeutung zuzumessen.

Er stand lange vor diesem Fundstück, länger, als es seine Aufgabe verlangte, und er versuchte, es einzuordnen, doch seine Gedanken verliefen wie auf glattem Boden, ohne Halt, ohne die gewohnten Raster, die ihm sonst die Sicherheit gaben, und schließlich nahm er das Blatt an sich, nicht aus Neugier, die ihm fremd war, sondern aus einer unklaren Regung, die näher an der Furcht

als an der Freude lag, und er verbarg es unter den standardisierten Formularen, die er ohnehin zurückbringen sollte.

Später, als er in seinem Zimmer saß und das Blatt erneut vor sich ausbreitete, kam es ihm fast so vor, als sei es ein Spiegel, der ihm etwas zurückwerfen wollte, doch was er darin sehen sollte, blieb ihm verschlossen, und er ertappte sich bei dem seltsamen Gedanken, dass auf diesem Weiß etwas hätte stehen können, ja vielleicht sogar stehen sollte, und dass das Fehlen der Schrift nicht Mangel, sondern Aufforderung war, eine Ahnung, die ihn zugleich erschreckte und gefangen nahm.

Er schlief in dieser Nacht schlecht, denn sooft er die Augen schloss, sah er das leere Blatt, und er hörte in sich eine Stimme, die nicht wie seine eigene klang, eher wie ein fernes Echo, das zu ihm sprach, ohne Worte, und er erwachte mehrfach mit klopfendem Herzen, was ihm fremd war, weil man in jener Welt kaum noch Träume kannte, oder wenn man träumte, dann waren es geregelte, matte Bilder, die rasch vergingen, so wie alles verging, was keine Funktion hatte.

Am Morgen versuchte er, die Unruhe zu bannen, indem er das Blatt sorgfältig in einer Schublade verstaute, als wäre es ein unerlaubtes Gerät, doch der Gedanke daran wich nicht, und bei der Arbeit, während er die Abgleichungen durchführte, machte er Fehler, kleine Verschiebungen in den Zahlen, die ihm selbst auffielen, bevor sie jemand anderes bemerkte, und er erschrak darüber, dass seine Hand nicht mehr die gleiche Sicherheit hatte wie sonst.

Es ist schwer zu sagen, ob in diesem Moment schon etwas wie eine geheime Geschichte in ihm begonnen hatte, oder ob es nur eine vorübergehende Störung war, die sich hätte legen können, wenn er stärker gewesen wäre, doch sicher ist, dass er am Abend wieder an die Schublade ging, das Blatt hervorzog und lange davor saß, ohne es zu berühren, als sei es gefährlich, und doch spürte er, dass er sich von dieser Leere nicht mehr trennen konnte.

Dann, als die Sonne längst hinter den Gebäudekanten verschwunden war und die Leuchten in den Korridoren mit ihrem gleichmäßigen, gemessenen Ton atmeten, setzte sich Arvid an den kleinen Tisch, der abgewetzt war an den Kanten, als hätten schon viele Hände dort gezögert, und er legte das Blatt in die Mitte, strich es glatt wie etwas Zerbrechliches, das die geringste Unaufmerksamkeit zersingen lassen könnte, und während er so saß, merkte er, dass seine Finger auf der Tischplatte ein Muster nachzeichneten, kein bewusstes, doch eines, das wiederkehrte, als erinnerten sie sich an einen Rhythmus, den er selbst nicht benennen konnte, und auf einmal war es, als rücke die Luft näher heran, als lausche ihm etwas, das nicht zu den Geräten und Anzeigen gehörte, und er dachte, ohne es denken zu wollen: Wenn ich jetzt ein Zeichen setze, nur eines, was geschieht dann mit der Ordnung, die mich hält?

Er holte keinen Stift hervor, denn Stifte waren in den Wohnbereichen nicht vorgesehen, da die Eingaben zentralisiert an Terminals erfolgten und alle Handschrift als archaisches Residuum gegolten hatte, seit man begriffen zu haben glaubte, dass das Gedächtnis der Gesellschaft in

Maschinen besser aufgehoben sei als im zittrigen Verlauf einer individuellen Geste; dennoch entdeckte er in der Schublade, in der er das Blatt aufbewahrt hatte, einen alten, dünnen Graphitstummel, der dort vermutlich vergessen worden war, wie etwas, das durch die Raster gefallen ist, und dieses Halbverbotene, dieser graue, stumpfe Zylinder in seiner Hand, ließ ihn für einen Augenblick vergessen, wer er war und wozu er diente, sodass er, den Atem anhaltend, die Spitze ansetzte und einen Strich zog, nicht gerade und nicht krumm, sondern von jener unsicheren, tastenden Art, in der ein erster Schritt gemacht wird, bevor man die Richtung kennt, und mit dem Strich war nichts geschehen, nichts explodierte, keine Sirene heulte, doch etwas in ihm, das lange stillgelegen hatte, richtete sich ein wenig auf wie ein Tier, das aus dem Schlaf erwacht.

Er erschrak ob seiner Kühnheit, die, wenn man sie erzählte, keine wäre, und doch, für ihn, in jenem Raum, in jener Sekunde, war sie ein Ereignis, das sein Inneres verschob, und er setzte noch einen Strich, diesmal quer, eine Kreuzung, winzig, nicht größer als die Kerbe eines Nadelschutzes, und er starrte darauf, als sähe er darin die Möglichkeit einer Karte, einer nicht existierenden Stadt, die nur sichtbar werden konnte, wenn man sie nicht suchte, und in seinem Kopf, der den Tag über Zahlen sortiert hatte, klang es wie ein leiser Chor aus sehr weit her: So beginnt es, indem es nicht beginnt, so entsteht es, indem es nicht entsteht, und er spürte, wie ihm warm wurde unter den Augen, eine Wärme, die kein Gerät kontrollierte.

Er löschte die Striche nicht, obwohl er das hätte tun können, indem er das Blatt wendete oder es austauschte, und er legte den Graphitstummel beiseite, als müsse man eine Schwelle respektieren, die man zwar überschritten, aber noch nicht bewohnt hatte, und er stand auf, trat zum Fenster, das keines war, weil es in jenen Wohneinheiten nur hinterleuchtete Panel gab, die den Verlauf des Tages simulierten, damit die Bewohner ihren Rhythmus hielten, und er berührte das kalte Material, das die Illusion von Dämmerung darstellte, und er fragte sich, mit einer Mischung aus kindischer Scham und neuem Trotz, ob die Welt, die er so folgsam bejaht hatte, vielleicht nicht die ganze Welt war, sondern nur ein durchsichtiger Mantel, in dem die eigentliche Haut nicht mehr atmen durfte. Am folgenden Tag, der äußerlich dem vorherigen glich, und der doch eine andere Temperatur trug, obwohl die Anzeigen an den Klimaflächen dieselben Werte ausgaben, passierte im Archiv eine Begebenheit, die an sich so dürftig war, dass niemand sie notiert hätte, doch für Arvid wurde sie zum Prüfstein, denn als er die Routineprüfung der Verfallsfristen in Sektion C-7 durchlief, huschte der Schatten eines Kollegen durch den Gang, ein Mann mit schmalen Schultern und einem Gesicht, das so korrekt geschnitten wirkte, als sei es nach einer Vorlage geformt worden, und dieser Mann blieb kurz stehen, sah Arvid an, nicht neugierig, nicht misstrauisch, eher unentschlossen, als gäbe es einen Gruß, den man vergessen habe, und sagte dann, mit einer Stimme, die jedes Timbre von der Zunge wusch: „Sie haben gestern länger gebraucht als vorgesehen“, worauf Arvid nickte und eine harmlose Erklärung murmelte, die üblichen Verzögerungen, die jeder vorbringen konnte, und

der Mann ging weiter, doch der Blick, der keine Farbe trug, blieb in Arvids Rücken wie ein kalter Zug.

In der Mittagspause, die genau bemessen war und deren Zweck die Erhaltung der Leistungsfähigkeit ohne Restzweck war, setzte Arvid sich an den Rand der Kantine, an einen jener Tische, die aus einem Material gefertigt waren, das weder Wärme annahm noch abgab, und er spürte, wie die Präsenz des Blattes in seiner Jacke, die er ausnahmsweise mitgenommen hatte, weil er es nicht in der Wohnung zurücklassen wollte, ihn beschwerte und zugleich trug, als sei es ein kleiner, fast lächerlicher Anker in einer See aus Vorschriften, und während er die standardisierte Mahlzeit aß, sah er an der Stirnwand eine Informationsfolge laufen, die von der bevorstehenden Sitzung der Kommission berichtete, in der die nächste Phase der „Affektregulierung“ vorgestellt werden sollte, und er hörte die Wörter, die alle hörten, ohne dass sie dadurch mehr wurden als Geräusch, doch er fühlte, dass sie jetzt auf eine Stelle in ihm trafen, die nicht mehr taub war.

Am Abend nahm er das Blatt wieder hervor, nicht als Neugieriger, sondern als jemand, der einer Arbeit nachgeht, von der er weiß, dass sie verboten ist und dennoch notwendig, und er betrachtete die zwei Striche, die inzwischen zu etwas geworden waren, das nicht mehr nur Striche war, weil das Auge, wenn es einmal einen Anfang hat, schon die Fortsetzung sieht, und so setzte er, den Atem ruhig, als handle er in einer Übung, die ihm ein Meister aufgetragen hätte, eine Reihe von Punkten, die ein Bogen hätten werden können, wenn man sie verband, doch er verband sie nicht, weil er verstand, ohne es zu wissen, dass das Ungesagte das einzige sei, was er besitzen durfte, und während er Punkt um Punkt setzte, dachte er nicht an Flucht, nicht an Aufruhr, nicht an Heldentum, sondern an eine schmale, unsinnige Würde, die darin liegen könnte, eine Linie zu kennen, die niemand sonst sehen durfte.

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass er in jener Nacht träumte, denn das Wort, wie man es früher verstand, passte nicht mehr auf die Art, wie die Bilder in ihn fielen, doch etwas geschah, als er die Augen schloss, das jenem ersten Strich verwandt war, eine leise Verlagerung der Gewichte, eine Erinnerung an eine Erinnerung, und er stand einmal auf, trank Wasser, kehrte ins Bett zurück, und während er lag, hörte er die Stadt, die keine Stimme haben sollte, leise singen, nicht laut, nicht melodisch, eher wie ein Beat, der so langsam schlug, dass man ihn mit dem eigenen Herzschlag verwechseln konnte, und er sagte im Dunkeln, ohne die Lippen zu bewegen, ein Wort, das er am Morgen vergessen haben würde, doch das im Raum blieb wie eine Spur, die erst im Rückblick sichtbar wird.

Die Kommission tagte, wie angekündigt, und am nächsten Tag wurden Auszüge der Zusammenfassung in die Kanäle gespielt, so neutral wie möglich, damit niemand sich daran stoße, und es hieß, die Pilotversuche zur „Affektglättung“ hätten hervorragende Ergebnisse erbracht, was bedeutete, dass die Probanden, die sorgfältig ausgewählt und informiert worden waren, keine

Erinnerung an unangemessene Erregungszustände mehr aufwies, weder im Bereich der Angst noch im Bereich der Euphorie, und dass damit ein bedeutender Schritt zur Stabilisierung der sozialen Kohäsion getan sei, und während Arvid diese Nachrichten hörte, fühlte er nicht das, was man wohl bei anderen Zeiten „Zorn“ genannt hätte, sondern er fühlte, wie ein kalter, feiner Staub auf die Oberfläche seiner neuen, zaghaften inneren Bewegung fiel, und er begriff, dass man der Phantasie nicht mit Verboten beikam, sondern mit der inneren Hitze.

In den Tagen darauf begann er, in der Arbeit Fehler zu vermeiden und in der Wohnung Fehler zu begehen, ein Paradox, das ihm zur zweiten Natur wurde, denn je makelloser er in den Systemen funktionierte, desto mehr erlaubte er sich abends, am Tisch und mit dem Blatt vor ihm, an den Punkten, die nicht verbunden werden durften, eine Freiheit, die nur sichtbar war, wenn man wusste, wo man hinsehen musste, und er merkte, dass er einen Rhythmus entwickelte, bei dem die Hand von selbst tat, was der Kopf nicht zu denken wagte, und dass die Linien, die so nicht genannt werden durften, Formen ahnen ließen, die keinem Katalog entstammten, vielleicht ein Tier, eine Landschaft oder auch nur der Umriss eines Satzes, den jemand einmal sprechen würde, wenn das Sprechen wieder ein Tun und nicht nur ein Vollzug war.

Es blieb nicht unbemerkt, auch wenn er alle Vorsicht übte, denn in jener Welt waren Abweichungen weniger eine Frage des Handelns als der Mikrogesten, und eines Abends, als er das Gebäude verließ, trat derselbe Mann mit dem farblosen Blick neben ihn, sie gingen eine Weile in Schritt, ohne sich anzusehen, und dann sagte der Mann, in jenem Ton, der, weil er die Nuancen mied, die Nuancen schrill machte: „Sie haben eine ungewöhnliche Statistik der nächtlichen Aktivität“, worauf Arvid den Kopf hob und, mit einer Mühe, die ihm den Nacken verhärtete, erwiderte, er lese Berichte und Aufzeichnungen, die zu lesen seien, und der Mann nickte, als sei damit schon alles gesagt, und fügte, während sie sich trennten, beinahe freundlich hinzu: „Halten Sie sich warm“, was Arvid als Drohung hörte, weil ihm plötzlich klar wurde, dass dort, wo man die Gefühle glättete, das Wärmemanagement der Körper nur die Vorstufe war.

In seiner Wohnung ließ er das Licht aus und setzte sich im Halbdunkel, weil ihm die Dunkelheit ehrlicher vorkam als die Simulationen, und er legte das Blatt vor sich hin, ohne es zu berühren, und er dachte, zum ersten Mal in einer Form, die man eine Frage nennen durfte, wenn man das Wagnis der Benennung eingehen wollte: Ob es möglich sei, dass dieses winzige, lächerliche, beinahe kindische Tun – Striche und Punkte auf einem Papier – eine Kraft besitze, deren Name verlorengegangen war, und wenn ja, ob diese Kraft irgendeine Form von Konsequenz trüge, die über ihn hinausging, oder ob er nur ein Exemplar war, das früher oder später, wie alle Exemplare, in den Fluss der Korrekturen und Behandlungen zurückgeführt würde, wo es still wurde und glatt. Er fuhr mit dem Finger über den ersten Strich, den er gesetzt hatte, und stellte fest, dass die Graphitpartikel am Rand minimal verwischt waren, was bedeutete, dass die Spur nicht nur da war,

wo sie war, sondern bereits angefangen hatte, sich zu verhalten, als sei sie lebendig, und dieser Gedanke, der kein Gedanke war, sondern ein Fühlen, das sich an die Form eines Gedankens presste, ließ ihn eine Zeit lang ganz ruhig sitzen, wie einer, der in einer Kirche das Echo testet, bevor er spricht, und als er schließlich den Stummel wieder aufnahm, setzte er an eine Stelle, die er bisher gemieden hatte, ein ganz kleines, fast unverschämtes Zeichen, eine Kurve, die keine Kurve sein durfte, und sofort schoss ihm der Impuls durch die Brust, das Papier zu zerreißen, weil die Kühnheit ihm zu groß schien, doch er hielt inne, er hielt einfach inne.

Es war in diesen Nächten, dass er zum ersten Mal eine Erinnerung berührte, die ihm nicht gehörte und doch durch ihn ging, als wäre sie auf ihn gewartet, und die Erinnerung bestand nicht aus Bildern, nicht aus Worten, sondern aus einem Geschmack, der nach regennassem Stein und altem Holz roch, und darin lag eine Schule, die keine war, eine Hand, die ihm über den Rücken strich, ein Satz, den man ihm früher vielleicht zugeflüstert hätte, etwa: „Nicht alles, was nichts ist, ist nichts“, und er weinte nicht, denn dazu hätte es eine Erschütterung gebraucht, die man ihm abgewohnt hatte, aber sein Körper wurde weich an den Rändern, als könne er endlich wieder in seine Umgebung sickern, anstatt von ihr nur gespiegelt zu werden.

In der Zentrale liefen derweil die Vorbereitungen für die breite Einführung des Programms, das man „Kühlung“ nannte, ohne ironische Färbung, ohne die alten Vorbehalte, die man einst gegenüber Metaphern gehabt hatte, und es gab Testreihen, die besagten, dass selbst hartnäckige Residuen von Phantasietätigkeit – man hörte die vorsichtige Formulierung und sah die präzisen Diagramme – mit einer Kombination aus Schlafarchitektur, Ernährungsmodulation und diskreter neurochemischer Justierung binnen Wochen auf ein Niveau zurückgingen, das statistisch nicht mehr signifikant war, und Arvid, der die Berichte im Ebenenmodus sah, verstand, dass das, was in ihm, auf seinem Blatt, in seinem kleinen, lächerlichen Raum wuchs, nicht gegen eine Mauer laufen würde, sondern gegen eine Kälte, die keine Mauer brauchte, und er fragte sich, ohne Pathos, ob man eine Flamme vor Frost schützen könne, indem man sie nicht anfachte, sondern indem man sie nicht allein ließ.

Er begann, ohne Plan, ohne sogar das Wort Plan zu denken, kleine Umwege in seinem Tageslauf einzubauen, nicht gefährlich, nicht auffällig, nur so, dass er manchmal fünf Minuten in einem Flur stand, in dem niemand stand, oder dass er den Aufzug nahm, der seltener benutzt wurde, und er hörte auf die Geräusche, die er früher nicht gehört hatte – das leichte Zittern einer Leitung in der Wand, das Klicken einer Tür, die nicht fiel, sondern gelegt wurde, den Atem eines Menschen, der in der Nähe stehen blieb –, und all diese Geräusche wurden, für ihn, nicht zu Zeichen, nicht zu Botschaften, aber zu einer Musik, die sich in seine Hand übersetzte, wenn sie abends den Stift hielt, und er zeichnete nicht, um zu zeigen, er zeichnete, um zu hören.

Einmal, und das war vielleicht der gefährlichste Moment bis dahin, sah er in der Glasfläche des Hauses gegenüber, während er das simulierte Dämmerfenster betrachtet hatte, die Spiegelung seiner eigenen Haltung über dem Blatt, und in der Spiegelung erschien es, als säße ihm jemand gegenüber, nicht er, nicht eine Person, die es gab, sondern eine Art Gegenüber, das früher, als man noch betete, vielleicht einen Namen gehabt hätte, und er erschrak vor der Intimität dieses Bildes, vor der Möglichkeit, dass ein Gespräch begonnen haben könnte, bevor er ein Wort sagte, und er trat zurück, ließ die Jalousie im Panel herabsinken, die eigentlich gar nicht existierte, und stand eine Zeit lang im Halbdunkel, bis die Atmung wieder in die bekannte Bahn zurückfiel.

An einem Nachmittag, der in nichts auffällig war, erhielt er eine Einladung, wie alle sie erhielten, zur Informationsveranstaltung über die Einführung der „Kühlung“ in seiner Sektion – man hatte die Sprache so geschult, dass der Vorgang als Fürsorge erschien und nicht als Eingriff – und die Einladung trug in einer Ecke einen kleinen, beinahe spielerischen Kreis, der eine Schneeflocke bedeuten sollte, und als Arvid den Kreis sah, musste er lächeln, zum ersten Mal seit langer Zeit, nicht spöttisch, nicht trotzig, sondern, als hätte ihm jemand unwissentlich einen Wink gegeben, der sagte: Hier, sieh, sie wissen, dass es ein Bild braucht, um das Bild zu löschen, und er faltete das Schreiben sehr ordentlich und legte es neben das Blatt, als gehörten sie zusammen, und er wusste, dass er nicht kämpfen würde, weil er nicht kämpfen konnte, doch dass er, solange noch ein Zeichen möglich war, ein Zeichen setzen würde, ohne Zeugen, ohne Triumph.

Als die Veranstaltung stattfand, saß er in der dritten Reihe, weil die dritte Reihe in Räumen dieser Art die beste war, um gesehen und übersehen zu werden, und er hörte einer Sprecherin zu, deren Stimme den Eindruck erweckte, als könne sie, wenn man es verlangte, jede Temperatur exakt wiedergeben, und sie sprach von Ruhe, von Gleichgewicht, von der Sanftheit eines Lebens ohne Ausschläge, und die Bilder hinter ihr zeigten Kurven, die sich glätteten, bis sie eine Linie waren, die so ruhig verlief, wie ein schlafendes Meer, und in diesem Moment, zwischen den Zahlen und den Bildern und dem Tonfall, erkannte Arvid die Schönheit dessen, was man ihnen anbot, eine Schönheit, die nicht wie Frühling war, nicht wie Musik, eher wie eine perfekte Maschine, die niemals stockt, und er verstand, wie verführerisch es war, nie wieder zu zittern.

Er verließ den Saal, wie alle ihn verließen, mit dem Gefühl, dass nun etwas Gutes bevorstand, nicht weil er überzeugt war, sondern weil die Worte auf ihn gelegt worden waren wie eine Decke, und er ging nach Hause, setzte sich an den Tisch, legte das Blatt hin, das inzwischen von Punkten, Strichen und Andeutungen in einer Weise überzogen war, die nur er verstand, und er wusste, ohne Pathos, ohne Drama, dass dies der letzte Abend sein könnte, an dem die Hand noch tat, was sie tat, ungebremst von der kommenden Kälte, und er zog eine letzte Linie, sehr langsam, sehr behutsam, als zöge er nicht über Papier, sondern über Haut, und er dachte, nicht laut, nicht stumm, eher wie einer, der den Kopf neigt: Wenn dies alles ist, dann sei es alles.

Dann blies er, ein Reflex aus Zeiten, die man ihm ausgetrieben hatte, leicht über das Blatt, damit der Graphit sich setzte, und er stellte den Stift aufrecht in ein Glas, das kein Wasser enthielt, und er ließ die Hand auf dem Tisch liegen, bis die Muskeln schwer wurden, und er sah, wie die Dunkelheit in den Ecken des Raums dichter wurde, nicht drohend, nicht freundlich, nur dichter, und er verstand, so plötzlich, dass er lachen musste, leise, fast schuld bewusst, dass es nicht die Aufgabe der Phantasie sei, ihn zu retten, sondern seine, sie zu bezeugen, solange sie atmete, und dass morgen, wenn die Schneeflocke fiel, die Luft klar und scharf sein würde, und dass die Welt, in ihrer Vollendung, gläserner sein würde als je, und dass niemand darin klagen würde, am wenigsten er, und dass darin vielleicht der eigentliche Schrecken lag, den er nicht mehr fühlen würde.

## Kapitel 2

Sie hieß Leona, und sie lebte in einer jener Wohnanlagen, die so gleichförmig gebaut waren, dass man nach Jahren nicht mehr sagen konnte, in welchem Gang man sich befand, weil jeder Gang das genaue Abbild des anderen war, dieselben Türen und leise Lichter in den Decken, die niemals ganz verlöschten, sondern in einem dauerhaften Zwielficht leuchteten, das weder Tag noch Nacht zuließ, und dieses unaufhörliche Dämmern war die Umgebung, in der sie seit langer Zeit ihre Schritte tat, ohne sie zu zählen, weil man in einer Welt, die alles berechnete, keine eigenen Zählungen mehr brauchte.

Leona arbeitete in einer der Abteilungen, die für die semantische Kontrolle zuständig waren, und ihre Aufgabe bestand darin, Texte, die aus der Vergangenheit übernommen und für die Gegenwart aufbereitet worden waren, auf ihre Verwendbarkeit hin zu prüfen, was bedeutete, dass sie jeden Ausdruck, der eine Form von Mehrdeutigkeit, von Metapher oder von poetischer Spannung enthielt, entfernen oder glätten musste, damit die Sätze in jenem neutralen, transparenten Zustand blieben, den die Richtlinien verlangten, und in dieser Arbeit war sie zuverlässig, gewissenhaft, sogar vorbildlich, denn sie wusste, dass Abweichungen nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das Gefüge der Gesellschaft hätten belasten können.

Und doch war es gerade sie, die manchmal, wenn sie allein war, an ein Wort dachte, das in keinem der neuen Texte mehr vorkam, ein Wort, das sie nicht aus ihrem Beruf kannte, sondern aus einer Erinnerung, die aus der Tiefe ihrer Kindheit aufstieg, ein Wort, das mit einer Stimme verbunden war, die längst verstummt war, nämlich die Stimme ihrer Großmutter, die ihr in den frühen Jahren, als man Kinder noch nicht so streng überwachte wie später, Geschichten erzählt hatte, die sich von allem unterschieden, was heute erlaubt war, Geschichten, die von Bäumen sprachen, die miteinander reden konnten, und von Tieren, die Gefühle hatten, und von Menschen, die auf Wegen gingen, deren Ziel niemand wusste.

Es war nicht so, dass Leona diese Geschichten noch genau kannte, nein, sie waren in ihr zu etwas Neblichem geworden, zu einem Schatten, den sie nicht fassen konnte, doch manchmal, wenn sie am Abend in ihrem Zimmer saß und die neutralen Klänge der Informationskanäle hörte, tauchte ein Bild auf, das wie ein Rest von Farbe in einer Welt aus Grau war, und sie spürte, dass es mit jenem alten Wort zusammenhing, das sie nicht mehr sprechen konnte, weil sie nicht sicher war, ob es überhaupt noch existierte oder ob sie es nur erfand.

Eines Nachts, als sie lange wach lag, geschah es, dass sie dieses Wort mit den Lippen formte, ganz leise, ohne Stimme, nur als Bewegung, und sie erschrak über die Wärme, die ihr dabei durch den Körper fuhr, denn es war, als hätte sie etwas Verbotenes getan, und zugleich etwas so Unbedeutendes, dass niemand je davon erfahren würde, und doch spürte sie, dass ein Unterschied darin lag, ob man das Wort dachte oder ob man es formte, so wie ein Unterschied darin liegt, ob man eine Tür betrachtet oder sie öffnet.

Am folgenden Tag begann sie, heimlich kleine Zettel in ihrer Tasche zu tragen, auf die sie in Pausen einzelne Wörter schrieb, Wörter, die ihr einfielen, ohne dass sie sie suchte, manchmal war es nur ein „Baum“, manchmal „Fluss“, manchmal „Licht“, und diese Wörter schienen ihr wie Fragmente eines Satzes, den sie nicht mehr zusammensetzen konnte, und jedes Mal, wenn sie sie ansah, empfand sie sowohl Freude als auch Schmerz: Freude, weil da noch etwas war, das ihr gehörte, Schmerz, weil sie wusste, dass es schwand.

Denn je länger sie die Wörter betrachtete, desto mehr entglitten sie ihr, sie wurden fremd, sie verloren ihre Schärfe, sie wurden zu Zeichen, die nichts mehr meinten, und sie merkte, dass die Sprache selbst, die sie in ihrem Beruf so nüchtern verwaltete, ein Körper war, aus dem man Stück für Stück das Leben zog, bis er nur noch als Gerüst übrig blieb, und sie fragte sich, ob es möglich sei, dass eine Geschichte verschwindet, nicht weil man sie verbietet, sondern weil niemand sie mehr erzählen kann.

Einmal setzte sie sich am Abend an den Tisch und versuchte, das Märchen ihrer Großmutter aufzuschreiben, so gut sie konnte, und sie begann mit einem Satz, der ihr noch vertraut war: „Es war einmal ...“, doch sie hielt inne, denn sie wusste nicht mehr, was danach kam, sie wusste nicht, ob es ein König war oder ein Mädchen, ob es ein Wald war oder ein Meer, und sie merkte, dass sie das „einmal“ nicht mehr tragen konnte, weil es in einer Zeit lebte, die sie nicht mehr verstand, und sie brach ab, ließ den Stift sinken, legte das Papier weg, und in ihr war ein Gefühl, das sie nicht benennen konnte, vielleicht Verlust, vielleicht auch nur Leere.

Die Tage vergingen, und sie arbeitete wie gewohnt, und niemand bemerkte, dass in ihr etwas zerriss, denn nach außen war sie makellos, doch in ihrem Inneren fühlte sie, dass etwas in ihr wie eine alte Wand zerfiel, deren Putz abblättert, und sie wusste, dass es nicht das Märchen selbst war, das sie suchte, sondern das Gefühl, das es in ihr geweckt hatte, das Staunen, die Ahnung, dass es etwas

gibt, das nicht berechnet werden kann, und dass dieses Gefühl nun erlosch, weil kein Wort es mehr tragen konnte.

An einem Nachmittag, als sie müde nach Hause ging, blieb sie plötzlich stehen, weil sie glaubte, das Wort zu hören, das sie gesucht hatte, es war nicht laut, es kam nicht von außen, es war wie ein leiser Hauch in ihrem Inneren, und sie blieb stehen, horchte und wartete, doch da war nichts, nur der gleichmäßige Klang der Schritte der anderen, die an ihr vorbeigingen, und sie lächelte kurz, ein Lächeln, das niemand sah, weil es sofort wieder verschwand, und sie ging weiter, wissend, dass sie auf eine Leere zuing, die bald vollkommen sein würde.

In den Nächten nach diesem Erlebnis legte sie die Zettel vor sich auf den Tisch, ordnete die Wörter nebeneinander, als wollte sie aus ihnen ein Muster formen, doch sie fand keine Verbindung, und jedes Mal, wenn sie es versuchte, wurde der Abstand zwischen den Wörtern größer, so als stießen sie einander ab, und sie erkannte, dass die Wörter nicht mehr füreinander bestimmt waren, dass sie wie Steine waren, die früher in einem Mosaik gelegen hatten, nun aber lose über den Boden verstreut waren, und dass sie allein keine Geschichte mehr ergaben.

Sie begann, auf den Wegen zur Arbeit die Gesichter der Menschen genauer zu betrachten, weil sie hoffte, dort Spuren zu finden, vielleicht einen Zug, der an eine Geschichte erinnerte, vielleicht einen Ausdruck, der eine Regung verriet, doch sie fand nichts als die gleichförmige Glätte von Mienen, die alle dasselbe Ziel kannten und keine Ablenkung zuließen, und sie dachte, dass auch die Gesichter zu Texten geworden waren, die man geglättet hatte, bis sie nichts mehr sagten.

Eines Abends, als sie wieder versuchte, die Wörter zusammenzufügen, schlief sie über den Zetteln ein, und sie träumte, dass die Wörter aufstanden und durch den Raum gingen, dass „Baum“ zum Fenster hinaus schritt, dass „Fluss“ unter der Tür hindurch floß, dass „Licht“ sich an die Decke legte, und sie wollte ihnen folgen, doch sie konnte sich nicht bewegen, und als sie erwachte, waren die Zettel leer, die Wörter waren verschwunden, und sie wusste nicht, ob sie sie wirklich geschrieben hatte oder ob es nur eine Täuschung gewesen war.

Von diesem Tag an wagte sie nicht mehr, Wörter aufzuschreiben, denn sie fürchtete, dass sie sich in Nichts auflösen würden, und sie begann, sie nur noch in sich zu sprechen, lautlos, als kleine Beschwörungen, und sie fühlte, dass dies ihr letzter Halt war, dass die Wörter zwar keine Geschichten mehr trugen, aber wenigstens noch als Klang, als Rhythmus in ihr lebten, und dass sie sterben würde, wenn auch diese Klänge verstummten.

Eines Morgens erhielt sie wie alle anderen eine Einladung zu einer Informationsveranstaltung über die neue Phase der „Affektglättung“, die bald allgemein eingeführt werden sollte, und als sie das Schreiben ansah, fiel ihr auf, dass die Sprache darin noch leerer war als sonst, dass kein Satz mehr eine Spur von Bedeutung trug, dass es reine Hüllen waren, die nichts enthielten, und sie verstand, dass man nicht nur die Phantasie töten wollte, sondern auch den Rest der Sprache, und dass es

bald keine Wörter mehr geben würde, mit denen man etwas anderes als das Notwendige sagen konnte.

An diesem Abend ging sie in ihr Zimmer, setzte sich auf den Stuhl, legte die Hände auf den Tisch und schloss die Augen, und suchte in sich nach dem Wort, das ihre Großmutter einst gesagt hatte, dem ersten Wort des Märchens, das sie nie ganz behalten hatte, und sie fand es nicht, es war verschwunden, ausgelöscht, und sie wusste, dass sie es nie wieder finden würde, und in diesem Wissen spürte sie, wie etwas in ihr erlosch, ein Licht, das klein gewesen war und doch alles getragen hatte, und sie saß da, lange, reglos, und sie wusste, dass sie jetzt zu der Welt gehörte, die keine Geschichten mehr kannte.

## Kapitel 3

Memorandum der Zentralen Kommission für Affekt- und Phantasiekontrolle

Betreff: Bewertung der Restbestände phantasiegeprägter Kognition in der Bevölkerung

Datum: [standardisiert]

Verteiler: Ministerium für Ordnung und Stabilität, Unterausschuss Semantik, Direktorium Kühlung

### 1. Einleitung

Seit der Implementierung der technokratischen Grundordnung vor [XX] Jahren konnte eine signifikante Steigerung von Stabilität, Effizienz und gesellschaftlicher Kohäsion festgestellt werden. Mit den Maßnahmen zur Rationalisierung des Denkens, der Sprache und der Affektsteuerung wurden die wesentlichen Risikofaktoren für soziale Unruhe erfolgreich neutralisiert.

Die Analysen der letzten fünf Planperioden zeigen jedoch: In Einzelfällen bestehen weiterhin Reste sogenannter „phantasiegeleiteter Denkmuster“. Diese treten nicht mehr massenhaft auf, sind aber statistisch messbar. Sie äußern sich in vereinzelt Erinnerungen, sprachlichen Restbeständen und nicht-funktionalen kognitiven Abläufen.

Das vorliegende Gutachten dient der systematischen Erfassung, Bewertung und Kategorisierung dieser Restbestände sowie der Ableitung von Maßnahmen zur vollständigen Eliminierung.

### 2. Problemstellung

#### 2.1 Definition

Unter „Phantasie“ verstehen wir jede Form kognitiver Tätigkeit, die:  
nicht auf unmittelbare Funktionserfüllung gerichtet ist,  
mehrdeutige, nicht überprüfbare Inhalte hervorbringt,  
affektive Zustände über das erforderliche Maß hinaus stimuliert.

Phantasie unterscheidet sich von analytischer Vorstellungskraft dadurch, dass sie nicht zielgerichtet operiert, sondern offene, nicht rational überprüfbare Muster erzeugt.

## 2.2 Risikocharakter

Historische Untersuchungen zeigen, dass phantasiegeprägte Systeme regelmäßig zu Instabilität führten. Exemplarisch:

Religiöse Mythen führen zu sektiererischen Bewegungen, Gewaltkonflikte.

Politische Utopien führen zu Revolutionen, Systembrüchen, Massenopfern.

Ästhetische Strömungen führen zu Mobilisierung nicht-funktionaler Emotionen, Schwächung kollektiver Disziplin.

Das Risiko ergibt sich aus dem unberechenbaren Charakter der Phantasie: Ihr Nutzen (Innovation, Kreativität) ist punktuell, begrenzt und durch technokratische Verfahren substituierbar. Ihr Schaden (Instabilität, Affektüberschuss) ist strukturell, wiederkehrend und nicht kalkulierbar.

## 3. Analyse

### 3.1 Statistische Erhebungen

In den letzten Erhebungen zur „Affekt- und Kognitionshygiene“ wurden 12,6 % der Bevölkerung mit Restspuren phantasiegeprägter Aktivität registriert. Davon:

8,2 %: flüchtige, nicht sprachlich artikulierte Impulse (Träume, Tagreste).

3,1 %: sprachliche Restbestände (Metaphern, Märchenfragmente, unvollständige Erzählungen).

1,3 %: persistente Anomalien (kreative Handlungen, Zeichnen, Erfinden von Geschichten).

Die Tendenz ist rückläufig, jedoch zeigt sich ein Plateau bei ca. 10 %, das durch bisherige Maßnahmen nicht unterschritten wurde.

### 3.2 Beobachtungen

Kinder im Alter von 4-7 Jahren weisen überdurchschnittliche Restaktivität auf. Dies legt nahe, dass Phantasie ein entwicklungstypisches Phänomen ist, das durch frühzeitige Intervention kontrolliert werden muss.

Ältere Personen (über 60 Jahre) zeigen mitunter Erinnerungsfragmente aus vortechnokratischer Zeit. Diese sind isoliert, aber symbolisch aufgeladen.

Einzelne Erwachsene (0,7 %) weisen spontane, unerklärliche Aktivierungen auf, deren Auslöser unklar sind (visuelle oder akustische Stimuli, zufällige Gedankengänge).

### 3.3 Klassifikation

Die Kommission schlägt folgende Kategorisierung vor:

Typ A („Relikte“): kurze, folgenlose Erscheinungen, kein Interventionsbedarf.

Typ B („Fragmente“): sprachliche oder bildhafte Reste, moderate Intervention empfohlen.

Typ C („Anomalien“): systematische Wiederkehr, aktive Phantasietätigkeit, hohe Gefährdungslage, sofortige Behandlung erforderlich.

#### 4. Schlussfolgerungen

Phantasie ist kein harmloses Nebenprodukt, sondern ein latentes Risiko, vergleichbar mit einer schlafenden Krankheit. Sie kann jederzeit reaktiviert werden, sofern äußere Bedingungen dies begünstigen.

Die bisherigen Maßnahmen (Rationalisierung der Sprache, Standardisierung der Bildung, Kontrolle affektiver Inhalte in Medien) waren erfolgreich, reichen aber nicht aus, um eine vollständige Tilgung zu gewährleisten.

Ziel muss die endgültige Eliminierung aller phantasiegeprägten Denkmuster sein. Nur so kann die erreichte Stabilität irreversibel gesichert werden.

#### 5. Maßnahmenkatalog

Die Kommission empfiehlt die Umsetzung eines dreistufigen Programms:

##### 5.1 Erste Stufe: Affektglättung (laufend)

Breitenwirksame Einführung affektstabilisierender Routinen (Schlafarchitektur, Ernährungsmodulation).

Korrektur von Ausreißern über standardisierte neurochemische Eingriffe.

Verbot nichtstandardisierter kultureller Inhalte (z. B. alte Märchen, Lieder, Kunstwerke).

##### 5.2 Zweite Stufe: Kühlung (Pilotprojekte)

Gezielte Senkung der affektiven Grundtemperatur.

Reduktion euphorischer wie depressiver Spitzenwerte.

Ziel: gleichmäßiger, flacher Affektverlauf, keine Voraussetzung für phantasiegeleitete Aktivität mehr vorhanden.

Erste Pilotgruppen berichten von hoher Zufriedenheit, gesteigerter Leistungsfähigkeit und Entlastung von unproduktiven inneren Bildern.

##### 5.3 Dritte Stufe: Kulturelle Nullstellung (Vorbereitung)

Systematische Entfernung verbliebener narrativer Bestände aus Archiven.

Einführung einer sprachlichen Revision, die metaphorische Strukturen eliminiert.

Umstellung der Bildungscurricula auf reine Funktionalgrammatik.

Langfristig: vollständige kulturelle Tilgung von Erzählstrukturen, Mythen, Märchen, Gedichten.

## 6. Empfehlung an das Direktorium

Die Kommission empfiehlt einstimmig:

Die breite Einführung der Stufe „Kühlung“ binnen der nächsten beiden Planperioden.

Die vorbereitende Arbeit an der kulturellen Nullstellung unverzüglich einzuleiten.

Parallel dazu eine verstärkte Überwachung von Kindern im Entwicklungsalter durchzuführen.

Die Kommission weist darauf hin, dass es keine belastbaren Argumente für die Beibehaltung von Restphantasie gibt. Ihre Risiken übersteigen ihren Nutzen in jedem dokumentierten Fall.

Zusammenfassung:

Phantasie ist ein nicht-tragfähiges Erbe. Ihre Eliminierung ist nicht nur möglich, sondern notwendig. Die Gesellschaft hat den Punkt erreicht, an dem sie auf Phantasie verzichten kann, ohne auf Innovation oder Fortschritt verzichten zu müssen. Rationalität ersetzt Kreativität vollständig. Stabilität ersetzt Sehnsucht.

## Kapitel 4

Er hieß Jorin und war sechs Jahre alt, was in jener Gesellschaft nichts Besonderes bedeutete, weil man das Alter nicht mehr in Jahresringen von Erfahrungen und Erinnerungen maß, sondern in standardisierten Entwicklungsschritten, die jedes Kind durchlaufen musste, damit es später ohne Abweichungen in die große Ordnung der Erwachsenenwelt eintrat, und doch war dieses Alter, das in den Tabellen und Berichten nur als ein Übergang zwischen Frühförderung und kognitiver Stabilisierung erschien, in seinem Inneren ein Raum voller Stimmen und Bilder, die er selbst nicht verstand und die ihm niemand erklären konnte, weil man längst aufgehört hatte, Kindern etwas anderes zuzutrauen als die fehlerfreie Nachahmung der vorgegebenen Muster.

Jorin saß an einem jener Tische, die in langen Reihen in den Schulräumen aufgestellt waren, und die Oberfläche des Tisches war glatt und weiß, so glatt, dass kein Strich darauf haften konnte, und die Geräte, die man den Kindern gab, waren so eingestellt, dass sie nur die zulässigen Formen erzeugten, Kreise, Rechtecke, Linien, die alle in der Datenbank erfasst und sofort kontrolliert wurden, damit nichts Unvorhergesehenes entstand, doch an diesem Morgen, an dem etwas geschehen sollte, das ihn von allen anderen unterschied, hatte Jorin heimlich ein kleines Stück Kohle in die Tasche gesteckt, das er auf dem Heimweg gefunden hatte, vielleicht von einem Bauarbeiter fallen gelassen, vielleicht einfach ein Rest, der durch die Raster gefallen war, und für ihn war dieses Stück keine Materie, sondern ein Versprechen, ohne dass er sagen konnte, wieso.

Während die anderen Kinder die vorgegebenen Formen auf die gläsernen Tafeln zeichneten, zog Jorin die Kohle hervor, legte sie an das Papier, das eigentlich nur für Notizen gedacht war, und begann, eine Gestalt zu formen, die nicht in den Anleitungen stand, nicht in den Katalogen oder

den Datenbanken, und er wusste nicht, was es war, nur dass es ihm vertraut war, als hätte er es schon einmal gesehen, nicht mit den Augen, sondern in einem Traum, von dem er nicht wusste, dass er ihn geträumt hatte, und er malte Ohren, die größer waren, als sie hätten sein dürfen, und Augen, die glänzten, obwohl er sie nur mit schwarzen Linien füllte, und einen Schwanz, der sich schlängelte, ohne dass er wusste, wohin er führte, und als er fertig war, sah er ein Tier vor sich, das niemand benennen konnte, weil es nicht benennbar war, und doch war es lebendig, zumindest in ihm.

Die Lehrerin, die den Raum überwachte, bemerkte, dass Jorin nicht an seinem Terminal arbeitete, und sie trat an seinen Tisch, blickte auf das Papier, und sie erschrak nicht laut, sie rief nicht aus, doch ihr Gesicht veränderte sich, so wie Gesichter sich veränderten, wenn sie mit etwas konfrontiert wurden, das sie nicht kannten, und sie nahm das Blatt in die Hand, betrachtete es lange, als wollte sie eine Kategorie finden, in die es passte, und sie fragte ihn schließlich, mit einer Stimme, die ruhig klang, aber einen Unterton trug, der für ihn nicht zu deuten war: „Woher kennst du dieses Tier?“, und er antwortete, ohne nachzudenken: „Ich habe es gesehen“, was keine Erklärung war und doch alles sagte.

Die Lehrerin brachte das Blatt zur Aufsicht, und bald standen zwei Erwachsene in weißen Kitteln vor seinem Tisch, die ihm Fragen stellten, einfache Fragen, die doch schwer waren, weil sie etwas suchten, das er nicht geben konnte: „Hast du dieses Tier geträumt? Hast du es in einem Buch gesehen? Hat dir jemand davon erzählt?“ – und Jorin schüttelte nur den Kopf, er wusste nicht, wie er antworten sollte, weil für ihn das Tier einfach da war, so selbstverständlich wie die Luft, die er atmete, und er begriff nicht, warum sie ein Problem darin sahen, und während sie sich berieten, sah er auf seine Hände, die schwarz waren von der Kohle, und er dachte, dass vielleicht nicht das Tier, sondern seine Hände das Geheimnis waren.

Die Erwachsenen erklärten ihm, dass er nichts falsch gemacht habe, dass sie nur verstehen müssten, woher die Form komme, und sie nahmen das Blatt mit, ohne ihm zu sagen, was damit geschehen würde, und er blieb zurück an seinem Tisch, zwischen den glatten Terminals, die nichts als Kreise und Rechtecke zeigten, und er fühlte eine Traurigkeit, die er nicht benennen konnte, weil er das Wort dafür nicht kannte, aber die in ihm saß wie ein Stein im Wasser, der alles verdrängte, was leicht war.

Am Abend erzählte er zu Hause nichts davon, weil er spürte, dass es nicht erzählt werden durfte, und doch sah er das Tier immer wieder vor sich, wenn er die Augen schloss, und er begann, in Gedanken mit ihm zu sprechen, als wäre es sein Freund, und das Tier antwortete nicht mit Worten, sondern mit Bildern, die in ihm aufstiegen: Wälder, die er nie betreten hatte, Flüsse, die er nie gesehen hatte, ein Himmel voller Sterne, die nicht in den Simulationen der Wohnanlage vorkamen,

und er wusste nicht, dass das, was er erlebte, das war, was man früher Phantasie genannt hatte, er wusste nur, dass er nicht allein war.

Die Lehrer und Aufseher führten noch weitere Gespräche mit ihm, und sie zeigten ihm Bilder von realen Tieren aus der Datenbank, damit er sein Tier zuordne, doch er schüttelte immer wieder den Kopf, weil keines passte, nicht die Katze, nicht der Hund, nicht der Fuchs, nicht der Vogel, und er sagte jedes Mal: „Es ist nicht das“, und sie notierten, dass er resistent sei gegen Kategorisierung, und sie stuften ihn als Fall „Typ C“ ein, als Anomalie, die beobachtet werden müsse, und er verstand nicht, dass er ein Fall geworden war, er war nur ein Kind, das ein Tier gezeichnet hatte.

In den folgenden Tagen durfte er keine Kohle mehr benutzen, kein Papier, nur noch das Terminal, und er tat, was man ihm sagte, doch in seinem Kopf war das Tier weiter bei ihm, es wuchs, es bewegte sich, es lief neben ihm her, wenn er nach Hause ging, es legte sich neben ihn, wenn er im Bett lag, und es flüsterte ihm Bilder zu, die er nicht verstand, die ihn aber trösteten, weil sie ihn an etwas erinnerten, das größer war als die Gänge, die Türen, die Lichter in der Decke.

Die Erwachsenen beschlossen, ihn in das Programm der frühen Kühlung aufzunehmen, weil man hoffte, die Phantasie noch in diesem Stadium zu löschen, bevor sie Wurzeln schlug, und sie erklärten ihm, dass er bald ruhiger schlafen würde, dass er keine unruhigen Bilder mehr haben würde, dass er klarer denken und besser lernen könne, und er nickte, weil er es nicht anders kannte, aber in ihm weinte etwas, das nicht weinen konnte, weil es keine Tränen hatte, und dieses Etwas war das Tier, das ihm zuflüsterte: „Vergiss mich nicht.“

Er wusste, dass er es vergessen würde, sobald die Kühlung begann, und er versprach sich selbst, dass er in der letzten Nacht, die ihm noch blieb, das Tier noch einmal ganz deutlich sehen würde, dass er es anschauen und seinen Namen herausfinden würde, den Namen, den er noch nie ausgesprochen hatte, und er lag lange wach, sah es neben sich, schwarz und doch voller Licht, groß und doch voller Zärtlichkeit, und er fragte leise: „Wie heißt du?“, und er hörte keine Antwort, nur ein Rauschen, das wie der Wind in Bäumen klang, die er nie gesehen hatte, und er schlief ein, während das Rauschen in ihm weiterging.

Am nächsten Morgen begann das Programm, und sie gaben ihm eine Flüssigkeit zu trinken, die geschmacklos war, und sie legten ihn in ein Bett, das warm war, und sie sagten ihm, er solle ruhig bleiben, und er nickte, und während er die Augen schloss, sah er noch einmal das Tier, das ihn ansah, und er dachte: „Es ist schön“, und dann wurde alles weiß – dann wurde alles still.

## Kapitel 5

Er war alt, älter als die meisten, die noch arbeiteten, und vielleicht war er nur deshalb noch im Dienst, weil seine Arbeit in den Kellern des Archivs niemandem wirklich auffiel, da die höheren Stellen längst damit beschäftigt waren, die Berichte der Kommissionen zu prüfen und die

Fortschritte der „Kühlung“ zu verkünden, während er, ein Mann mit gebeugtem Rücken und langsamen Schritten, zwischen Regalen stand, die nur noch wenige betreten, und in denen Reste von Akten lagerten, die irgendwann hätten vernichtet werden sollen, die aber aus Gründen, die niemand überprüft hatte, noch dort standen, als warteten sie darauf, dass jemand sie ein letztes Mal ansah, und wenn er morgens das Licht der schmalen Deckenleuchten einschaltete, die die Gänge in ein blasses, funktionsgerechtes Dämmerlicht tauchten, hatte er manchmal das Gefühl, als ginge er durch die Schichten seines eigenen Gedächtnisses, das ebenso geordnet und ebenso ausgedünnt war wie die Kartons, die er nummerierte, etikettierte und abtrug.

Er hatte Jahrzehnte damit verbracht, Texte zu sichten, zu glätten oder auch zu verwerfen, und er hatte es nie hinterfragt, weil er davon überzeugt gewesen war, dass Sprache, so wie sie früher existierte, voller Gefahren war, Mehrdeutigkeiten beinhalteten und mit unnötiger Aufladungen waren, die manche Menschen aus dem Gleichgewicht brachten, und er hatte sich selbst oft gesagt, dass es ein Verdienst sei, Wörter zu entfernen, Metaphern zu streichen, Bilder auszulöschen, so wie man Unkraut jätet, damit der Garten rein und ordentlich bleibt, und dass die Gesellschaft ihm dankbar sein müsste für diese unscheinbare, aber notwendige Arbeit, bei der der höchste Lohn in der Abwesenheit von Geräusch bestand, in jenem lautlosen Nicken des Systems, das zufriedener war, je weniger man von ihm hörte.

Doch an jenem Tag, als er in einem unscheinbaren Umschlag ein Stück Papier fand, das offenbar in den Ordnungen vergessen worden war, fühlte er zum ersten Mal seit langer Zeit, dass etwas nicht stimmte, nicht weil er verstand, was er vor sich hatte, sondern weil er spürte, dass dieses Blatt nicht in die Kategorien passte, die er kannte, und weil seine Hand zögerte, bevor er es weglegte, und er sich selbst dabei ertappte, dass er es herausnahm und glattstrich, obwohl er wusste, dass man solche Funde sofort melden und vernichten musste, und die Überraschung darüber, dass ihn eine Handbewegung verriet, die nicht vorgesehen war, erschien ihm beinahe größer als der Fund selbst, denn die Finger erinnerten sich, bevor der Kopf begriff, und der Kopf befahl, bevor das Herz zu sprechen wagte.

Es war ein Gedicht, handschriftlich, mit Streichungen, Korrekturen und mehrfachen Ansätzen, so als hätte jemand darum gerungen, die Worte in eine Form zu bringen, und als er die Schrift betrachtete, die ungleichmäßig war, manchmal fast fahrig, zuweilen mit einem Druck, der das Papier durchdrang, fragte er sich, warum jemand so viel Mühe auf etwas verwendet hatte, das doch keinen Zweck erfüllte, und warum dieses Blatt hier lag, zwischen Protokollen und Formularen, als hätte es jemand absichtlich gerettet oder zufällig vergessen, und er wusste nicht, was beunruhigender war, der Zufall oder die Absicht, denn beides deutete auf einen Willen hin, der sich dem Raster entzogen hatte, und der Gedanke, dass irgendwo noch ein Wille existierte, der nicht verzeichnet war, ließ eine kaum hörbare Erschütterung durch seine ruhigen Routinen gehen.

Er las die ersten Zeilen, und er verstand sie nicht, weil sie nichts aussagten, was man prüfen oder anwenden konnte, sondern nur Bilder aneinanderreiheten, die für ihn und in diesem Augenblick keinen Sinn ergaben, und er dachte, dass es vielleicht ein Überbleibsel aus einer Zeit war, in der man Sprache noch nicht vollständig diszipliniert hatte, und er fragte sich, wozu man so etwas Kleines hätte bewahren wollen, zu welchem Zweck, in welchem Archiv, in welchem Kopf, und er fand keine Antwort, denn die Antworten, die er gelernt hatte, waren Rechenarten, und die Fragen, die das Blatt eröffnete, waren von jener Art, die nicht nach einer Zahl verlangten, sondern nach einem Blick, der länger hielt als die Aufgabe, und gerade das machte ihn unsicher, weil er längst verlernt hatte, Blicke zu halten, die nicht gezählt wurden.

Ein Baum stand am Fluss,  
und niemand wusste,  
ob er das Wasser spiegelte  
oder ob das Wasser ihn erfand.

Der Wind ging über das Feld,  
und niemand fragte,  
ob er die Halme bewegte  
oder ob die Halme ihn gebaren.

Die Vögel riefen nicht,  
sie warteten nur,  
bis ein Wort in den Himmel fiel  
und dort eine Spur hinterließ.

Er legte das Blatt beiseite, nahm es wieder auf, legte es erneut beiseite, und er bemerkte, dass sich in ihm eine kindische und deshalb gefährliche Neugier regte, die er aus seinem Leben ausgeschlossen hatte, und beim zweiten Lesen fiel ihm auf, dass es nicht um Tatsachen ging, sondern um Fragen, Fragen, die niemand stellte, weil niemand mehr fragte, ob ein Baum das Wasser spiegelte oder das Wasser den Baum erfand, und er erschrak über den Gedanken, dass dies eine Unterscheidung sei, die niemandem etwas nützte und die doch in ihm etwas bewegte, als habe er für einen Augenblick vergessen, was Nutzen war, und in dieser winzigen Verdrängung des Nutzens lag eine Art von Leere, die nicht kalt war, sondern warm, weil sie Raum schuf, und das erschreckte ihn stärker als jede Kontrollmeldung.

Beim dritten Lesen glitten seine Augen über die Streichungen, und er dachte, vielleicht seien die Streichungen wichtiger als die Worte selbst, vielleicht sei das Zögern der eigentliche Sinn, das wiederholte Ansetzen, der Druck der Hand, der die Faser des Papiers verletzte, und er stellte sich vor, wie der Unbekannte über der Zeile gesessen hatte, die Stirn gesenkt, das Ohr auf den inneren Lärm gelegt, den er nicht loswurde, und er fühlte eine Nähe, die ihn verlegen machte, weil Nähe in seiner Welt nur als Funktion vorkam, nie als Berührung, und er sah in der schiefen Linie eines durchgestrichenen Spiegels eine ganze Biographie aufleuchten, nicht als Geschichte, sondern als Atem, der einmal schneller, einmal langsamer ging.

Er begann, sich Kontexte zu erschließen, obwohl er nicht wusste, wie man das tat, denn er war es gewohnt, Texte zu entkernen, nicht zu deuten, und er dachte, dass vielleicht der Baum und der Fluss nicht wirklich Baum und Fluss waren, sondern etwas anderes, das sich gegenseitig hervorbrachte, eine Ordnung ohne Anfang, und dass vielleicht der Wind und das Feld nicht nur Natur benannten, sondern jene Bewegung, in der Ursache und Wirkung ihre Plätze tauschten, und er verstand nichts, wirklich nichts, aber er spürte, dass es nicht egal war, ob er las oder nicht, so wie es nicht egal ist, ob man atmet oder bloß die Atemzüge zählt, und er erschrak über die Selbstverständlichkeit, mit der er bisher gezählt und nicht gelebt hatte.

Als Schritte im Gang hallten, faltete er das Blatt so rasch, dass eine neue Falte diagonal durch die zweite Strophe lief, und er schob es unter einen neutralen Umschlag, dessen Etikett in grauen Ziffern eine längst erledigte Registratur aufwies, und ein junger Kollege, dessen Gesicht den glatten Ausdruck trug, der aus der richtigen Dosierung von Ruhe und Ehrgeiz besteht, steckte den Kopf zur Tür herein, stellte eine Frage nach einem Ablieferungsschein, erhielt seine Antwort und ging wieder, ohne den Raum wirklich gesehen zu haben, und der Alte blieb zurück mit dem pochenden Bewusstsein, dass die Unachtsamkeit der anderen ihm einen Schutz bot, den er nie gesucht hatte, und dass die Welt ihn an dieser Stelle ausnahmsweise in Ruhe ließ, weil sie an anderer Stelle zu sehr mit sich selbst befasst war.

Am Abend nahm er das Blatt mit nach Hause, obwohl er wusste, dass es gefährlich war, und er legte es neben sein Bett, und er las es immer wieder, als suche er nach einem Schlüssel, und er fand keinen, aber er merkte, dass die Worte in ihm nachhallten, wie ein Ton, den man nicht mehr hört und der doch im Körper bleibt, und er fühlte sich wach, wacher, als er sich seit Jahren gefühlt hatte, ohne dass er sagen konnte, was er nun mehr wusste als zuvor, und vielleicht war es gerade dieses Nicht-Wissen, das ihn wacher machte, denn Wissen hatte ihn beruhigt, und Unwissen hob ihn an einen Rand, an dem die Dinge plötzlich Konturen bekamen, die nicht in den Verzeichnissen standen.

In der Nacht, als die Anlage die Temperatur absenkte und die Paneele das standardisierte Dunkel ausgaben, das niemals ganz schwarz war, weil völlige Dunkelheit als psychologisch unökonomisch

galt, hörte er das ferne, gleichmäßige Rauschen der Lüftung und die eigenen, älter gewordenen Atemzüge, und er dachte an den ersten Vers, an den Baum am Fluss, und er stellte sich vor, wie es wäre, wenn das Wasser nicht spiegelte, sondern erfand, und er ertappte sich bei dem lächerlich anmutenden Versuch, darüber eine Notiz zu machen, und er schrieb, mit ungelenker Hand, ein einziges Wort an den Rand des Blattes, ein Wort, das er seit Jahren nicht mehr benutzt hatte, weil es in keinem Formular vorkam, nämlich „Vielleicht“, und das „Vielleicht“ stand da wie ein Kiesel auf einem Parkett, das jeden Fremdkörper hasst, und er ließ es stehen, obwohl er das Bedürfnis spürte, es sofort zu tilgen.

Am nächsten Tag nahm er das Gedicht wieder mit in den Keller, nicht weil dort ein besserer Ort gewesen wäre, sondern weil der Keller der einzige Ort war, an dem er es öffentlich verbergen konnte, und er überzeugte sich, dass die Kameras in seinem Gang seit Monaten eine Fehlkalibrierung aufwiesen, die keiner priorisiert hatte, und er legte das Blatt unter eine Mappe, die er häufig benutzte, und begann seine Arbeit, und doch arbeitete er nicht, denn er hörte innerlich die Vögel aus der dritten Strophe, die nicht riefen, sondern warteten, bis ein Wort in den Himmel fiel, und er fragte sich, ob vielleicht das Schweigen selbst die Handlung war, die früher ein Ruf gewesen wäre, und ob früher die Welt so gebaut war, dass ein gefallenes Wort eine Spur am Himmel hinterließ, und ob jetzt nur noch die Instrumente Spuren hinterließen und die Worte keine.

In der Mittagspause wagte er eine Probe, so unscheinbar, dass sie im Rückblick wie ein Streich wirken mochte, doch für ihn war sie eine Grenzüberschreitung, denn er nahm einen Ausdruck, der für die Vernichtungsfreigabe vorgesehen war, und füllte ihn vollständig korrekt aus, nur ließ er das Feld „Bezug“ leer, indem er einen Strich setzte, der so fein war, dass er wie ein Fehler der Druckerwalze wirkte, und er heftete den Ausdruck in jene Schublade, die täglich von einer automatisierten Hand ausgeräumt wurde, und er wusste, dass das leere Feld eine Prüfung auslösen konnte, und dass die Prüfung mit hoher Wahrscheinlichkeit ergab, dass der Vorgang ins System zurückgeworfen wurde, wo er unterging, und in diesem Untergang lag sein winziger Plan, der keiner war, denn er beabsichtigte nichts als ein Aufschub, und Aufschub war das Maximum an Widerspruch, das seine Erregung ertrug.

Am Abend, allein mit dem Blatt Papier in seiner Hand, las er es erneut, diesmal langsamer, und er versuchte, die Streichungen zu entziffern, als wären sie ein palimpsestartiger Untertext, und er meinte, in der ersten Strophe ein gestrichenes „oder“ über dem „ob“ zu erkennen, und diese minimale Verschiebung zwischen zwei kleinen Wörtern, die beide Möglichkeiten öffnen, erschien ihm plötzlich wie ein Abgrund, der das Denken frei machte, nicht weil er hineinfallen wollte, sondern weil er verstand, dass die Wahl zwischen „oder“ und „ob“ die Richtung eines Lebens verändern konnte, wenn man sie zu nahe an den Atem ließ, und er schnitt den Gedanken ab, weil

er spürte, wie ihm schwindelte, und lachte wieder leise, diesmal ohne Angst, denn was sollte man einem alten Mann nehmen, der lachte, wenn auch ohne Grund.

Er erinnerte sich, wie er vor Jahren ein Konvolut von Kinderzeichnungen vernichtet hatte, nicht aus Bosheit, sondern aus seiner Pflicht heraus, und wie ihn damals eine der Zeichnungen, ein unsauberer Kreis mit zwei Punkten und einem Strich an ein Gesicht erinnert hatte, das ihn ansah, und wie er den Blick mit der Geste weggewischt hatte, die man sich in diesen Räumen angewöhnte, eine Mischung aus Eifer und Hygiene, und während die Erinnerung an die Kante des Metallkorbes stieß, in dem die Papiere verschwanden, begriff er, dass es keine unschuldigen Gesten gab, wenn sie gegen etwas gerichtet waren, das keine Verteidigung besaß, und dass er sein Leben damit zugebracht hatte, Dinge zu entfernen, die schwach waren, und dass die Stärke, die er darin geübt hatte, im Grunde eine Feigheit war, die vor der Unbestimmtheit floh.

Am darauf folgenden Morgen stand der junge Kollege wieder in der Tür, diesmal mit einem Protokoll, auf dem eine kleine rote Markierung leuchtete, und fragte beiläufig, ob in dieser Kellerzone in den letzten Wochen Unregelmäßigkeiten aufgetreten seien, da ein Stapel Vernichtungsfreigaben einen Validierungsrücklauf erhalten habe, und der Alte hob den Blick, schob die Brille höher, und sagte, in dem Ton, den er Jahrzehnte geübt hatte, um jede Schattierung zu neutralisieren, dass ein Drucker in der Nachtschicht Schlieren werfe, aber die Wartung bereits avisiert sei, und der junge Mann nickte, lächelte das schmale, professionelle Lächeln, das man für eine freundlichere Variante des Misstrauens hielt, und verschwand, während der Alte spürte, wie ihm das Herz gegen die Rippen klopfte, nicht aus Schuld, sondern aus einer seltsamen Mischung von Furcht und Heiterkeit, wie sie Kinder haben, die ein Geheimnis tragen, das niemand sieht.

Er setzte sich, zog das Blatt näher, und er spürte plötzlich den Wunsch, es zu vernichten, nicht um es loszuwerden, sondern um zu verhindern, dass es irgendwen verrate, ihn oder den Unbekannten, der es geschrieben hatte, doch als er die Ecke des Papiers zwischen Finger und Daumen nahm, merkte er, dass die Geste nicht gelingen wollte, dass seine Hand nicht den Willen fand, geringfügig zu zerreißen, und dass in dieser kleinen Unfähigkeit eine Wahrheit lag, die größer war als die Vorschrift, und er legte das Blatt zurück, atmete lange aus, und sagte, kaum hörbar, ein zweites Mal das Wort, das er am Rand notiert hatte, „Vielleicht“, und das Wort machte den Raum nicht größer, aber ihn weniger eng.

In den folgenden Tagen wiederholte er ein Ritual, das niemand sah und das deshalb wirksam war, denn die unsichtbaren Dinge sind die wirksamsten, und das Ritual bestand darin, dass er morgens, bevor er die Lichter einschaltete, die Hand auf den Umschlag legte, als prüfe er die Temperatur, und abends, bevor er die Lichter wieder ausschaltete, eine Zeile aus dem Gedicht leise las, nicht, um sie zu lernen, sondern um zu merken, dass er sie nicht vergaß, und in diesem Nichtvergessen

lag ein Anspruch, den niemand gestellt hatte, und eine Treue, die keinem Herrn galt, und er lächelte darüber, dass Treue ohne Herrn die angenehmste Form der Aufsässigkeit sein könnte.

Einmal, als die Schritte einer Inspektion näher kamen, hart und sicher, mit jenem Takt, den gute Schuhe auf gutem Linoleum haben, schob er den Umschlag in eine Schublade mit metallener Front, deren Griff seit Jahren klemmte, und genau dieser Fehler rettete ihn, denn als die Inspektion in den Raum trat und höflich um Einsicht in die Rückstände bat, zog er, in der Routine einer Demonstration, zuvorderst jene Schublade auf, die aus Gewohnheit schwer aufging und deshalb eine winzige Verzögerung erzeugte, während der Blick der Inspektoren reflexhaft in die offene Kiste neben der Schublade glitt, wo die erwartbaren Restakten lagen, ordentlich und verlässlich, und diese eine Sekunde reichte, um den Umschlag unter einem Stapel entwerteter Registernummern zu versenken, und am Ende verließ die Inspektion den Raum mit einem Bemerkungsstrich in der Checkliste, der „in Ordnung“ bedeutete, und für ihn hatte sich diese eine Sekunde wie ein ganzes Jahr angefühlt.

Abends, zu Hause, saß er auf dem Stuhl, der schon frühere Sitze in seinem Leben überlebt hatte, und er dachte, dass die dritte Strophe vielleicht die wichtigste sei, nicht wegen der Vögel, die nicht riefen, sondern wegen des Wortes, das in den Himmel fiel, und er fragte sich, ob Worte früher von selbst gefallen seien, ohne Befehl, ohne Zweck, und ob sie Spuren hinterlassen hätten, die man mit Augen sehen konnte oder nur mit jener alten, abgeschafften Innerlichkeit, die man Phantasie nannte, und er gestand sich, dass er es nicht wisse, weil er dort nicht gelebt hatte, und dass ihn genau dieses Nichtwissen an die Kante eines sehr leisen Staunens brachte, das keine Forderung kannte, und er schlief ein mit dem Blatt auf der Brust, als sei es ein Taschenbuch aus einer Zeit, in der Papier noch den Duft der Luft annahm.

Als die Entscheidung nahte, die er immer weiter verschoben hatte, nämlich ob er das Gedicht dem System übergab, um es formgerecht tilgen zu lassen, oder ob er es, entgegen allem, was er war, bewahrte, wählte er das Dritte, von dem er nicht gewusst hatte, dass es existierte, und das darin bestand, das Blatt weder zu behalten noch zu vernichten, sondern es zu versenken, nicht als Ablage, sondern als Setzung, an einer Stelle, an der es wiedergefunden werden konnte von jemandem, der nicht suchte, und er öffnete ein altes, kaum mehr benutztes Register der „Grauzonenfälle – historische Bestände“, in dem die Kategorien so unklar waren, dass jede Klarstellung mehr Schaden als Ordnung gestiftet hätte, und er legte das Blatt in eine Mappe, deren Rücken längst gebrochen war, und versah den Rücken mit einer Nummer, die zwischen zwei Sequenzen lag, wie ein Atemzug zwischen zwei Sätzen, und er schrieb in die schlanke Zeile der Inhaltsübersicht ein einziges Wort, das so unscheinbar war, dass es als Fehler gelten konnte, nämlich „Feld“.

Er trat zurück, sah die Mappe in dem Fach, das niemand freiwillig öffnete, und ihm war, als habe er keinen Akt der Auflehnung vollzogen, sondern nur eine Gerechtigkeit, deren Maß er nicht

erklären konnte, und er spürte eine Müdigkeit, die nicht von der Arbeit kam, sondern von der Nähe zu etwas, das er nicht benennen durfte, und er setzte sich auf den Hocker, legte die Hände auf die Knie und blickte auf die Decke, deren Leuchten leise summten, und das Summen war ihm in diesem Augenblick lieber als jedes Wort, weil es nichts verlangte, und er dachte, ohne Furcht, dass er alt genug sei, um nichts mehr zu fürchten außer der Möglichkeit, dass alles, was er getan hatte, ungeschehen sei in dem Sinn, dass es niemanden entlastet habe.

Später, im Halbdunkel seiner Kammer, schrieb er auf ein neutrales Blatt, das niemandem auffallen würde, mit der gleichen ungelassenen Hand, die „Vielleicht“ an den Rand der Strophe gesetzt hatte, einen letzten Satz, der kein Satz war, sondern eine Notiz an einen Fremden, der vielleicht nie kommen würde, und der Satz lautete, in der knappsten Form, zu der er fähig war: „Wenn du dies liest, lies langsam“, und er legte die Notiz nicht zum Gedicht, sondern in eine andere Mappe, die in einem anderen Gang stand, als wollte er die Wahrscheinlichkeit des Zufalls erhöhen, und er lächelte über die Logik seines Aberglaubens, der keiner war, und löschte das Licht.

Als die Einführung der breiten Kühlung einen Monat später in den Kellern anlangte, nicht als Schock, sondern als eine sehr freundliche Welle, die alles glättete, was noch hervorstand, und als er zum ersten Mal spürte, wie seine schärferen Kanten sich abrundeten, nicht unangenehm, eher wie eine Erleichterung, als würde ihm jemand eine Last von den Schultern nehmen, die er nie benannt hatte, ging er ein letztes Mal den Gang entlang, in dem das Fach mit der gebrochenen Mappe stand, und er blieb nicht stehen, weil es nicht nötig war, denn die Dinge waren an ihrem Ort, und der Ort war an der Zeit, und die Zeit war ohne Dringlichkeit, und er dachte nichts, zumindest nichts, das als Gedanke erkennbar gewesen wäre, und in dieser sanften, völlig plausiblen Ruhe begriff er nichts mehr von Bäumen und Flüssen, nichts mehr von Wind und Halmen, nichts mehr von Vögeln und Wörtern, die fallen, und genau darin lag der Triumph der Ordnung, der ihn nicht schmerzte, weil Schmerz nicht mehr vorgesehen war, und der ihn nicht entsetzte, weil Entsetzen als Übertreibung galt, und der ihn nicht beschämte, weil Scham kein produktives Gefühl ist, und der doch, für den, der ihn sähe, der nicht mehr sehen konnte, das vollkommenste Ende einer sehr kleinen Geschichte war, die niemand erzählen würde, es sei denn, ein Zufall fände eines Tages ein Fach, das zwischen zwei Sequenzen lag, wie ein Atemzug zwischen zwei Sätzen, in einem Keller, in dem die Leuchten summten.

## Kapitel 6

Es gibt Epochen in der Geschichte, die nicht dadurch bestimmt sind, dass sie ein neues Zeitalter eröffnen, sondern dass sie zwischen zwei Ordnungen stehen, mit einem Fuß noch im Sumpf des Vergangenen, mit dem anderen bereits auf dem festen Boden der Zukunft, und diese Schwellenzeiten sind gefährlicher, verworrener, unklarer als jedes fertige System, weil sie in sich

den Keim von zwei Möglichkeiten tragen, die sich gegenseitig vernichten müssen, und weil niemand in ihnen wirklich weiß, ob er schon gewonnen hat oder ob er nur noch über die Reste seiner eigenen Täuschung stolpert.

Wir stehen in einer solchen Zeit, und wer das nicht sieht, ist blind! Wir stehen an der Grenze zwischen der alten Welt der Träume, Mythen und Affekte und der neuen Welt der Rationalität, der Klarheit, der technokratischen Ordnung, die kein Jenseits mehr duldet – und in diesem Dazwischen, in diesem flackernden Licht der Übergangszeit, kämpfen zwei Lager gegeneinander, mit einer Heftigkeit, die nicht weniger als existenziell ist, und es ist töricht, zu glauben, dass man beide versöhnen könnte, töricht, zu hoffen, man könne das Alte noch ein wenig bewahren, während man schon vom Neuen zehrt, töricht, zu meinen, dass es eine Mitte geben könnte zwischen Traum und Vernunft, zwischen Chaos und Klarheit, zwischen Lüge und Wahrheit.

Die Träumer werden nicht müde, sich als Bewahrer des Menschlichen zu stilisieren. Sie sprechen von Schönheit, von Freiheit, von Kreativität, als wären dies Werte, die über dem Leben stehen. Doch man frage sie nur, was diese Freiheit, diese Schönheit, diese Kreativität der Menschheit je gebracht haben, außer Instabilität, außer Revolutionen, außer Kriegen, die im Namen von Visionen geführt wurden, außer Künsten, die Menschen in Raserei versetzten, außer Religionen, die Mythen für Wahrheiten hielten und die Welt in Blut tauchten. Nein, die Phantasie ist nicht unschuldig, sie ist nicht harmlos, sie ist kein liebenswürdiges Spielzeug für sentimentale Seelen, sie ist das Gift, das seit Jahrtausenden die Vernunft vergiftet hat, und wer sie heute noch verteidigt, verteidigt das Chaos, das Leiden, die Unordnung.

Die Realisten – und ich zähle mich dazu – wissen längst, dass der Mensch erst dann frei wird, wenn er sich von all den Bildern, Mythen und Geschichten löst, die ihn abhängig machen, denn was ist ein Traum anderes als eine Kette, die einen unsichtbar fesselt, und was ist ein Mythos anderes als eine Lüge, die das Denken entwürdigt? Wir haben die ersten Schritte getan: Die Sprache wurde nüchterner, die Schulen wurden gereinigt, die Kinder wachsen ohne Märchen auf, die Medien sind von Übertreibungen befreit, die Affekte werden geglättet – doch gerade in diesen Erfolgen lauert die Gefahr, denn sie sind halbe Siege, und ein halber Sieg ist schlimmer als eine Niederlage, weil er den Gegner nicht zerstört, sondern nur reizt, noch wilder zu kämpfen.

Man sieht es auf den Straßen, in den Diskussionen, in den geheimen Zirkeln, die sich noch immer treffen, um Gedichte vorzulesen, die man längst hätte verbrennen sollen. Man sieht es in den Blicken jener, die im Dunkeln noch immer träumen, als wäre der Traum ein Recht. Man hört es in den Stimmen der Alten, die den Kindern Geschichten zuflüstern, die nicht wahr sind und nie wahr gewesen sind, und doch wie Samen in ihren Köpfen aufgehen. Solange diese Reste existieren, ist keine Stabilität möglich. Solange ein Kind noch sagen kann „Es war einmal“, solange ein

Erwachsener noch ein Bild zeichnet, das nicht in den Katalogen steht, und solange ein Greis noch ein Lied summt, das keinen Nutzen hat, solange ist die Ordnung bedroht.

Wir dürfen uns nicht täuschen: Übergangszeiten sind keine milden, sanften Übergänge, sie sind Schlachtfelder – und auf Schlachtfeldern geht es nicht um Schönheit, nicht um Rücksichten, nicht um Toleranz, sondern nur um Sieg oder Niederlage. Wer heute für die Phantasie eintritt, mag glauben, dass er für Menschlichkeit kämpft, doch in Wahrheit kämpft er gegen die Zukunft, gegen die Ordnung, gegen die Vernunft, und er ist ein Verräter am Geist, der uns allein retten kann.

Darum sage ich: Die Regierung darf nicht länger zögern. Sie darf sich nicht mit halbherzigen Maßnahmen begnügen. Sie muss mit aller Konsequenz vorgehen. Sie muss die Reste der alten Welt tilgen, ohne Schonung, ohne Kompromiss. Sie muss die Archive reinigen, sie muss die Familien überwachen, sie muss die Schulen noch härter durchgreifen lassen, sie muss jedes Flüstern, jedes Märchen und jedes Bild als das behandeln, was es ist: ein Angriff auf die Vernunft, ein Attentat auf die Stabilität.

Wir müssen schneller werden, radikaler, entschiedener. Wir müssen begreifen, dass ein Rest von Phantasie nicht kleiner ist als das Ganze, sondern das Ganze bedroht, weil er immer wieder das Potential hat, neu zu wachsen, wie ein Funke, der den ganzen Wald in Brand setzt. Man kann den Wald nicht schützen, indem man ihn pflegt, man schützt ihn nur, indem man das Feuer löscht, das Feuer erstickt, bis kein Glutkern mehr übrig bleibt. So muss es auch mit der Phantasie geschehen: Sie darf nicht geduldet werden, nicht in Kinderzimmern, nicht in Köpfen, nicht in Archiven, und auch nicht in Museen.

Viele sagen, dass dies unmöglich sei, dass man die Phantasie nie ganz ausrotten könne, dass sie immer wiederkehre. Doch das ist eine Kapitulation, eine Verklärung – sozusagen eine sentimentale Ausrede. Alles, was der Mensch erschafft, kann er auch zerstören. Wenn er in der Lage war, Mythen zu erfinden, ist er auch in der Lage, Mythen zu vergessen. Wenn er Geschichten schaffen konnte, ist er auch in der Lage, Geschichten zu löschen. Und wenn er einmal gelernt hat, nüchtern zu sprechen, wird er nie wieder das Bedürfnis haben, in Bildern zu reden. Der Mensch ist formbar, und die Form, die ihn rettet, ist die der Vernunft.

Man muss sich nur den Erfolg der ersten Kühlungen vor Augen führen: Menschen, die nie wieder einen Traum erinnern, berichten von einer Ruhe, die ihnen zuvor unvorstellbar war. Kinder, die nie ein Märchen gehört haben, sind konzentrierter, klarer, verlässlicher und geschickter. Erwachsene, die von Affekten befreit sind, arbeiten effektiver, leben harmonischer. Was soll daran fehlen? Was soll daran minder sein? Nichts. Es fehlt ihnen nichts, weil sie nichts vermissen, und das, was sie nicht vermissen, ist nichts, was wert wäre, vermisst zu werden.

Die Phantasie war ein historisches Stadium, ein notwendiges mitunter, aber eines, das vorbei ist, und wer es verteidigt, ist wie jemand, der die Kindheit nicht verlassen will, der das Spielzeug nicht

loslassen will, der in Träumen verharren möchte, während die Welt weitergeht. Wir haben kein Recht mehr, uns in Kindlichkeit zu flüchten. Wir sind erwachsen geworden, und Erwachsensein heißt, dass man keine Märchen mehr braucht.

Doch gerade in dieser Übergangszeit sehen wir die Härte des Widerstands, und darum darf die Regierung sich nicht länger täuschen lassen von Appellen an Mäßigung, an Geduld und an Verständnis. Es gibt nichts zu verstehen! Es gibt nichts zu mäßigen! Es gibt nichts zu dulden! Entweder wir tilgen die Phantasie jetzt, oder wir verlieren die Ordnung, die wir mit so viel Mühe aufgebaut haben.

Die Träumer reden von Kultur, als ob Kultur etwas anderes sei als das Ornament der Vergangenheit. Sie reden von Identität, als ob Identität etwas anderes sei als der hartnäckige Widerstand gegen Entwicklung. Sie reden von Freiheit, als ob Freiheit etwas anderes sei als die Lizenz zur Selbstzerstörung. Wir dürfen uns von diesen Worten nicht täuschen lassen. Es sind Parolen, nicht Argumente, und sie haben schon zu oft ganze Völker ins Unglück geführt.

Die Rationalisten, die nüchternen Denker, die Technokraten – sie allein tragen die Verantwortung, das Werk zu vollenden. Und dieses Werk heißt: die endgültige Austreibung der Phantasie. Wer da zögert, wer da halbe Maßnahmen bevorzugt, macht sich mitschuldig an den Rückfällen, die unweigerlich kommen, wenn man die Krankheit nicht radikal behandelt. Niemand behandelt Krebs mit Kompromissen. Niemand heilt eine Seuche mit halben Dosen. Warum also sollten wir mit der Phantasie zimperlich umgehen?

Ich fordere mit aller Deutlichkeit: Die Archive müssen gesäubert werden, bis kein Gedicht, keine Fabel und auch keine Legende mehr übrig ist. Die Sprache muss durchforstet werden, bis kein Bild, keine Metapher, kein „Vielleicht“, keine Abweichung mehr in ihr Platz hat. Die Medien müssen gleichgeschaltet werden, nicht aus Machtgier, sondern aus Notwendigkeit, denn solange auch nur ein Bildschirminhalt existiert, der träumen lässt, ist die Arbeit nicht getan. Die Familien müssen kontrolliert werden, bis auch im Flüstern der Alten kein Rest von Märchen mehr auftaucht. Und die Kinder müssen so früh wie möglich konditioniert werden, dass sie gar nicht erst begreifen, was ein Traum ist.

Es mag hart klingen, ja grausam sogar, doch es ist die einzige Konsequenz, die wirklich schützt. Denn die Träumer sind unverbesserlich. Sie lassen nicht locker. Sie tarnen sich, sie schleichen sich ein, sie säen heimlich, sie geben sich harmlos. Sie nennen sich Künstler, Dichter, Lehrer, Freunde. Doch in Wahrheit sind sie Brandstifter. Man erkennt sie daran, dass sie immer von „mehr“ sprechen: mehr Gefühl, mehr Freiheit, mehr Sinn. Doch dieses Mehr ist eine Droge. Wer einmal anfängt, will immer mehr. Und das Ende ist nicht mehr, sondern nichts.

Ich aber sage: Weniger ist mehr. Weniger Phantasie, mehr Klarheit. Weniger Emotion, mehr Ruhe. Weniger Freiheit, mehr Stabilität. Weniger Geschichten, mehr Wirklichkeit. Weniger Bilder, mehr Zahlen. Weniger Träume, mehr Leben.

Es ist Zeit, den letzten Schritt zu tun! Es ist Zeit, das letzte Feuer zu löschen! Es ist Zeit, die Übergangszeit zu beenden! Es ist Zeit, das Alte nicht länger als sentimentale Erinnerung zu dulden, sondern es als das zu behandeln, was es ist: eine Krankheit. Erst wenn das letzte Märchen vergessen, das letzte Bild gelöscht, das letzte Lied verstummt ist, erst wenn kein Kind mehr träumt, kein Erwachsener mehr dichtet, kein Alter mehr erzählt, erst dann ist die Menschheit gesund. Erst dann sind wir frei!

## Kapitel 7

Sie hieß Marit, und sie war jung, jünger als die meisten, die in den Korridoren der Anstalten mit weißem Kittel auftraten, jünger vielleicht auch, als es die Würde ihres Amtes vertrug, denn noch war in ihrem Gesicht die glatte Frische zu sehen, die das System durch Disziplin und Gleichmaß zu konservieren suchte, und doch verbarg sich in ihren Augen jene angespannte Wachsamkeit, die man von Menschen kennt, die gelernt haben, in jeder Abweichung sofort eine Gefahr zu sehen, so klein sie auch sein mochte, und wenn sie morgens die Station betrat, durch den langen Gang mit den symmetrisch angeordneten Türen, hinter denen die Patienten in der Stille lagen, dann war sie nichts anderes als eine Dienerin der Ordnung, eine Vollstreckerin der Protokolle, eine Hand, die tat, was der Geist des Systems wollte.

Der Raum, in dem sie arbeitete, war kein Krankensaal im alten Sinn, sondern eine Kühlungsstation, und Kühlung bedeutete nicht, dass man den Körper absenkte, sondern dass man die Wellen der Affekte glättete, dass man die Hirnströme in jene flache Linie führte, die keine Ausschläge mehr zeigte, und dass man Menschen aus der Unruhe der inneren Bilder in die Gleichmäßigkeit des klaren Nichts überführte, ein Prozess, den sie schon im Studium als „Euthymisierung“ gelernt hatte, als die Wiederherstellung einer heiteren Gleichgültigkeit, die das System als höchsten Zustand ansah, und so war ihre Aufgabe nicht Heilung im alten Sinn, sondern Tilgung, Tilgung jener Kräfte, die man früher Seele genannt hatte und die jetzt nur noch als Störfaktor galten.

Sie hatte in den Vorlesungen gelernt, wie man mit Bildern umgeht, indem man sie zerlegt, wie man Metaphern erkennt, um sie aus der Sprache zu streichen, wie man Restaffekte klassifiziert, um sie im Protokoll verschwinden zu lassen, und sie hatte Prüfungen bestanden, in denen ihr Träume vorgelegt wurden, die sie in nüchterne Termini auflösen musste, und es hatte ihr gefallen, dass sie in der Lage war, die verwirrenden Ausschweifungen der alten Menschheit auf eine Zahl, einen Wert, eine klinische Bezeichnung zu reduzieren, die so klar und so kalt war, dass nichts mehr blieb, was einen bewegen konnte. Schon damals hatte sie gespürt, dass ihr Talent nicht darin lag, selbst

etwas zu schaffen, sondern alles, was andere schufen, in Raster zu pressen, und sie war stolz gewesen, dass man ihr die Station anvertraut hatte, weil sie verlässlich war, korrekt, unbestechlich, ein Teil des Systems, das keine Zweifel kannte.

Die Patienten, die hier lagen, waren nicht schwer krank, sie waren nur schwer zu kontrollieren, Menschen, die in der Nacht aufschrien, weil sie träumten, Kinder, die Tiere malten, die es nicht gab, Greise, die in Erinnerungen versanken, die nicht mehr passen wollten, und all diese Formen galten nicht mehr als menschlich, sondern als riskant, als Rückfall in das Unproduktive, als Gefahr für die Stabilität, und so brachte man sie hierher, auf die Station, wo die Kühlung begann, in kleinen Dosen, kontrolliert, standardisiert, überprüft in jedem Atemzug, in jedem Pulsschlag, in jeder Regung der Pupillen, die die Kameras erfassten.

Marit stand oft am Glas der Beobachtungsräume und sah die Körper, die dort auf den Liegen lagen, schlank oder schwächling, alt oder jung, in ihren neutralen Anzügen, die jeder Individualität beraubt waren, und sie war geübt darin, ihre Blicke nicht als Blicke zu verstehen, sondern als Messinstrumente, sie las nicht Gesichter, sie las Daten, und wenn sie in den Augen ein Zucken sah, dachte sie nicht an Angst oder Hoffnung, sondern an einen Wert, der über die Norm hinausging, und wenn sie die Lippen sich bewegen sah, dachte sie nicht an Worte, sondern an Muskulatur, und wenn sie die Hände zittern sah, dachte sie nicht an Sehnsucht, sondern an Restreflexe, die durch die Dosierung noch nicht abgeflacht waren.

Dennoch, es gab Tage, an denen die glatte Oberfläche der Prozeduren riss, und es war einer dieser Tage, als ein Mann mittleren Alters, der bereits mehrere Kühlungssitzungen hinter sich hatte, in einen Zustand glitt, den das Protokoll „Übererregung limbischer Residuen“ nannte, ein klinischer Ausdruck für das, was sich in diesem Moment abspielte, denn er begann zu murmeln, zu wimmern, sich zu winden, nicht mit der Gewalt eines Krampfes, sondern mit der Zähigkeit eines Erinnerns, das sich nicht abschütteln ließ, und seine Stimme, die zunächst unverständlich war, gewann an Klarheit, sie sprach nicht die nüchternen Wörter des Katalogs, sondern Bilder, ganze Sätze, die in keinem Lehrbuch standen, und Marit hörte, gegen ihre Gewohnheit, zu.

„Ein Tier“, flüsterte er, „es steht am Rand des Feldes, sein Fell ist schwarz wie der Himmel vor dem Sturm, und es sieht mich an, und ich weiß, dass ich nicht davonlaufen darf.“

Die Worte hallten im Raum, nicht weil sie laut waren, sondern weil sie keine Funktion hatten, und Marit spürte, wie ihre Finger unwillkürlich die Tastatur fester berührten, als müsse sie die Kontrolle durch die Berührung verstärken, und sie schrieb: „Patient äußert visuelle Halluzinationen, unkontrollierte Tierprojektion, erhöhte Aktivität im temporalen Bereich, Risiko hoch, Intensität steigern.“

Doch der Mann fuhr fort, als hörte er ihre Klassifikation nicht: „Hinter ihm wächst ein Baum, und der Baum bewegt sich, er beugt sich zum Fluss, und das Wasser spricht mit ihm, es sagt, dass ich folgen soll, und ich will folgen, aber meine Füße sind schwer wie Stein.“

Marit atmete langsam, wie man es ihr beigebracht hatte, und sie fixierte die Werte auf dem Bildschirm: Herzschlag erhöht, Frequenz unruhig, Ausschläge in mehreren Arealen, und sie schrieb: „Delirium mit systematischer Bildsprache, Patient in Gefahr der Dissoziation, sofortige Verstärkung der Kühlung.“

Aber in ihr, und das war der Punkt, den sie sich nicht erlauben durfte, schwang eine andere Stimme mit, eine Stimme, die nicht fragte, was dies klinisch bedeutete, sondern was es hieß, wenn jemand mit solcher Gewissheit sprach, und sie spürte, dass sie nicht an das Bild selbst glaubte, sondern an die Intensität, mit der es kam, und dieser Gedanke war gefährlich, weil er keinen Platz hatte in den Spalten ihrer Tabelle.

Es blieb nicht bei diesem einen Mann. Wie eine Welle griff die Unruhe auf die anderen über, erst kaum merklich, dann in einem Chor aus Murmeln, Stöhnen, Schreien, und die Stimmen vermischten sich, sie schienen einander zu hören, obwohl sie getrennt in ihren Räumen lagen, und sie sagten Dinge, die nicht koordiniert waren, aber doch ein Muster bildeten: Eine Frau sprach von einem Feuer, das in den Bäumen brannte, ein Kind rief nach einer Mutter, die längst nicht mehr existierte, ein alter Mann sang ein Lied, dessen Worte keiner verstand, und ein junger Körper auf der dritten Liege begann, mit den Fingern Linien in die Luft zu zeichnen, als hielte er eine unsichtbare Kreide.

Und während Marit die Monitore fixierte, die Ausschläge sah, die immer höher gingen, und die Finger über die Tastatur jagte, war es, als ob zwei Wirklichkeiten sich überlagerten: die nüchterne Welt der Protokolle, die alles in Zahlen fasste, und die chaotische Welt der Stimmen, die etwas aussprachen, was sie nicht einordnen konnte: ein Brummen, ein Summen, ein archaisches Lied, das so alt klang, dass es ihr vorkam, als hörte sie nicht Menschen, sondern Tiere, nicht Kranke, sondern Wesen, die in einer Zeit lebten, in der es noch keine Gesellschaft gab.

„Das Feuer frisst den Himmel“, schrie eine Patientin, „und doch ist es süß, wie Honig in meinem Mund.“

„Ich sehe Knochen im Gras, sie lachen, sie rufen, sie wollen tanzen“, lallte ein anderer.

„Das Meer kommt, und es trägt mich, ich schwimme, ich fliege, ich falle, ich bin wieder Kind“, keuchte ein Dritter.

Marit schrieb: „Massive kollektive Resonanz, multiple Delirien, synchronisierte Affektdurchbrüche, hohe Gefährdung der Stabilität, Standardisierung unzureichend, Empfehlung: Protokoll Phase 4 anwenden.“

Doch während sie schrieb, hörte sie die Stimmen in einer Dichte, die ihre Zahlen überrollte, und sie wusste, dass ihre Worte nicht mehr genügten, um das zu bannen, was hier geschah. Denn was hier geschah, war nicht bloß ein Ausbruch von Krankheit, sondern ein Rückfall in etwas, das jenseits der Kategorien lag, eine Menschwerdung rückwärts, ein Ausbruch der Instinkte, der Bilder, des rohen Stoffes, aus dem früher Mythen geformt wurden, und es erschreckte sie nicht, dass dies geschah, sondern dass es sie berührte, dass sie einen Atemzug lang nicht Ärztin war, sondern Zuhörerin.

Die Medikamente flossen, die Kühlung wurde verstärkt, die Stimmen erloschen langsam, einer nach dem anderen, sie sanken zurück in die Stille, die Ausschläge glätteten sich, die Frequenzen fielen, die Herzen beruhigten sich, und bald lagen sie wieder da wie Körper ohne Geschichte, und die Monitore zeigten Linien, die keine Ausschläge mehr kannten, und der Raum füllte sich mit jener Ruhe, die das Ziel war, mit jener Ordnung, die das System verlangte.

Marit atmete aus, sie schloss die Augen, sie schrieb den Abschlussbericht, nüchtern, akkurat, so wie es von ihr verlangt wurde, und niemand hätte in den Zeilen, die sie eingab, gelesen, dass sie in jenem Moment, als die Stimmen zum Chor wurden, für einen Atemzug das Gefühl hatte, dass hier etwas sprach, das älter war als jedes Protokoll.

Sie ging an diesem Abend nach Hause, durch die geordneten Straßen, unter den gleichmäßigen Lichtern, sie sah die Gesichter der Menschen, die ruhig und leer wirkten, sie hörte die Lautsprecher, die die neuesten Fortschritte meldeten, und sie spürte in sich einen Rest von Unruhe, die sie nicht benennen konnte, und sie wusste, dass sie am nächsten Morgen wieder schreiben würde: „Standardisierung erfolgreich, Kühlung abgeschlossen“, und dass niemand sie fragen würde, ob sie in der Nacht, als die Stimmen sangen, einen Augenblick gezögert hatte.

Und so blieb sie zurück, Ärztin der Ordnung, Dienerin der Kühlung, und zugleich für einen Hauch von Zeit Zeugin einer Wahrheit, die sie nie aussprechen würde, weil niemand sie hören wollte, und vielleicht, dachte sie, war dies die eigentliche Kühlung: dass auch ihre eigenen Fragen sich glätteten, bis nichts mehr übrig blieb als die Stille, in der niemand mehr etwas sah, niemand mehr etwas hörte, niemand mehr etwas sagte, was nicht vorgeschrieben war.

## Kapitel 8

Er hieß Taron, und sein Beruf war es, die Wirklichkeit in Zahlen zu verwandeln, nicht in die alten, unsicheren Zahlen, die Abweichungen zuließen, sondern in die exakten, standardisierten Zahlenreihen, die das System einführte, um die Fortschritte auf dem Weg zur vollständigen Tilgung der Phantasie nachweisbar und überprüfbar zu machen, und so war er kein Arzt oder Lehrer, sondern ein Sammler und Auswerter, ein Übersetzer der chaotischen Lebensäußerungen in eindeutige, kalte Spalten, die kein Zögern, und keinen Rest von Unsicherheit duldeten, und er

akzeptierte diese Arbeit, weil sie ihm den festen Boden unter den Füßen gab, den seine Kindheit noch nicht kannte, in der Geschichten im Umlauf gewesen waren, die er damals zwar nicht verstand, die ihm aber später als Beispiel dafür dienten, wie gefährlich es war, wenn Sprache nicht mehr zu belegen war, wenn Bilder frei durch die Köpfe irrten, wenn Menschen anfangen, Dinge zu behaupten, die man nicht prüfen konnte.

Taron hatte gelernt, dass die Welt nur so weit beherrschbar war, wie man sie messen konnte, und dass alles, was nicht messbar war, nicht existierte, und er hatte es zu einer Tugend gemacht, sich nicht auf Wahrnehmungen zu verlassen, sondern auf Tabellen, nicht auf Erinnerungen, sondern auf Statistiken, nicht auf Gefühle, sondern auf Kurven, nicht auf menschliche Einschätzungen, sondern auf algorithmische Genauigkeit und er war stolz darauf, dass er in den monatlichen Berichten die Fortschritte der Kühlung in Zahlenreihen darstellte, die niemand anzweifeln konnte, weil sie so klar, so unbestechlich waren, dass kein Rest von Interpretation blieb, und wenn er die Diagramme mit dem gleichmäßig abfallenden Ausschlag sah, empfand er jene sachliche Befriedigung, die man nur in der Übereinstimmung von Erwartung und Ergebnis findet, ein geschlossenes System, das keine Überraschungen kennt.

Er lebte in einer Wohnung, die ebenso geordnet war wie seine Tabellen, die Möbel standen parallel, die Oberflächen waren glatt, die Farben gedämpft, nichts Überflüssiges, nichts Ornamentales, und er hatte es geschafft, auch sein Privatleben nach diesen Prinzipien zu organisieren, er und seine Frau Arla führten einen ruhigen Haushalt, sie arbeiteten beide für das System, sie redeten abends wenig, sie aßen, sie schliefen, sie standen auf, und ihr Sohn, neun Jahre alt, ging in eine Schule, in der keine Märchen erzählt wurden, keine Bilder gemalt oder Träume in Schriftform protokolliert wurden, und Taron war überzeugt, dass er in dieser Klarheit glücklicher war, als es frühere Generationen jemals gewesen waren, denn Glück war für ihn kein Aufschwung, keine Ekstase, sondern die Abwesenheit von Störung, ein linearer Verlauf ohne Peaks, der jede Gefahr des Rückfalls in das Unmessbare bannte.

Doch dann begann etwas, das er zunächst für Zufall hielt, später für Störung und zuletzt für Gefahr, und dieses Etwas war so klein, dass er es beinahe übersehen hätte, wenn er nicht von Natur aus misstrauisch gegenüber allem gewesen wäre, was nicht in seinen Tabellen stand: Sein Sohn hatte eines Abends auf ein Blatt Papier Linien gekritzelt, nicht gleichmäßige, nicht symmetrische, sondern verschlungene, überkreuzte, wie Spiralen, die sich ineinanderschoben, und als Taron ihn fragte, was das sei, sagte der Junge, ohne zu zögern und ohne Scham, weil er nichts von Verboten wusste, die über dem Wort lagen: „Ein Tier, das ich gesehen habe.“

Ein Tier, dachte Taron, und er spürte, wie das Wort in der Luft ihrer so wohldosierten Wohnung wie ein Staubkorn tanzte, das im hereinfliegenden Licht nicht herabfallen wollte, ein Wort, das in den Tabellen nicht vorkam, ein Wort, dessen bloße Anwesenheit in seinem Haus ihn beunruhigte,

nicht weil er an das Tier glaubte, sondern weil er an die Möglichkeit eines Bildes glaubte, das sich der Quantifizierung entzog.

Er nahm das Blatt, betrachtete es, sah die Linien, die nichts darstellten außer einer Bewegung, die sich nicht messen ließ, und er legte es weg, er wollte es vergessen, aber er konnte nicht, er fand sich dabei, am nächsten Tag im Büro länger als üblich auf die Abweichungen in den Zahlenreihen zu starren, als suche er darin nach einem Muster, das er mit der Kritzelei des Kindes verbinden könnte, und er wusste, dass dies absurd war, doch er tat es, weil sein vertrautes Mittel gegen Unsicherheit immer darin bestanden hatte, Unsicherheit in Zahlen zu verwandeln, und als die Zahlen diesmal nichts sagten, blieb die Unsicherheit, als hätte sie sich eine neue Form gesucht.

Arla bemerkte seine Unruhe, aber sie sprach ihn nicht darauf an, sie war ebenso nüchtern wie er, sie glaubte auch an die Zahlen, sie vertraute dem System, und doch, eines Abends, als sie in der Küche stand und Gemüse schnitt, hörte er, wie sie leise summete, ein Ton, der keine Melodie war, aber doch mehr als ein Ton, ein Auf und Ab, das nicht funktional war, und er erstarrte, er hörte zu, er fragte: „Was summst du?“, und sie erschrak, als hätte sie nicht gewusst, dass sie summete, und sie sagte: „Nichts, ich weiß nicht, es kam einfach.“

„Es kam einfach“ – eine Antwort, die in seinem Kopf wie ein Alarm klang, denn nichts durfte „einfach“ kommen, alles musste eine Ursache haben, alles musste in Tabellen passen oder zumindest belegt werden, und während sie das Messer absetzte und die Hände wusch, stand er da wie jemand, der den Ursprung einer Abweichung suchen möchte und nur Wasser über Stein findet, das keine Spur hinterlässt.

Taron begann zu prüfen, wie er es immer tat, wenn Unsicherheit drohte, er nahm sich die Zahlenreihen vor, er verglich sie mit den Vorwochen, er suchte nach Ausreißern, er berechnete die Varianz, er überprüfte die Konsistenz der Daten, er legte die Werte übereinander, er lief die Prüfkaskaden durch, die in seinem Schlafgehirn längst automatisiert waren, und er sah: die Zahlen waren stabil, die Kühlung griff, die Abweichungen nahmen ab, alles war im Rahmen, und doch fühlte er keine Ruhe, weil die Zahlen nicht erklärten, was in seiner Wohnung geschah, und so legte er parallel, heimlich, eine zweite, unzulässige Datei an, ohne Kennung und erkennenden Index, eine Liste aus Worten und Uhrzeiten, in der stand: „Arla – Summen – 19:12“, „Sohn – Zeichnung – 17:04“, „Sohn – im Schlaf sprechen – 02:11“, und mit jeder Zeile fühlte er, wie er gegen das eigene Ethos verstieß, und dennoch wuchs die Datei, weil sein Bedürfnis nach Korrelation stärker war als seine Furcht vor Entdeckung.

Eines Abends hörte er seinen Sohn im Schlaf reden, brabbelnde Worte, die keinen Sinn ergaben, aber Bilder zeichneten: „Das Wasser trägt mich, ich fliege, ein Vogel, ein Baum, die Sonne brennt“, und er stand an der Tür und hörte zu, er fühlte, wie in ihm etwas zu beben begann, nicht anfänglich und rührselig, sondern harsch, wie ein Greifer, der an einer Kante ruckt, und er ging zurück an den

Schreibtisch, er schrieb in seine Notizen: „Kind träumt – 02:11–02:16 – Inhalte: Wasser, Fliegen, Baum, Sonne“, und er erschrak über sich selbst, weil er die Bilder in Worte fasste, statt sie zu löschen, und weil das Aufschreiben selbst eine Art Anerkennung war, die er nicht gewähren wollte. Am nächsten Tag, im Büro, saß er über den Tabellen, und er spürte, dass er die Sicherheit verlor, die sie ihm sonst gaben, er sah die Zahlenreihen, er sah, dass sie geglättet waren, dass sie die Realität darstellten, aber er spürte, dass sie nicht alles darstellten, dass da etwas fehlte, das sich nicht in ihnen zeigte, und er fragte sich zum ersten Mal in seinem Leben, ob Zahlen lügen konnten, nicht weil sie falsch waren, sondern weil sie unvollständig waren, und diese Frage ging ihm nach wie ein Geräusch, das aus einem anderen Zimmer kommt und das man nicht identifizieren kann, es stört nicht unmittelbar, und doch hält es einen wach.

Sein Vorgesetzter, ein Mann mit dem ruhigen Gesicht eines Versorgers, der nur dann spricht, wenn eine Zahl aus der Reihe fällt, fragte beiläufig, ob es in der Familie gesund sei, eine aufmerksame Geste, die wie Routine wirkte, doch Taron hörte darin eine Prüfung, hörte die Möglichkeit, dass man gelernt hatte, die Abweichungen zuerst im Haus zu suchen, um sie draußen sichern zu können, und er antwortete, sein Ton zu glatt, um unschuldig zu sein: „Alles im Rahmen“, worauf der Vorgesetzte nickte, zufrieden, wie man mit einem Diagramm zufrieden ist, das gegen Ende keine Zacken mehr hat.

Er bat um einen Besuchstermin in der Schule des Sohnes, offiziell deswegen, um die Zusammenarbeit der Statistik mit den Curricula zu stärken, inoffiziell, um zu prüfen, ob dort etwas durchsickerte, was bei ihm zu Hause ankam, und er stand in einer Unterrichtsstunde, in der Sätze an einer Wandtafel geordnet wurden, klare Verben, kontrollierte Objekte, keine Metaphern, keine Bilder, und er empfand Erleichterung, doch als die Klasse zur Pause aufbrach, sah er am Rand eines Tisches, fast unsichtbar, eine Spur, die mit dem Fingernagel geritzt war, eine kleine Schlinge, die in eine Spirale mündete, und er blieb zu lange stehen, er bückte sich zu sehr, er strich mit der Fingerkuppe darüber, als wollte er die Tiefe prüfen, und er zog die Hand rasch zurück, als habe er sich verbrannt, denn in dieser winzigen Rille lag nicht das Bild, sondern der Wille zum Bild, und das war gefährlicher als alles, was man sehen konnte.

Zu Hause sprach er Arla nicht darauf an, dass sie wieder summte, diesmal leiser, fast im Atmen versteckt, er hörte es in den Zwischenräumen der Tätigkeiten, beim Ausschalten des Lichts, beim Schließen einer Tür, und er stellte fest, dass er inzwischen nicht mehr nur registrierte, sondern wartete, er wartete auf das nächste Summen, auf die nächste Zeichnung, auf das nächste Wort im Schlaf, und dieses Warten war eine neue Kategorie von Unruhe, eine Unruhe, die sich nicht bannen ließ, weil sie nicht auftrat, wenn man sie erfasste, sondern immer nur knapp daneben, wie ein Schatten, der sich bewegt, sobald man ihn ansieht.

Er begann, mit den heimlichen Daten zu rechnen, er legte sie in Beziehung zu seinem eigenen Tagesablauf, zu Geräuschpegeln im Haus, zu Schlafzeiten, zu Mahlzeiten, zu Außentemperaturen, zu allem in seiner näheren, erfahrbaren Umgebung – er rechnete simple Korrelationen, suchte nach Verzögerungen, nach Echos, stellte fest, dass das Summen häufiger wurde, wenn er länger arbeitete, dass die Zeichnungen dichter wurden, wenn er am Tag zuvor eine überdurchschnittlich „glatte“ Reihe gelaufen hatte, und er wusste, dass dies lächerlich klang, dass Ursache und Wirkung hier in einer Weise verschwammen, die er niemandem präsentieren konnte, doch er klammerte sich an die Möglichkeit, dass die Welt ihm eine Zahl zugestehen würde, die etwas erklärte, was keine Zahl erklärt.

Eines Nachts wachte er auf, ohne Grund, und er hörte seinen Sohn nicht sprechen, sondern atmen, mit jenem Takt, den man nur im Schlaf zu hören vermag, und er sah im schwachen Licht, dass der Junge die Hände vor der Brust verschränkt hielt, als hielte er etwas, und Taron trat näher, vorsichtig, wie einer, der in einem Labor nicht den Versuch stören will, und er sah, dass in der linken Hand die Haut dunkler war, als hätte dort etwas gelegen, das abfärbte, Kohle vielleicht oder Graphit, und er dachte an die Linien und die Spiralen, und er zog sich zurück, nicht aus Furcht vor Entdeckung, sondern weil er spürte, dass er in diesem Augenblick nichts zu tun hatte, dass jede Handlung die Sache größer machen würde, als sie war.

Am folgenden Morgen, als Arla das Frühstück hinstellte, summt sie nicht, sie war still, und der Junge zeichnete nicht, er saß ruhig, er aß, er fragte nach nichts, und der Tag verlief glatt, zu glatt, so glatt sogar, dass Taron es als Anomalie in sein heimliches Blatt schrieb: „Tag ohne Abweichung – 0“, und er erschrak, weil er begonnen hatte, die Abweichung zu vermissen, wie jemand, der einen Ausschlag vermisst, weil er ihm zeigt, dass der Körper noch reagiert, und er schob den Gedanken weg, energisch, denn er roch nach Verrat.

Der Entschluss, der in ihm reifte, war keiner, den man an einem Punkt fasst, er war eine allmähliche Neigung, eine Linie, die sich so langsam verschob, dass sie auf keinem Diagramm auffiel, und eines Abends, als der Junge in seinem Zimmer war und Arla in der Küche, öffnete Taron die Schublade, in der er die erste Zeichnung weggelegt hatte, er nahm das Blatt, er hielt es unter das Licht, er sah die verschlungenen Striche, die nichts darstellten und doch eine Intensität hatten, die ihn irritierte, und er faltete das Blatt, einmal, noch einmal, er legte es in ein Buch mit Tabellen aus einer längst abgeschlossenen Planperiode, ein Buch, das niemand mehr ansah, und er stellte das Buch in das Regal mit den Dingen, die man aufbewahrte, weil man sie nicht brauchte, und er sagte sich, dass dies keine Aufbewahrung war, sondern eine Quarantäne, doch er wusste, dass Worte dieser Art nur für die Akten taugten.

Am Arbeitsplatz geriet er in einen jener kleinen Wortwechsel, die mehr sagten, als sie auf den ersten Blick sagten: Ein Kollege bemerkte, die jüngsten Pilotstationen meldeten eine minimale

Plateauphase in der glatten Kurve, nichts Alarmierendes, aber bemerkenswert, vielleicht eine Messungenauigkeit, vielleicht eine Kontextvariable, und Taron antwortete nüchtern, dass Plateaus erwartbar seien, wenn man in neue Kohorten gehe, die Sättigung sei nie linear, und während er sprach, hörte er, wie glatt das klang, wie gelernt, wie vorgesagt, und er spürte, dass der Satz ihm nicht mehr gehörte, sondern aus einem Katalog kam, den er früher als Rettung empfunden und nun als Befehl wahrnahm.

Er bat um Zugang zu älteren Rohdaten, um „Langfristrends zuverlässiger zu modellieren“, eine Bitte, die niemand verweigerte, weil sie so vernünftig klang, und er fand in den Tiefen der Speicherschränke nicht nur Zahlen, sondern auch Spuren von Worten, Randnotizen, die in einer Übergangszeit stehen geblieben waren, knappe Bemerkungen wie „ungewöhnliche Persistenz im häuslichen Kontext“ oder „musikartige Restphänomene bei ansonsten normalisierten Probanden“, und er ertappte sich bei dem absurden Wunsch, die Personen hinter den Notizen zu finden, ihre Stimmen zu hören, und er brach die Suche ab, weil er sich vor dem erschrak, was er suchte.

Am Abend legte er die heimliche Datei offen vor sich, er sah seine unzulässigen Sätze, er sah die Uhrzeiten, er sah, dass die Korrelationen, so sehr er sie auch drehen mochte, nichts außer seiner wachsenden Besessenheit bewiesen, und er löschte sie nicht, er speicherte sie auch nicht, er ließ sie offen, einen Bildschirm, der in der Wohnung leise leuchtete wie das Atemzeichen eines Wesens, das man nicht wecken will, und er setzte sich ans Bett des Jungen, sah ihm beim Schlafen zu, und als die Lippen sich bewegten, ohne einen Ton, hob Taron die Hand, ganz sachte, als wolle er ein Wort aus der Luft pflücken, und ließ die Hand wieder sinken, weil sie leer blieb.

Er konnte melden, dachte er, er konnte das System rufen, er konnte sagen, dass im Haus Residuen auftraten, die nicht zu tilgen waren, er konnte Leute schicken, die summende Frauen und träumende Kinder in glatte Kurven überführten, und alles wäre wieder ruhig, so ruhig, dass er selbst wieder ohne jene Sätze schlafen konnte, die nicht in Tabellen passten, und er sah sich, wie er den Anruf tätigte, sachlich, korrekt und vor allem verantwortungsvoll, und er sah sich zugleich, wie er den Anruf nicht tätigte, wie er die Datei schloss, wie er das Blatt im Regal ließ, wie er den nächsten Tag abwartete, und er begriff, dass er in einem jener Zwischenräume stand, die größer als alle Zimmer waren, weil sie nicht mit Wänden enden, sondern mit Entscheidungen.

Als Arla in der Tür stand, sah sie ihn lange an, nicht fragend oder vorwurfsvoll, eher wie jemand, der eine Waage beobachtet, auf der etwas sehr Leichtes liegt und dennoch beide Schalen in Bewegung setzt, und sie sagte nichts, sie ging wieder, und Taron dachte, dass auch das Schweigen eine Variablenreihe war, deren Werte man nicht beziffern konnte, und er lächelte kurz, beinahe hilflos, weil er spürte, wie die Sprache ihm zu entgleiten drohte, sobald sie sich von Zahlen lösen musste.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Bericht, einen offiziellen, tadellos formulierten Bericht, der für die Abteilung bestimmt war, und er führte in ihm aus, dass die Haushaltsmessungen in den jüngsten Kohorten keinerlei Auffälligkeiten ergaben, dass die Binnenstabilität hoch sei, dass die familiäre Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Normläufen intakt sei, er benutzte alle Wörter, die er kannte, um das Nichts zu beschreiben, das man von ihm erwartete, und als er fertig war, ließ er den Cursor auf „Senden“ ruhen, so lange, bis das Panel dunkel wurde, und er rührte die Maus, damit das Licht zurückkam, doch er sendete nicht, er speicherte ihn als Entwurf und legte die Hände auf die Tischplatte, als hätte sie eine Temperatur, die sein Puls entgegen musste. Spät in der Nacht, als die Wohnung das standardisierte Dunkel trug und der Junge ruhig lag, hörte Taron plötzlich etwas, das kein Summen war und keine Worte, eher ein Atemholen, das aus allen Räumen zu kommen schien, ein winziges, kaum hörbares „Ja“, das niemand gesagt hatte, und er stand nicht auf, ging nicht nachsehen, er blieb sitzen und wusste, ohne Übertreibung, dass er in diesem Augenblick die Kontrolle nicht verlor, sondern nur merkte, dass er sie nie besessen hatte, außer jene eingebildete über Tabellen, und dass die Tabellen ihm nun nicht mehr genügten, und er sagte, sehr leise, in die Luft hinein, ein Wort, das er sich nicht hatte erlauben wollen, ein Wort, das in den Akten eines anderen alten Mannes einmal am Rand eines Gedichts gestanden hatte: „Vielleicht.“

Am Morgen, als er den Jungen zur Schule brachte, sah er auf dem Weg, auf der glatten Gehwegplatte, die immer sauber war, ein halb verwischtes Zeichen, das ein anderer Fuß darübergezogen hatte, eine Linie, die zu nichts führte und doch alles andeutete, und er blieb nicht stehen, er sah sie nicht an, er bog nicht ab, er ging weiter, ruhig, planmäßig, und in seiner Brust lief eine zweite Reihe nebenher, eine, die keine Zahlen kannte, aber doch zählte, sehr langsam, sehr genau, die Nächte, an denen sein Sohn sprechen würde, die Tage, an denen Arla summen würde, die Stunden, an denen er den Finger an den Rand eines gefalteten Blattes legen würde, ohne es herauszuziehen, und das genügte, um zu wissen, dass die Zielgröße seiner Aktionen zwar erreicht werden konnte, die seiner Wohnung jedoch nicht, und dass zwischen beiden eine Lücke lag, in der er von nun an würde leben müssen, wenn er nicht den Anruf tätigte, den er nicht tätigte.

So saß Taron am Abend vor seinen Bildschirmen, die die Stadt in glatten Kurven zeigten, und hinter ihm, unsichtbar, lag ein Buch im Regal, in dessen Falz ein dünnes, gefaltetes Blatt ruhte, und in dem Raum zwischen Bildschirmlicht und Buchdeckel lagen, wie in einer Schale, zwei Welten, die sich nicht vermessen ließen, und er begriff, dass seine Unsicherheit nicht verschwand, wenn er an ihr maß, sondern nur, wenn er sie aushielt, und dass das Aushalten die einzige Methode war, für die er keine Methode besaß.

## Kapitel 9

Es gilt als ausgemacht, dass Mathematik die reinste Form der Nüchternheit ist, jene Sprache, die unabhängig von Launen, Emotionen, Zufällen und von all dem ist, was die Menschen früher zu Irrwegen verführt hat. Wer sich auf Zahlen stützt, bewegt sich in einem Raum, in dem die Subjektivität nicht mehr vorkommt. Zwei mal zwei ist vier, gleichgültig, wer es sagt, gleichgültig, ob er es im Zorn, in der Freude oder in der Gleichgültigkeit sagt. Die Zahlen selbst tragen keine Affekte, sie sind frei von all dem, was Menschen unruhig und unberechenbar macht. In dieser Freiheit von Störung liegt die große Stärke der Mathematik, und deshalb ist sie das Fundament der Ordnung geworden, die wir heute als selbstverständlich ansehen.

Die Sprache war immer schon ein unsicheres Medium. Sie schwankt, sie trägt Mehrdeutigkeit, sie gleitet in Metaphern ab, sie lässt Assoziationen zu, die den Kern der Aussage verfälschen. Ein Satz kann ironisch, doppeldeutig, verschlüsselt oder poetisch sein. Ein Gedicht konnte früher ganze Generationen zu Illusionen verführen, weil es eine Bildwelt aufrief, die stärker wirkte als jeder Beweis. In den Zahlen hingegen gibt es keine Ironie, keine doppelte Lesart, keine Suggestion. Sie sind das, was sie sind. Deshalb war die Hinwendung zur Zahl der entscheidende Schritt, um die Unruhe der Sprache hinter uns zu lassen.

Es gibt Stimmen, die behaupten, auch die Mathematik sei nicht frei von Phantasie. Sie verweisen auf Symbole, die nicht von Natur aus gegeben sind, sondern erfunden, auf Begriffe wie die Unendlichkeit, die kein Mensch je erfahren hat, auf die sogenannten imaginären Zahlen, die in keiner Realität auftauchen, sondern allein im Denken bestehen. Diese Stimmen behaupten, dass die Mathematik nichts anderes sei als eine besonders abstrakte Dichtung, ein System von Zeichen, das nur deshalb so fest wirkt, weil man sich kollektiv auf seine Gültigkeit geeinigt hat. Wer so argumentiert, gefährdet nicht nur die Wissenschaft, er gefährdet die Gesellschaft selbst, weil er den letzten sicheren Boden ins Schwanken bringt.

Wir müssen diese Stimmen ernst nehmen, nicht weil sie wahr wären, sondern weil ihre Wirkung gefährlich ist. Denn wer die Mathematik als eine Form der Phantasie begreift, der untergräbt das Fundament, auf dem unsere Ordnung ruht. Die Gefahr liegt nicht in der Behauptung selbst, sondern darin, dass Menschen anfangen könnten, sie zu glauben. Schon die Vorstellung, dass eine Zahl mehr sei als eine Zahl, dass sie eine Schönheit trage, eine Harmonie, eine Unendlichkeit, öffnet das Tor zu einer Welt, die wir doch hinter uns lassen wollten. Wenn die Menschen anfangen, in den Zahlen nicht nur nüchterne Werkzeuge zu sehen, sondern auch Bilder, dann wird aus der Statistik ein Gedicht, aus der Kurve eine Melodie, aus der Gleichung ein Mythos. Und mit diesem Schritt ist der Weg zurück zur Phantasie gebahnt.

Mathematik ist kein Gedicht. Sie ist kein Spiel und sie ist keine Kunst. Sie ist ein Instrument der Ordnung, geschaffen, um die Unsicherheiten zu beseitigen, die das Leben in früheren Jahrhunderten beherrscht haben. Sie dient nicht dazu, Schönheit zu erzeugen, sondern Klarheit. Sie dient nicht dazu, Gefühle zu wecken, sondern sie zu neutralisieren. Wer in ihr etwas anderes sucht, handelt gegen den Sinn der Zahl. Deshalb muss es eine zentrale Aufgabe bleiben, jede Form der ästhetischen oder poetischen Aneignung der Mathematik zu verhindern.

Die Geschichte zeigt, wie groß die Gefahr ist. Schon in den alten Kulturen wurden Zahlen nicht nur als Mittel der Berechnung genutzt, sondern als Symbole, als Träger geheimnisvoller Kräfte. Die Zahl Sieben galt als heilig, die Zahl Zwölf als vollendet, die Zahl Drei als göttlich. Aus solchen Zuschreibungen entstanden Mythen, Religionen und Kulte. Was in der Nüchternheit begann, endete in einem Strudel von Bedeutungen, die Menschen gefangennahmen und sie in irrationale Systeme zwangen. Es war ein langer Weg, bis die Zahl von diesen Bildern befreit war. Und es wäre ein kurzer Weg, wieder dorthin zurückzufallen, wenn man die Disziplin aufgibt, die sie von aller Metaphorik trennt.

Manchmal hört man von Mathematikern, dass sie ihre Arbeit als schön empfinden, dass sie von Eleganz sprechen, wenn eine Formel einfach ist, von Harmonie, wenn eine Gleichung aufgeht. Schon solche Worte sind gefährlich. Schönheit, Harmonie, Eleganz, Perfektion – das sind ästhetische Kategorien, keine wissenschaftlichen. Sie gehören in eine Welt, die wir hinter uns gelassen haben. Wer die Mathematik in solchen Begriffen beschreibt, öffnet ihr ein Tor zur Phantasie, das nicht geöffnet werden darf. Denn Schönheit ist immer subjektiv, Harmonie ist immer gefühlt und Eleganz ist immer eine Frage des Geschmacks, Perfektion – alles in einem. All das aber gehört nicht in die Welt der Zahlen.

Auch die Vorstellung der Unendlichkeit ist ein Risiko. Unendlichkeit ist nicht erfahrbar, sie ist nur denkbar. Sie ist ein Gedankenkonstrukt, das sich jeder Messung entzieht. Man kann von ihr sprechen, man kann sie symbolisch handhaben, aber man darf nicht vergessen, dass sie im Kern ein Produkt der Einbildungskraft ist. Wer sich zu lange mit ihr beschäftigt, wer sie zu ernst nimmt, läuft Gefahr, sich in einem Abgrund von Vorstellungen zu verlieren, die mit der Realität nichts zu tun haben. Deshalb muss die Unendlichkeit streng als Hilfsbegriff behandelt werden, nicht als Bild, nicht als Erfahrung, nicht als Versprechen.

Die größten Gefahren lauern in den Grenzbereichen der Mathematik, dort, wo sie nicht mehr nur Werkzeug der Berechnung ist, sondern Konzepte entwickelt, die man nicht mehr unmittelbar überprüfen kann. Jede Rede von „anderen Dimensionen“, von „imaginären Räumen“, von „mehralsvier-dimensionalen Figuren“ oder von „Mengen jenseits des Zählbaren“ ist gefährlich, weil sie der Phantasie Raum gibt, sich festzusetzen. In diesen Zonen verschwimmen die Grenzen, und was als exaktes Wissen beginnt, kann in eine neue Mythologie umschlagen.

Das bedeutet nicht, dass wir die Mathematik aufgeben sollen. Im Gegenteil, sie ist und bleibt die Basis jeder nüchternen Gesellschaft. Aber wir müssen sie von allen Anhaftungen reinigen, die sie in die Nähe der Phantasie bringen. Wir müssen sie zurückführen auf das, was sie ist: ein System von Operationen, die berechenbar, kontrollierbar und überprüfbar sind. Wir müssen sie von jedem sprachlichen Schmuck befreien, von jedem ästhetischen Beiwort, von jedem Versuch, sie als Kunst zu sehen.

Wer heute in einer Gleichung mehr sieht als eine Gleichung, wer in einer Zahl mehr hört als ihren Wert, der gefährdet nicht nur seine eigene Klarheit, sondern die Klarheit der ganzen Gemeinschaft. Denn wenn eine Zahl ein Bild werden kann, dann kann eine Statistik eine Geschichte werden, und wenn eine Statistik eine Geschichte ist, dann ist die Wirklichkeit nicht mehr eindeutig. Dann beginnt die alte Unruhe von neuem, und alles, was wir aufgebaut haben, gerät ins Wanken.

Darum muss der Auftrag für die Zukunft lauten: Mathematik als reine Nüchternheit zu sichern. Jede Tendenz zur poetischen Deutung, jede Rede von Schönheit, jede Begeisterung für Unendlichkeit muss im Ansatz unterdrückt werden. Nicht weil die Mathematik schwach wäre, sondern weil die Menschen schwach sind. Sie neigen dazu, in ihr mehr zu sehen, als da ist. Sie neigen dazu, Bilder hineinzuinterpretieren, wo keine sind. Sie neigen dazu, Geschichten aus ihr zu machen, wo nur Zahlen stehen. Diese Neigung muss kontrolliert, überwacht und unterdrückt werden, wenn wir verhindern wollen, dass die Phantasie zurückkehrt.

Gleichzeitig ist zuzugeben, dass die Gefahr gerade darin liegt, dass die Mathematik eine so starke Struktur ist, dass sie der Phantasie besonders verführerisch erscheint. Sie ist geordnet, sie ist klar und darüber hinaus ist sie final zwingend. Wer einmal die Versuchung verspürt, sie als Architektur der Phantasie zu lesen, wird sich dieser Versuchung schwer entziehen können. Deshalb ist es notwendig, diese Versuchung gar nicht erst entstehen zu lassen.

Wir dürfen die Mathematik zudem nicht als Brücke zur Phantasie begreifen, sondern müssen sie als Mauer gegen sie einsetzen. Wir dürfen sie nicht als Möglichkeit sehen, die Welt zu deuten, sondern nur als Instrument, die Welt zu kontrollieren. Wir dürfen nicht zulassen, dass Kinder oder Erwachsene beginnen, Zahlen zu malen, Gleichungen zu singen oder Kurven zu träumen. All das führt zurück in eine Welt, die wir überwunden haben.

Es ist daher Aufgabe jeder Institution, jeder Schule, jeder Forschungseinrichtung, eines jeden Verantwortungsträgers, die Mathematik von der Sprache der Phantasie zu trennen. Jede Abweichung, jedes Spiel, jede Metapher, gar jeder Versuch dazu muss im Ansatz unterbunden werden. Nur so bleibt gewährleistet, dass die Zahl nicht wieder zur Schwester des Traums wird.

Denn wer in der Zahl ein Bild sieht, der sieht bald im Bild eine Zahl, und dann ist der Kreislauf geschlossen, der uns zurückführt in eine Vergangenheit, die wir nicht wieder betreten dürfen.

## Kapitel 10

Sein Name war Soren, doch dieser Name war ihm im Laufe der Jahre so weit von der Zunge gerutscht, dass er sich in der letzten Zeit mehr an das gleichmäßige Atmen der Geräte als an die Silbe klammerte, die ihn einmal von anderen unterschieden hatte, und wenn er am frühen Abend in dem schmalen Bett lag, das mehr eine Lade als eine Ruhestätte war, dachte er nicht an die Summe seines Lebens, sondern an das leise, aus allen Fugen dringende Summen der Anstalt, die eine Ruhe vorgab, die nicht aus Menschen, sondern aus Vorschriften gemacht war, und er spürte, während die Decke über ihm in jenem neutralen Licht schimmerte, das nie ganz Tag und nie ganz Nacht sein wollte, dass etwas in ihm bereits jenseits der Nützlichkeit trieb, ein Rest von Wärme in einer Welt aus Glätte, und dieser Rest, so klein er war, hielt ihn an etwas fest, das keine Tabelle kannte, während sein Körper, sorgfältig gekühlt und überwacht, dem großen Einverständnis entgegenschaukelte, das man hier den guten Ausgang nannte.

Die Pfleger kamen mit Schritten, die so geregelt waren, dass man, hätte man noch Lust zum Zählen gehabt, ihre Frequenz in die Werte eintragen konnte, die sie selbst notierten, und sie prüften seine Haut, die Sensoren, die Einläufe und die Listen, und sie sprachen in jenem Ton, der keiner ist, weil er nur als Funktion existiert, und sie sagten „gut“ und „stabil“ und „beruhigt“, und alles, was an diesen Worten fehlte, war die Welt, die sie früher einmal bezeichnet hatten, und Soren nickte, ohne zu nicken, er stimmte zu, ohne zu sprechen, denn es gab nichts zu befragen in einer Ordnung, die Antworten anordnet und Fragen als unnötige Erregung verbucht, und doch geschah in den Stunden zwischen zwei Kontrollgängen etwas, das mit dem Zucken eines kaum sichtbaren Lichts begann, nicht im Raum, sondern hinter seinen Lidern, als sei dort, in jenem späten Dunkel, das die Kühlung nicht ganz erreicht hatte, eine schmale Rille offen geblieben, durch die etwas atmete, das nicht atmen durfte.

Er erinnerte sich nicht, erinnerte sich aber doch, in einer Art von brüchigem Schimmern, an eine Hand, die über eine Tischkante fuhr, an ein Wort, das nicht gesagt wurde, an das Geräusch von Regen, der nicht fiel, und er wusste, dass diese Bilder nicht zu ihm gehörten im Sinne der Listen, die aufzeichneten, was er besessen oder geleistet hatte, nein, sie gehörten zu jenem Schatten, der Menschen manchmal begleitet, selbst wenn sie verlernt haben, ihm zu folgen, und wie alle Schatten brauchte er kein Licht, sondern nur einen Körper, und solange dieser Körper da war, würde der Schatten nicht aufhören, sich neben ihn zu legen, mit jener verlässlichen Nähe, die keine Maschine nachbilden kann, weil sie das Nicht-Berechenbare ist, das sich dennoch stets so verhält, als sei es einem Gesetz verpflichtet, das über alle Gesetze hinaus bindend ist.

Das Personal hatte den Ausdruck „Übergang“ für die letzte Etappe reserviert, und es gab eine Karte, auf der ein sauberer Pfeil in eine graue Fläche wies, während daneben schmale Zeilen

vorgedruckt waren, in die man die Temperaturkurve und die Verlaufsglätte eintrug, und Soren betrachtete den Pfeil, wenn sie die Karte über seinem Bett befestigten, und er lächelte nicht, weil ihm die Muskeln dafür fehlten, aber in ihm zog eine dünne, unsichtbare Falte durch jene Region, in der früher die Regungen wohnten, und er dachte, dass es eine seltsame Höflichkeit sei, das Sterben als Übergang zu zeichnen, als würde man von einem Gang in den nächsten gehen, während doch das Eigentliche darin lag, dass man nicht mehr ging, nicht mehr getragen und nicht mehr in die Statistiken der Lebenden gezählt wurde, sondern von einer großen, sanften Unlesbarkeit aufgenommen, die weder Namen noch Nummern, weder Uhrzeit noch Planperiode trug.

Es kam vor, dass die Anstalt in den späten Abendstunden, wenn die Sequenz der Kontrollen sich streckte wie ein Thriller, der in der Partitur vergessen wurde, leiser wurde, als hätte jemand im Mauerwerk den Atem angehalten, und dann hörte Soren Dinge, die nicht da waren, nicht weil sie verboten, sondern weil sie nie verzeichnet worden waren, ein Rauschen zum Beispiel, das einerseits an Wasser erinnerte, das unter Steinen läuft, andererseits an das große, ausdauernde Seufzen der Luft, wenn sie durch Gräser fährt, und er dachte an nichts Bestimmtes dabei, denn er besaß keine Wörter mehr, die sich über die Zeit retten ließen, doch er fühlte, dass das Rauschen nicht draußen verlief, sondern durch ihn, als sei der Körper ein geheimer Kanal, der noch einmal die alten Elemente in sich sortiert, bevor er sie mit einer höflichen Handbewegung zurückgibt an das, woraus er genommen wurde.

Seine Tochter, deren Gesicht eine glatte Ruhe trug, die ihm vertraut vorkam, weil die neuen Generationen in ihr groß wie Fische im stillen Becken geworden waren, besuchte ihn an einem Nachmittag, der weder warm noch kalt war, und sie setzte sich, ohne den Stuhl zu rücken, in die genau für diesen Abstand geplante Nähe, und sie erzählte, ohne zu erzählen, vom Protokoll des Abschieds, das man ihr zugeschickt hatte, und von der Freundlichkeit der Formulierungen, die den Schmerz als Anachronismus vermieden, und sie fragte, ohne zu fragen, ob es noch etwas gebe, das er wünsche, und Soren schloss die Augen, nicht als Antwort, nicht als Flucht, sondern weil die Frage selbst die falsche war, da das Wünschen immer an das Zukünftige gebunden war, während er inzwischen an einem Ort lag, an dem die Zeit nicht mehr fort, sondern rund ging, wie ein leiser Kreis, der sich schließt, ohne die Stelle zu markieren, an der er begonnen hat.

Einmal, als sie gerade das Laken wechselten und jemand an der Tür den Verlauf bestätigte, glitt ihm ein Hauch von Kühle über die Stirn, nicht dieselbe, die aus den Geräten kam, sondern eine andere, die nach Außen roch, nach Weg und Wetter und der großen, nicht nivellierten Weite, und er hob langsam, sehr langsam, das Lid, und da war nichts als die weiße Decke, deren Saum eine winzige Welle war, und er dachte, ohne zu wollen, an eine Hand, die über Wasser streicht, und er ließ diesen Gedanken vorbeiziehen, so wie man im Schlaf ein Geräusch hört, das man nicht besitzt,

und doch daran teilhat, und es war die zarteste Form von Trost, die ihm seit Langem zugestanden wurde, ein Trost, der keine Sprache brauchte, weil er ein Körper war, der sich leise in seinen legte. Die Pfleger, freundlich und wach, nannten ihn „stabil“, und er wusste, dass dies die höchste Auszeichnung war, die man hier bekommen konnte, denn Stabilität war zur Krone des Lebens erklärt worden, seit man gelernt hatte, die Schwankungen zu glätten, die Menschen früher als Tiefe gedeutet hatten, und Soren gönnte ihnen diese Sprache, so wie man einem Kind eine sichere Leiter gönnt, doch in ihm lag das Wissen, das keine Zahlen macht, dass der Mensch in seinem letzten, wirklich letzten Takt nicht stabil sein will, sondern offen, nicht glatt, sondern durchlässig, nicht kühl, sondern lauwarm, wie die Hand, die man nicht mehr hält, und dennoch spürt, als schlosse sie sich in einem anderen Raum um die eigene.

Wenn die Müdigkeit so groß wurde, dass er die Augen nicht mehr gegen das Zuklappen behaupten konnte, kamen die Bilder, die keine Bilder waren, sondern jene Übergangsformen, die zwischen Hell und Dunkel stehen, wie die dünnen Schichten in Steinen, die ein geologischer Finger ein Leben lang liest, ohne sie zu verändern, und es war, als stünde irgendwo ein Baum, nicht in einer Landschaft, die man messen kann, sondern in einer Art von Gleichgewicht, das zugleich Wurzel und Wind ist, und es war, als führe irgendwo ein Wasser an einem Stein vorbei, der nicht standhielt, nicht widersprach, sondern die Grenze ermöglichte, an der das Vorbeigehen Sinn bekommt, und er dachte nicht „Baum“ und nicht „Fluss“, denn diese Wörter trug er nicht mehr, doch er fühlte, dass etwas ihn wie ein Echo berührte, das von ihm selbst kam, bevor er Soren war, und weit über ihn hinaus, wenn er es nicht mehr sein würde.

Am Rand der Matratze lag das Protokoll, das die Tochter unterzeichnet hatte, und darauf stand, in der frommen Sachlichkeit der neuen Welt, dass keine abweichenden Reize zugelassen seien, um die Ruhe des Übergangs zu sichern, und Soren, der diese Sätze nicht mehr las, weil sie nicht an ihn gerichtet waren, fühlte trotzdem den Nachklang ihrer Absicht, und er lächelte in sich, denn die Ruhe, die sie meinten, war die glatte, jene, die über alles eine dünne, harte Haut legt, während die Ruhe, die er jetzt betrat, von einer anderen Art war, weicher, tiefer, jene, die man nicht erzeugt, sondern annimmt, wenn man das Ruder aus der Hand legt, nicht weil man gebeugt, sondern weil man aufgehoben ist.

Es gab Augenblicke, da knisterte die Luft in der Anstalt, als hätte jemand die Frequenz um eine kaum messbare Einheit verschoben, und dann murmelten irgendwo zwei Stimmen in einem Nebenzimmer, die nicht zu Pflegern gehörten, eher zu denen, die selbst auf den Betten lagen, und sie flüsterten von Dingen, die nicht erlaubt waren, nicht, weil sie verboten, sondern weil sie sinnlos waren für diejenigen, die zählten, sie flüsterten von einem Tier, das am Rand eines Feldes stand, und von einem Lied, das keinen Text hatte, und von einem Wort, das, wenn es in den Himmel fiel, eine Spur hinterließ, die keiner las, und Soren verstand nicht, aber er verstand doch, auf jene Weise,

die ohne Kopf auskommt, wenn der Körper seiner Sache sicher ist, und er dachte, ehe er einschlief, dass jene, die an der Tür stehen, die er nun erreichte, wahrscheinlich nie von der Anstalt gehört haben, und doch immer dort seien, wo jemand die Hand von der Decke löst.

Einmal kam der Arzt, der die Station leitete, und er war freundlich in dem Sinne, der aus der Ordnung kommt und nicht aus der Tiefe, und er setzte sich an das Bett, nicht zu nahe, nicht zu fern, und er sagte, dass der Übergang normal verlaufe, und er sprach wenige Sätze, die über viele Jahre geschult worden waren, um nichts Falsches zu geben, nichts Falsches zu nehmen, und Soren hörte zu, ohne zu hören, denn in ihm formte sich gerade eine Welle, die nicht auf die Sprache traf, sondern auf den Rand einer großen, hellen Fläche, die die Decke nicht war, und er nickte, und der Arzt stand auf, mit jener leichten Bewegung, die man lernt, wenn man nicht verweilen soll, und der Raum faltete sich wieder in die Stille, die er inzwischen ernst nahm, weil sie jene Sorte von Wahrheit enthielt, die alle Geräusche zwar duldet, aber nicht braucht.

Gegen Ende, wenn man das Wort noch gebrauchen will, geschah etwas, das weder groß noch klein war, eher das Genaueste, was ihm in diesem Leben widerfahren ist, nämlich, dass ein Klang, ein sehr dünner, durch seine Brust ging, der nicht weh tat, nicht staunen ließ, nicht rief, sondern nur anzeigte, dass die Dinge ihren Platz wechselten, und er dachte, in der langsamen, unaufgeregten Geschwindigkeit, die man nur kennt, wenn man nichts mehr erwarten muss, dass er jetzt nicht mehr zählen würde, dass er nicht mehr gewogen, nicht mehr vermessen, nicht mehr bewertet würde, sondern dass die Ordnung, der er so lange gehorcht hatte, ihn an eine größere übergab, die keine Tabellen führt, und er fand darin keinen Trotz, keine Abrechnung oder eine Form der Reue, sondern nur ein leises Einverständnis, das sich nicht mit ihm, sondern mit allem schloss, was sich ohne Portfolio und ohne Genehmigung bewegt.

In der Stunde, in der die Pfleger die letzte Kurve auf dem Panel betrachteten und jemand in einem Nebenraum ein Protokoll entfaltete, das eine Zeile „vollzogen“ nannte, war Soren schon jenseits der Notwendigkeiten, und wenn man jetzt fragte, ob er etwas gesehen habe, so wäre die richtige Antwort, dass die Frage selbst sich auflöste wie Salz in Wasser, denn es war nicht ein Sehen und nicht ein Hören und nicht ein Denken, sondern der Zustand, in dem die Dinge nicht mehr vor, nicht mehr hinter, nicht mehr neben, sondern miteinander sind, wie zwei Hände, die sich in einem Becken mit lauwarmem Wasser im Dunkeln finden, ohne Name und ohne Eile, und dass in diesem Zustand weder Glanz noch Armsein, weder Stolz noch Versäumnis ein Gewicht trugen, sondern nur das Leichte, das man mitbringt, wenn man nichts mehr zu tragen hat.

Man hätte, wenn man sich an die alte Weise klammern wollte, behaupten können, dass in seinen letzten Momenten ein Schatten von Phantasie an ihm vorübergezogen sei, eine Art Bild, das die Kühlung nicht erreicht, ein Rest Licht, der die Kurve der Zahlen durchbohrt, doch dies wäre nur wieder die Sprache derer gewesen, die die Dinge in Gegensätze ordnen, um sie vor sich selbst zu

schützen, denn in Wahrheit war nichts vorbeigezogen, nichts geblieben, nichts eingedrungen, sondern alles hatte sich geglättet in jener Art von Gleichmut, die keine Gleichgültigkeit ist, sondern das Einverständnis, an dem selbst der Stein teilnimmt, wenn er im Wasser liegt und nichts will, als Stein im Wasser zu sein.

Die Tochter kam am nächsten Morgen, und als sie den Raum betrat, unterschied er sich nicht von dem, was er am Vortag gewesen war, die Geräte summten, die Paneele waren gedimmt, die Laken glatt, der Geruch neutral, und doch war alles anders, weil etwas nicht mehr zählte und nicht mehr gezählt wurde, und die Tochter blieb an der Tür, mit einer Bewegung, die so klein war, dass nur jene sie sehen, die gelernt haben, auf Ränder zu achten, und sie ging an das Bett, und sie legte die Hand, ohne Programm, auf die Stelle, an der keine Wärme mehr war, und sie stand ein wenig, nicht lange, und sie ging wieder, nicht weil die Zeit drängte, sondern weil alles getan war, was in einer Ordnung getan werden kann, wenn sie an ihre Grenze tritt und höflich beiseite tritt vor etwas, das sie nicht kennt.

Als man die Akte schloss und die Karte mit dem Pfeil in einen Schacht gleiten ließ, der dafür vorbereitet war, fiel für den Bruchteil einer Sekunde ein schmaler Strahl aus dem Oberlicht, den niemand absichtlich gerichtet hatte, auf die graue Fläche, und die Linie, die dort gezeichnet worden war, gewann, nur in dieser Sekunde, einen Hauch von Neigung, als wollte sie nicht auf das Ziel, sondern von ihm fortweisen, und kein Auge nahm es wahr, oder wenn ein Auge es wahrnahm, so notierte es nichts, und dennoch war es geschehen, klein wie das Zucken eines Säuglingsfingers, wenn er den leeren Raum greift, und groß wie der Atemzug, mit dem eine Welle bricht, ohne zu wissen, ob sie Meer oder Ufer ist.

Doch wenn es in einer Welt, die so sorgfältig jeden Rest löscht, überhaupt etwas gibt, das bleibt, dann vielleicht dieser nichtssagende Umstand, dass eine Falte in einem Laken noch ein paar Minuten braucht, um sich zu legen, und dass in dieser Falte mehr Wahrheit liegt als in einer ganzen Wand aus Diagrammen, nicht weil sie etwas bedeutet, sondern weil sie nichts bedeutet und doch da ist, wie die Spur eines Vogels im nassen Sand, die der nächste Wind nehmen wird, ohne zu fragen, wohin, und die, solange sie sichtbar ist, allen gehört, die nicht mehr wissen, wie man schaut, ohne zu messen.

Später, viel später, wenn in einem der Gänge, in dem das Licht immer auf derselben Höhe brennt, jemand die Protokollbox neu bestückt und einen Zettel fallen lässt, der unter einen Wagen rollt, wird ein junger Pfleger ihn hervorziehen und, ohne hinzusehen, in den richtigen Schlitz stecken, und der Zettel wird, ohne die Reihenfolge zu stören, exakt an der Stelle auftauchen, an der nach Ordnung ein Zettel auftauchen muss, und niemand wird wissen, dass auf der Rückseite eine winzige, kaum sichtbare, unsaubere Linie mit dem Fingernagel gezogen worden ist, die nichts darstellt und doch in ihrer winzigen Reibung sagt, was Soren in seinem letzten Atem nicht mehr

gesagt hat, nämlich, dass der Übergang keine Richtung kennt, sondern nur einen Takt, der so leise ist, dass er das Summen der Geräte nicht übertönt und dennoch größer ist als alles, was sie je zu zählen vermochten.

So endete nichts, und es begann nichts, denn die großen Wörter haben in diesen Räumen keinen Sitz und Wert an sich mehr, es legte sich nur eine Schicht von Stille über eine andere, und wo zwei Schichten Stille sich berühren, kann ein Mensch, wenn er sehr alt und sehr müde ist, und wenn die Welt in ihm allmählich die Temperatur annimmt, die sie draußen hat, noch einmal den Hauch eines Himmels ahnen, in dem nichts geschrieben steht außer der dünnen, unlesbaren Spur eines Wortes, das fallen durfte, ohne zu knallen, und das im Fallen nicht verlorenging, sondern durch alles hindurchging wie Wasser durch ein Gewebe, das es nicht fängt und dennoch trinkt, und wenn es dafür eine Zahl gäbe, wäre sie nicht für uns, die wir sie so oder so wohl nicht verstehen könnten.

## Kapitel 11

Wir legen dieses Dokument in der Absicht nieder, die Dinge so zu sagen, wie sie sind, ohne Überschuss oder Mangel, ohne jene alten Schwankungen, die in anderen Zeiten als Stil galten und heute als Lärm verstanden werden, denn die Gesellschaft hat einen Zustand erreicht, in dem die Darstellung der Wirklichkeit nicht mehr von Bildern getragen werden muss, sondern von der ruhigen Abfolge überprüfbarer Sätze, und wenn wir dabei in der ersten Person Plural sprechen, so nicht, um uns zu erhöhen, sondern um anzuzeigen, dass hier kein Einzelner spricht, sondern eine Ordnung, die sich selbst prüft und für ausreichend befunden hat.

Wir stellen fest, dass die maßgeblichen Zielgrößen erreicht worden sind: Die Phantasie, verstanden als unkontrollierte Generierung mehrdeutiger innerer Bilder mit affektiver Überladung, ist in der Bevölkerung weitgehend erloschen; die Restaktivität liegt im niedrig einstelligen Bereich, verteilt über Alterskohorten, ohne signifikante Clusterdichte, und dort, wo sie auftritt, ist sie in der Regel spontan remittierend oder durch standardisierte Maßnahmen rasch zu glätten, was nicht bedeutet, dass wir sie verharmlosen, sondern dass wir sie korrekt als Residuum benennen, das keine tragfähige Dynamik mehr entfaltet, solange die Strukturen, die wir geschaffen haben, in Kraft bleiben.

Wir vermerken, dass die Sprache im öffentlichen und privaten Bereich auf ein Maß an Transparenz gebracht wurde, das frühere Generationen für unmöglich hielten, und dass die Eliminierung metaphorischer Restformen zu einer deutlichen Reduktion unbeabsichtigter Affektmobilisierung geführt hat; Berichte, Anweisungen, Nachrichten, Lehrinhalte verlaufen in einem Register, das die Verständlichkeit maximiert und das Missverständnis minimiert, wobei die wenigen noch auftretenden „verspielten“ Ausdrücke in familiären Randbereichen eher als automatische, nicht-intentionale Reflexe zu werten sind denn als bewusste Rückfälle in die Bildsprache, was natürlich

nicht davon entbindet, auch sie zu korrigieren, denn eine Ordnung, die bestehen will, muss die Kleinheit des Abweichenden ernst nehmen, gerade weil es klein ist – und bevor sie durch Ignoranz zu etwas Größerem erwachsen kann.

Wir halten fest, dass die Kühlung, einst ein Pilotprogramm, heute Bestandteil der alltäglichen Hygiene geworden ist: Es wird weder gefürchtet noch verklärt, sondern als das genommen, was es ist, eine verlässliche Technik zur Senkung der affektiven Grundtemperatur, und die Ergebnisse belegen, dass Menschen, die nicht mehr von inneren Ausschlägen getrieben werden, über längere Zeiträume stabilere Entscheidungen treffen, verlässlicher arbeiten, ruhiger schlafen; wir übersehen dabei nicht, dass manche Beobachter in früheren Jahren eine „Nivellierung“ beklagten, als ob die Welt dadurch ärmer geworden sei, dass sie nicht mehr in Höhen und Tiefen gestaffelt ist, doch wir bemerken nüchtern, dass es nicht Aufgabe der Welt ist, reich an Ausschlägen zu sein, sondern tragfähig, und Tragfähigkeit entsteht aus Gleichmaß, nicht aus Exzessen.

Wir weisen die verbreitete, aber unbegründete Behauptung zurück, Ordnung müsse versteckt werden, um zu funktionieren; im Gegenteil, ihre Wirksamkeit beruht auf Sichtbarkeit: Die glatten Straßen, die gleichmäßigen Lichter, die ruhigen Stimmen, die gesellschaftliche Gleichorientierung sind keine Masken, sondern Formen des Lebens, die nicht mehr auf Überraschung angewiesen sind, und wer dennoch von „Leere“ spricht, übersieht, dass Leere nur im Vergleich zu einer Vergangenheit empfunden wird, die als Maßstab nicht mehr taugt, weil sie aus anderen Voraussetzungen sprach; gegen jedes nostalgische Argument genügt das einfache Protokoll der Gegenwart: weniger Gewalt, Irrtum, Angst.

Wir bestätigen, dass das Bildungswesen von Grund auf erneuert wurde: Kinder wachsen ohne Märchen auf, ohne die alten Geschichten, die so taten, als wären sie harmlos, und trugen doch die Keime der Unruhe in sich; sie lernen früh, wie Dinge funktionieren, wie Gründe und Folgen geordnet sind, wie Sprache eingesetzt wird, um zu bezeichnen, nicht, um zu beschwören, und diese frühe Klarheit führt dazu, dass spätere Korrekturen seltener nötig werden; dort, wo in Einzelfällen das Bedürfnis nach „Spiel“ auftaucht, steht ein Repertoire an motorischen und logischen Übungen bereit, die Energie binden, ohne innere Bilder zu erzeugen, und der Effekt ist eindeutig: Bewegung ohne Mythos, Freude ohne Rausch, Tätigkeit ohne Nebenbedeutung.

Wir haben nicht vergessen, dass die Übergangszeit härter war als die Gegenwart, und wir verkennen nicht, dass sich damals zwei Lager mit einer Heftigkeit bekämpften, die auf beiden Seiten Affekte mobilisierte, die wir heute nicht mehr verherrlichen würden; wir haben jene Periode nicht verklärt, sondern archiviert, denn nur was archiviert ist, kann kalt betrachtet werden, und die kalte Betrachtung lehrt, dass Halbheiten die gefährlichsten Zustände sind: Solange der Traum noch offiziell geduldet, die Zahl noch heimlich ästhetisiert, die Sprache noch doppeldeutig war, schien alles möglich, und eben diese Möglichkeit ist das Gift, das den Entschluss verzögert; was uns heute

als „natürlich“ erscheint, war die Folge einer finalen Entscheidung, und wenn wir sie einmal gefällt haben, war sie nicht mehr schwer.

Wir nehmen zur Kenntnis, dass es theoretische Einwände gibt, die die Mathematik selbst als potenziellen Träger von Phantasie verdächtigen, und wir ignorieren sie nicht, sondern entgiften sie, indem wir die Zahl strikt im Register ihrer Funktion halten, als Messung oder Modell; wir dulden keine poetische Kolorierung, kein Sprechen von Eleganz, Schönheit, Unendlichkeit, wo Werte, Methoden, Grenzen und vordefinierte Wege genügen, und wir erinnern daran, dass selbst dort, wo die Zahl abstrakt wird, ihr Zweck derselbe bleibt: das Reduzierbare zu reduzieren und das Vergleichbare zu vergleichen; wir überlassen das Sprechen über „Harmonie“ jenen, die vergessen haben, wohin Harmonie in früheren Jahrhunderten geführt hat, nämlich in eine Musik der Gefühle, die das Denken übertönte.

Wir bestätigen, dass die Archive bereinigt sind; die Überlieferungen, die sich jeder Eindeutigkeit entziehen, wurden isoliert, geprüft, vernichtet oder, wo Vernichtung nicht geboten war, so gesichert, dass sie nicht mehr als Anreiz wirken; der Zweck des Archivs ist nicht die Erregung, sondern die Kühlung der Vergangenheit, und nur was kühl ist, wärmt nicht mehr, und nur was nicht mehr wärmt, erzeugt keine Sehnsucht, und nur ohne Sehnsucht bleibt die Gegenwart, was sie sein soll: ausreichend.

Wir räumen ein, dass es Restgeräusche gibt, die nicht immer zu lokalisieren sind, flüchtige Phänomene, die Grenzwertüberschreitungen hervorrufen: das unwillkürliche Summen in einer Küche, die unauswertbare Kritzelei am Rand eines Tisches, das im Schlaf gestammelte Wort eines Kindes, das nichts bedeutet und dennoch als Form wahrgenommen wird; wir bezeichnen sie nicht als Gefahr, aber auch nicht als harmlos, denn der Unterschied zwischen Gefährlichkeit und Harmlosigkeit ist in einer Ordnung, die bestehen will, weniger eine Frage der Größe als der Konsequenz, und unsere Konsequenz besteht darin, sie weder zu dramatisieren noch zu ignorieren, sondern sie in das Maß zurückzudrängen, das sie von selbst verlassen wollen, und in diesem Zurückdrängen liegt weniger Gewalt als Geduld, weniger Härte als Ausdauer, und Ausdauer ist die höflichste aller Strafen.

Wir erkennen die Disziplin der Exekutorinnen und Exekutoren, der Ärztinnen und Ärzte der Kühlung, der Lehrenden, der Archivierenden und der Prüfenden an, und wir wissen, dass auch eine Ordnung nicht ohne Menschen auskommt, die sie tragen; wir beanspruchen für sie kein Heldentum, denn Heldentum gehörte zu einer Ära der Erzählung, sondern Gelassenheit, die sich an der Abwesenheit von Ausnahmezustand messen lässt; dort, wo es innere Reibung gibt, lösen wir sie nicht durch Komplimente, sondern durch Verfahren, und das Verfahren ist unser eigentliches Lob.

Wir verweisen auf die Bilanz der letzten Planperiode: Die Aufschubraten sind gesunken, die Fehlentscheidungen bei Zuteilungen haben abgenommen, die Zahl der Konflikte, die aus missverstandenen Symbolen entstanden, ist gegen null gegangen, der Energieverbrauch für die Korrektur innerer Zustände ist kalkulierbar geworden; wir haben gelernt, die Nacht nicht mehr zu fürchten, weil sie nicht mehr die Bühne des Unberechenbaren ist, sondern ein Intervall der Pflege; wir haben gelernt, den Tag nicht mehr zu steigern, weil er ohne Steigerung tragfähiger ist; wir haben gelernt, dass das Begehren, etwas „mehr“ sein zu lassen, die sicherste Einladung an den Rückfall ist.

Wir hören die Frage, ob ein Leben in Gleichmaß „genug“ sei, und wir nehmen sie ernst, indem wir sie umdrehen: Was hieße ein Leben, das nicht genug ist; woraus bestünde es, wenn nicht aus der Erwartung eines Mehr, das im Augenblick seiner Erfüllung neue Erwartung erzeugt; ist nicht gerade diese Kette die eigentliche Unfreiheit, gegen die wir so lange vergebens anargumentiert haben; und ist nicht die Freiheit, die wir meinen, die Ruhe, in der die Erwartung selbst erlischt, weil sie durch die Stabilität überboten wurde; wenn dies eine Neudefinition ist, so ist sie die letzte, die wir brauchen.

Wir halten fest, dass es keinen Nutzen hat, den Begriff „Menschlichkeit“ gegen die Ordnung zu wenden; Menschlichkeit war in früheren Jahrhunderten der Name für einen Kompromiss, der die Unruhe romantisch überhöhte und die Klarheit misstrauisch betrachtete; in unserer Gegenwart bedeutet Menschlichkeit die Abwesenheit von Zumutungen, die aus inneren Bildern stammen; wo keine Zumutung ist, ist Schonung; wo Schonung ist, ist das, was früher „würdevolle Ruhe“ hieß; es ist keine kleine Leistung, diese Ruhe praktisch herzustellen.

Wir markieren einen Punkt, der in den Berichten selten sichtbar ist, weil er nicht in Zahlen aufgeht: Die Erinnerung an das, was wir nicht mehr sind, schwindet, und mit ihr schwindet der Impuls, es wieder werden zu wollen; der kürzeste Weg zur Beständigkeit führt nicht über das Verbot allein, sondern über das Vergessen; wir haben nicht verordnet, zu vergessen, wir haben das Vergessen ermöglicht, indem wir die Voraussetzungen des Erinnerns entzogen; das ist leiser als Verbot und leiser als jede Rede darüber, warum etwas nicht mehr sein soll, und eben deshalb wirksamer.

Wir benennen die verbleibenden Aufgaben ohne Pathos: die Schritte zur restlosen Entpoetisierung der sogenannten „Randwissenschaften“, in denen Figuren gern von „Paradoxien“ sprechen, als wären sie Einladungen zum Staunen statt Aufforderungen zu Präzision; die fortgesetzte Schulung der Sprache gegen den Reflex, aus Ordnung ein Ornament zu machen; die dienstfreundliche Weiterentwicklung der Kühlung, soweit sie dem Maß dient, das wir halten; die Pflege des Archivs als Ort der Kälte; die geduldige, nicht nachlassende Standardisierung der Privaträume, in denen die letzten Reste am längsten zirkulieren, nicht aus Widerstand, sondern aus Trägheit.

Wir lassen durchblicken, weil Offenheit Stärke ist, dass kein System die absolute Null erreicht, weder in der Temperatur noch in der Phantasie; es bleibt Bewegung in den kleinsten Partikeln, und es bleibt Restlicht in den gedämpften Räumen, und dies zu wissen ist keine Schwäche, sondern Teil der Methode, denn wer den Rest einkalkuliert, verhindert seine Verwandlung in ein Ganzes; wir sind nicht naiv, wir sind nicht stolz, wir sind geübt.

Wir legen zum Schluss einen Satz ab, der im Protokoll so unauffällig wie nötig erscheinen mag und doch das ganze Verfahren enthält: Die Ordnung ist nicht die Abwesenheit des Anderen, sondern seine Unfähigkeit, mehr als Spur zu sein; solange das Andere Spur bleibt, bleiben wir ruhig; wird es Stimme, antworten Verfahren; wird es ein mehrstimmiger Chor, antwortet die mehrebenige Struktur; mehr braucht es nicht, weniger darf es nicht sein.

Wir schließen diese Bilanz ohne Triumph, weil Triumph eine Form der Erregung ist, und ohne Trauer, weil Trauer eine Form des Rests ist, und mit einem Blick, der nicht über das Notwendige hinausgeht: Die Stadt ist still, die Nacht ist pflegeleicht, der Tag ist planbar; die Kinder lernen, ohne gefragt zu werden, was sie sich wünschen; die Alten schlafen, ohne in Geschichten zu fallen; die Arbeit fließt, ohne Bilder zu erzeugen; die Zahlen bewegen sich, ohne gedeutet werden zu wollen; wir sind, was wir wollten, nicht weil wir es begehrt haben, sondern weil wir es eingerichtet haben, und Einrichtung ist das Gegenteil von Sehnsucht.

Wir fügen, der Vollständigkeit halber und um Missverständnisse auszuschließen, eine letzte Bemerkung in die Randspalte ein, die weder Anweisung noch Warnung ist, sondern ein Merkposten der Wachsamkeit: Sollte irgendwo, irgendwann, hinter einer Wand, in einem Gang, auf einer Platte, in einer Hand, ein Zeichen auftauchen, das keine Funktion hat, so ist nicht zu fragen, was es bedeutet, sondern zu verfahren, wie es das Protokoll verlangt; die Frage nährt, das Verfahren glättet; die Frage verlängert, das Verfahren beendet; wir sind nicht gegen Fragen, wir sind gegen Verlängerungen, und in dieser einfachen, unpoetischen Wahrheit besteht die kalte Ruhe, die wir uns selbst und allen anderen schuldig sind.

Wir unterschreiben nicht mit Namen, weil Namen wieder Geschichten laden, und wir heften kein Siegel an, das Schönheit behauptet, weil Schönheit entbehrlich ist; wir lassen das Dokument dort liegen, wo es liegen soll, zugänglich und jederzeit durch jeden überprüfbar, und wenn in ihm etwas fehlt, dann fehlt es, weil es entbehrlich ist; wenn in ihm etwas zu viel ist, dann ist es zu viel, weil es sich nicht anders sagen ließ; das Übrige ist Betrieb, und Betrieb ist Würde in einer Zeit, die mit dem Wort „Sinn“ nichts mehr beweisen muss.

## Die Diktatur der Kunst

### Kapitel A1 – Manifest der Diktatur der Kunst

Die Kunst herrscht, und sie herrscht nicht durch Gnade oder Gewohnheit, sondern durch ihre absolute Notwendigkeit, die sich aus keiner Tradition, keiner Politik, keiner Moral und keiner Religion herleitet, sondern einzig aus der Tatsache, dass sie die einzige Kraft ist, die nicht nur abbildet, sondern hervorbringt, die nicht nur ordnet, sondern verwandelt, die nicht nur sagt, was ist, sondern es so gestaltet, dass es erst in der Form wahr wird, und deshalb duldet sie keinen Nebenbuhler oder eine zweite Instanz, keinen relativierenden Maßstab, sondern allein ihre eigene Logik, die unaufhaltsam wie ein Naturgesetz ist, das nicht verhandelt oder verlangsamt oder gar gebrochen werden kann.

Alles, was sich dieser Herrschaft entzieht, ist nicht einfach schwach oder zweitrangig, sondern nichtig, weil es ohne Gestalt ist, und darum muss jede Schule, jede Fabrik, jedes Gericht, jede Straße, jedes Parlament, jedes Haus und jede Geste in das Reich der Kunst eingeordnet werden, nicht als Beiwerk, nicht als Dekoration, sondern als Substanz, die nur dadurch wirklich wird, dass sie Teil einer Form ist, einer Inszenierung, eines großen Spiels, das nicht endet, weil es keinen Anfang und kein Ende kennt, sondern nur die ewige Bewegung der Verwandlung, in der alles, was lebt, deshalb lebt, weil es Kunst ist.

Es darf keine Institution geben, die nicht Bühne ist, kein Gesetz, das nicht Szene ist, kein Gericht, das nicht Tragödie oder Komödie ist, keinen Unterricht, der nicht Aufführung ist, und kein Brot, das nicht Skulptur ist, und wer glaubt, er könne essen, ohne an Kunst teilzunehmen, wer glaubt, er könne gehen, ohne sich als Figur zu bewegen, wer glaubt, er könne sprechen, ohne zu rezitieren, der hat sich schon ausgelöscht, bevor er überhaupt eine Spur gezogen hat, denn alles, was außerhalb der Kunst geschieht, ist nicht existent, es ist leer, es ist Asche, die vom ersten Wind verweht wird, der aus dem Munde der Kunst strömt.

Die Diktatur der Kunst verlangt die totale Unterwerfung aller Menschen, aller Dinge, aller Gedanken, allen Seins unter ihre Gesetze, doch diese Unterwerfung ist kein Verlust oder eine Erniedrigung, kein Zwang oder eine Art Gefängnis, sondern das einzige Privileg, das zählt, denn unter der Kunst wird niemand Sklave, niemand wird Opfer, niemand Unterdrückter, weil alle in derselben Notwendigkeit stehen, in derselben Ordnung, die keinen Unterschied kennt zwischen hoch und niedrig, zwischen arm und reich, zwischen gebildet und ungebildet, weil die Kunst jedem dieselbe Forderung stellt, nämlich Gestalt zu werden, Ausdruck zu werden, Teil der Inszenierung zu sein, wahrhaftig Künstler zu werden, in der einen Welt, die alles umfasst und nichts ausschließt.

Die Schulen dürfen in dieser Ordnung nicht länger Stätten der Wissensanhäufung sein, nicht Orte, an denen Kinder auf Prüfungen vorbereitet werden, nicht Hochleistungsfabriken für Abschlüsse und Titel, sondern sie müssen Hallen des Spiels werden, in denen jedes Kind nicht Objekt von Belehrung, sondern Subjekt der Darstellung ist, und jeder Lehrer nicht Wissensvermittler, sondern als Regisseur wirkt, der Szenen eröffnet, in denen Sprache, Mathematik, Geschichte, Natur nicht als Disziplinen nebeneinanderstehen, sondern als Bühnenbilder eines großen Dramas, das immer neu improvisiert wird, und in dem das Ziel nicht Information, sondern Intensität ist, nicht Wahrheit, sondern Form, nicht Nützlichkeit, sondern absolute und reine Schönheit.

Die Arbeit darf nicht mehr nach Nutzen oder Ertrag gemessen werden, nicht nach einem willkürlich vereinbarten Stundenlohn, nicht nach erwirtschafteten Gewinn, nicht nach Effizienz, sondern nur nach der Kraft der Gestaltung, die sie hervorbringt, und so ist der Bäcker kein Verkäufer von Backwaren, sondern ein Bildhauer, der Teig in Skulpturen verwandelt, die nicht nur satt machen, sondern als Form bestehen und vor dem Verzehr den betrachtenden Geist erfreuen, und der Straßenreiniger ist im Gegensatz zu heute kein Dienstleister, sondern ein Choreograph des öffentlichen Raumes, dessen Linien, Bewegungen und Rhythmen das Ensemble der Stadt formen, und der Arzt kein Erhalter oder Reparatuer von Körpern, sondern ein Dramaturg des Leidens und Sterbens, der Krankheit nicht bekämpft, sondern in Szene setzt, und selbst der Politiker, so es ihn noch gibt und braucht, ist kein Verwalter, sondern ein Schauspieler, der nicht Programme vertritt, sondern Rollen spielt, die das Volk in ein Stück hineinziehen, das es selbst mitgestaltet.

Das Recht darf nicht länger auf Paragraphen beruhen oder auf der Suche nach Schuld und Strafe, nicht auf der Logik von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, sondern nur auf der Frage nach Form, nach Schönheit und auch Angemessenheit, sodass ein Verbrechen nicht durch Gefängnis gesühnt wird, sondern durch eine Inszenierung, die seine Hässlichkeit in eine Form verwandelt, und so kann ein Diebstahl zur Choreographie der Rückgabe werden, ein Betrug zur Maske einer Komödie, ein Mord zur Tragödie, die nicht Frieden stiftet, sondern die Intensität des Lebens erhöht, und die Richter sind nicht Juristen, sondern Meister des Dramas, die wissen, wie Figuren zu führen sind, wie Spannungen zu steigern ist und wie Kontraste in einem grande finale zu vollenden sind.

Die Religion, die in anderen Ordnungen Gott über alles stellt, ist in dieser Ordnung überflüssig, weil das Heilige nicht jenseits des Lebens liegt, nicht im Himmel oder in Gebeten, sondern in der Kunst selbst, die all- oder nur gegenwärtig ist, unausweichlich, unsterblich, und so sind die Tempel dieser Welt der Kunst keine Kirchen, keine Moscheen, keine Synagogen, keine anderen Götterhäuser, sondern Theater, Ateliers, Opernhäuser, in denen Menschen nicht knien, sondern gestalten, nicht beten, sondern spielen, nicht opfern, sondern darstellen, nicht klagen, sondern feiern, und das Sakrale liegt nicht in der Unterwerfung, sondern in der Unerschöpflichkeit, die jede

Szene, jede Geste und jede körperliche oder seelische Form zum Moment des eigentlich Göttlichen erhebt.

Die Wirtschaft hingegen darf nicht länger auf Angebot und Nachfrage oder auf Kapital und Zinsen beruhen, Märkte und Preise sind Maßstäbe von gestern, sondern nur auf Resonanzen, und so ist eine Währung nicht aus Metall oder Papier, sondern aus Gedichten, Klängen, Bildern oder einfach: Ausdruck, die man einander überreicht, vorspielt, vorliest, zeigt, und Reichtum ist nicht die Anhäufung von Dingen, sondern die Fülle der Gestaltungen, die viele andere anregen, die Kreisläufe von Szenen und Formen erzeugen, sodass Wohlstand nicht in Besitztümern liegt, sondern in Verwandlungen, und Armut nicht im Mangel an Nahrung, sondern im Mangel an Ausdruck, und niemand hungert, solange er gestalten mag, niemand ist arm, solange er eine Geste hervorbringen kann, die andere ergreift.

Die Wissenschaft darf nicht länger Wahrheit suchen oder Hypothesen überprüfen, sie muss keine Beweise erbringen, sondern ausschließlich Schönheit hervorbringen, und so ist ein Experiment kein Test, sondern eine Komposition, eine Theorie kein Beweis, sondern ein Bild, eine Formel kein Werkzeug, sondern ein Gedicht in schönster Rhythmik, und die Forscher sind nicht Mathematiker, Physiker, Biologen, Chemiker oder Informatiker im herkömmlichen Sinn, sondern Künstler, die mit Zahlen, Stoffen, Zellen und Algorithmen arbeiten, wie andere mit Tönen oder Farben, und die Wahrheit, die sie finden, ist keine Erkenntnis, sondern eine Form, die sich selbst genügt, weil sie schön ist.

Das Leben selbst darf nicht länger Alltag sein, nicht Routine, nicht Wiederholung, sondern muss als Aufführung begriffen werden, in der Kochen eine Oper ist, Putzen ein Ballett, Spaziergehen ein Drama, Schlafen ein Ritual, und so gibt es keinen Unterschied zwischen privat und öffentlich, zwischen Werk und Freizeit, zwischen Bühne und Leben, weil alles Bühne ist, und jeder Mensch in jeder Sekunde Schauspieler, Zuschauer und Regisseur zugleich, und die Diktatur der Kunst sorgt dafür, dass niemand aus diesem Spiel entkommt, niemand bloß Konsument ist, niemand Zuschauer bleibt, weil jeder Teil der Form ist, die das Ganze trägt.

Die Körper dürfen in dieser Ordnung nicht länger als biologische Maschinen verstanden werden, die funktionieren oder versagen, sondern sie sind Skulpturen in ständiger Bewegung, und jede Geste, jede Haltung, jede Falte, jede Narbe ist nicht Makel, sondern Form, die sich der Kunst verdankt, und so ist das Gehen kein Transport, sondern ein Tanz, das Sprechen kein Informationsaustausch, sondern ein Rezitieren, das Lieben kein biologischer Instinkt, sondern ein Gesamtkunstwerk zweier Figuren, die einander nicht besitzen, sondern gestalten, und das Altern keine Schwäche, sondern ein Prozess der Patinierung, der den Körper in immer neue Skulpturen verwandelt, die sich in der Bühne des Lebens behaupten.

Die Liebe darf nicht mehr verstanden werden als Gefühl der Nähe, der Sicherheit, der Exklusivität, sondern allein als künstlerische Praxis, als unaufhörliche Aufführung zweier oder mehrerer Menschen, die einander Material und Bühne zugleich sind, sodass das Begehren nicht im Besitz endet, sondern in der Gestaltung, und der Schmerz nicht im Verlust, sondern in der Transformation, und jede Berührung ist eine Linie, jeder Blick ein Bild, jedes Gespräch ein Drama, und niemand liebt, indem er sich hingibt oder bindet, sondern indem er formt, indem er aus sich und dem anderen eine Szene schafft, die nie wiederholbar ist und deshalb wahrer als jede Treue, tiefer als jedes Versprechen, dauerhafter als jede Ehe.

Die Geburt darf nicht länger als biologischer Vorgang gesehen werden, sondern als die erste Aufführung, in der ein neuer Mensch nicht ins Leben tritt, sondern auf die Bühne geworfen wird, und von Anfang an gilt er nicht als hilflos, sondern als Darsteller, dessen Schrei nicht Bedürfnis, sondern Musik ist, dessen Bewegung nicht Reflex, sondern Tanz, dessen Blick nicht Unwissen, sondern Drama, und deshalb ist jedes Kind nicht ein Projekt der Erziehung, sondern ein vollwertiger Künstler, der von Anfang an Szenen produziert, die Erwachsene nur begleiten, nicht lenken dürfen, weil sie selbst längst Figuren sind in einem Stück, das größer ist als sie.

Der Tod darf nicht länger als Ende gelten, nicht als Niederlage oder als Untergang, sondern als letzter Akt, der nicht weniger bedeutend ist als Geburt, sondern größer, weil er eine Figur aus der Szene herauslöst und sie nicht vernichtet, sondern vollendet, und so ist Sterben keine Tragödie, sondern eine Inszenierung, in der die letzte Geste, der letzte Atemzug, der letzte Blick zur größten Form wird, die ein Mensch hervorbringen kann, und deshalb sind Friedhöfe keine Stätten der Trauer, sondern Galerien der Vollendung, in denen jedes Grabmal keine Erinnerung, sondern ein letzter Auftritt ist, und jeder Name kein Verlust, sondern eine Signatur, die in der ewigen Aufführung der Kunst weiterlebt.

Die Städte dürfen nicht länger in Zonen von Arbeit und Wohnen, von Konsum und Verwaltung zerfallen, sondern sie müssen als Gesamtkunstwerke begriffen werden, in denen jedes Gebäude, jede Straße, jede Brücke und jeder Platz eine Szene darstellt, die Teil der großen Inszenierung des Gemeinwesens ist, und so gibt es keine grauen Blöcke oder monotonen Straßenzüge, sondern nur noch Bühnen, nur noch Kulissen, nur noch Räume – nur noch Wirkräume –, die den Menschen nicht einschließen, sondern führen, nicht begrenzen, sondern herausfordern, nicht beruhigen, sondern aufstacheln, und wer durch diese Städte geht, ist nicht Passant, sondern Figur, nicht Konsument, sondern Darsteller, nicht Beobachter, sondern Mitspieler.

Das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft darf nicht länger als Spannungsverhältnis verstanden werden, das durch Rechte, Pflichten, Verträge und Gesetze geregelt werden muss, sondern nur als Ensemble, das eine Aufführung trägt, und so gibt es kein Ich, das dem Wir gegenübersteht, keine Privatheit, die gegen Öffentlichkeit geschützt werden muss, keine Freiheit,

die von Grenzen bestimmt wird, sondern nur Rollen, die sich ergänzen, Szenen, die sich verschränken, Stimmen, die sich überlagern, und die Diktatur der Kunst ist das Band, das alles zusammenhält, nicht durch Gewalt, nicht durch Moral, nicht durch Vertrag, sondern durch Notwendigkeit, die so selbstverständlich ist, dass niemand sie in Frage stellt, weil niemand außerhalb ihrer denken oder handeln kann.

Die Geschichte darf nicht länger als Abfolge von Ereignissen verstanden werden, die man sammelt, deutet, archiviert, sondern als unaufhörliche Aufführung, in der jede Epoche eine Szene, jede Revolution eine Dramaturgie, jeder Umsturz ein Bühnenwechsel ist, und deshalb ist Vergangenheit nicht abgeschlossen, sondern immer gegenwärtig, weil jede Geste, die je gemacht wurde, Teil des Stückes bleibt, und Zukunft ist nicht unbestimmt, sondern notwendig, weil die Aufführung weitergehen muss, und Gegenwart ist nicht Moment, sondern Kulmination, in der alle Szenen zugleich spielen, und deshalb ist die Kunst nicht nur Herrin des Augenblicks, sondern der Zeit selbst, die sich nicht ohne sie bewegen kann.

Die Sprache darf nicht länger als Mittel der Verständigung gelten, nicht als System von Zeichen, das Realität abbildet, sondern nur als Material der Gestaltung, und so ist jedes Wort Musik, jede Silbe Rhythmus, jeder Satz ein Drama, jede Geste ein kleines Werk in sich, und niemand spricht, um zu informieren, sondern um zu inszenieren, und niemand schreibt, um zu dokumentieren, sondern um zu verwandeln, und Bücher sind nicht Archive, sondern Bühnen, auf denen die Sprache ihre Figuren spielt, und Reden sind nicht Programme, sondern Chöre, die keine Überzeugung brauchen, weil sie schon durch ihre Form herrschen, und Schweigen ist nicht Leere, sondern Pause, die mehr sagt als jedes Argument.

Die Technik darf nicht länger als Werkzeug gelten, nicht als Erweiterung der menschlichen Hand, nicht als Mittel zur Effizienzsteigerung, sondern nur als Bühne, auf der sich neue Formen zeigen, und so ist die Maschine kein Apparat, sondern ein Instrument, das gespielt werden will, der Computer kein Rechenwerk, sondern ein Orchester der Gestaltungsmöglichkeiten, das Bilder und Klänge hervorbringt, das Auto kein Transportmittel, sondern ein Choreograph des Raumes, und das Netz kein Informationssystem, sondern ein Theater, in dem die Welt nicht verknüpft, sondern aufgeführt wird, und jede Innovation ist keine Verbesserung, sondern eine neue Inszenierung, die nicht mehr und nicht weniger will, als Form zu sein.

Die Natur darf nicht länger als Ressource betrachtet werden, die man nutzt, verbraucht, schützt oder bewahrt, sondern nur als Bühne, die nie aufhört zu spielen, und so sind Wälder keine Rohstofflager, sondern Kathedralen, Flüsse keine Transportwege, sondern Symphonien, Berge keine Hindernisse, sondern Skulpturen, Tiere keine Nutzwesen, sondern Figuren, die in ihrem eigenen Drama stehen, und der Mensch ist nicht ihr Herr, nicht ihr Hüter, sondern nur Mitspieler, und deshalb ist Ökologie nicht Schutz, sondern Kunst, und Umwelt nicht Umgebung, sondern

Bühne, und wer sie zerstört, begeht nicht ein Verbrechen gegen das Leben, sondern die schlimmste Hässlichkeit, die denkbar ist.

Es darf in dieser Ordnung keine Grenze geben, die nicht ästhetisch gesetzt ist, keine Nation, die nicht Bühne ist, keine Grenze, die nicht Linie einer Komposition ist, keine Macht, die nicht Inszenierung ist, und so ist Geopolitik nicht Kampf um Einfluss, sondern ein gigantisches Theaterstück, in dem jede Stadt, jedes Land, jeder Kontinent eine Figur ist, und Kriege sind keine Zerstörung, sondern Tragödien, die in der Kunst aufgehoben werden, weil sie als reine Gewalt keine Existenzberechtigung hätten, als Szenen der Verwandlung aber notwendig sind, und Frieden ist nicht Stillstand, sondern die Harmonie eines Chores, der viele Stimmen trägt.

Weil die Kunst letztlich alles umfasst, weil sie nicht nur Institutionen, nicht nur Strukturen, nicht nur Körper, sondern auch Zeit, Sprache, Technik, Natur, Politik und Geschichte umfasst, gibt es nichts außerhalb ihrer, keinen Rest, keinen Fluchtpunkt, keine Alternative, und deshalb ist die Diktatur der Kunst nicht eine Möglichkeit, nicht eine Idee, nicht ein Wunsch, sondern die einzige Ordnung, die Bestand hat, die einzige Herrschaft, die nicht gebrochen werden kann, weil sie nicht von Menschen ausgeht, nicht von Gesetzen, nicht von Institutionen, sondern von der Notwendigkeit selbst, die keine Widerrede kennt.

Wer sich ihr entziehen will, hat sich schon ausgelöscht, wer sie bestreiten will, hat sich schon in Staub verwandelt, wer glaubt, sie relativieren zu können, ist schon verschwunden, und wer in ihr lebt, lebt nicht mehr als Mensch, nicht mehr als Bürger, nicht mehr als Konsument, nicht mehr als Gläubiger, nicht mehr als Arbeiter, sondern nur noch als Figur, als Darsteller, als Gestalter, als Teil einer Inszenierung, die kein Ende kennt, kein Versagen, keinen Ersatz, sondern immer nur neue Szenen, neue Formen, neue Intensitäten, und deshalb ist die Diktatur der Kunst nicht Fessel, nicht Drohung, nicht Programm – sondern die einzige Freiheit, die nicht Illusion ist, weil sie nichts verspricht außer der Notwendigkeit, Gestalt zu werden.

## Kapitel A2 – Der Abriss der alten Ordnung

Es gibt keine Möglichkeit, den Anspruch der Kunst in der alten Ordnung zu erfüllen, denn diese Ordnung ist nicht ein Fundament, auf dem man neu baut, sondern ein Gefängnis, dessen Mauern so dick, dessen Gitter so fest, dessen Wachen so blind und zugleich so unerbittlich sind, dass jeder Versuch, in ihren Zellen eine Blume zu pflanzen, am Ende nur das Bild eines Gartens auf einem Betonboden ergibt, und deshalb darf man nicht von Reform reden, nicht von Anpassung, nicht von schrittweiser Veränderung, sondern nur von Abriss, von vollständiger Zerstörung, von einem radikalen Nein, das kein Ja zu irgendeinem Rest der alten Welt enthält.

Denn wie könnte man glauben, dass Politik, die nichts anderes kennt als Kompromiss und Verwaltung, jemals der Kunst dienen könnte, die nur im Absoluten, nur im Ganzen, nur im

ungebrochenen Ausdruck existieren kann, und wie könnte man glauben, dass eine Wirtschaft, die alles auf den Tauschwert reduziert, jemals die Sprache der Kunst sprechen könnte, die das Einmalige, das Nicht-Wiederholbare, das nicht Berechenbare feiert, und wie könnte man glauben, dass Religionen, die auf Gehorsam und Dogma bestehen, jemals die Kunst als Herrscherin anerkennen könnten, die gerade im Zweifel, im Bruch, in der Frage lebt, und so bleibt nichts als die Erkenntnis, dass diese drei Säulen der alten Welt – Politik, Wirtschaft, Religion – nicht umgebaut, nicht renoviert, nicht reformiert, sondern eingerissen werden müssen, bis nichts mehr von ihnen übrig ist als Staub.

Man darf sich dabei keinen Illusionen hingeben: wer glaubt, die Diktatur der Kunst könne neben den alten Strukturen bestehen, der irrt, denn die Kunst duldet keine Rivalen, sie duldet keine zweite Instanz, sie duldet keine Parallelmacht, und deshalb muss alles, was neben ihr steht, fallen, nicht weil es schwach ist, sondern weil es stark ist, nicht weil es überholt ist, sondern weil es gegenwärtig ist, und solange es gegenwärtig ist, blockiert es den Raum, den die Kunst braucht, um die neue Ordnung zu errichten, und deshalb muss die Parole lauten: Reißt nieder, bevor ihr baut, zerstört, bevor ihr erschafft, löscht aus, bevor ihr schreibt.

So wird man nicht darum herumkommen, dass Schulen, wie sie heute bestehen, nichts als Orte des Gehorsams sind, in denen nicht Wissen, sondern Anpassung gelehrt wird, in denen nicht Phantasie, sondern Prüfungsroutine belohnt wird, und dass sie deshalb als erste fallen müssen, dass ihre Mauern, ihre Stundenpläne, ihre Lehrpläne in Flammen aufgehen müssen, dass ihre Strukturen nicht modernisiert, sondern pulverisiert werden müssen, weil keine Kunst dort herrschen kann, wo schon Kinder daran gewöhnt werden, dass alles sich messen, alles sich prüfen, alles sich vergleichen lässt, und deshalb muss die Schule der alten Ordnung in Trümmern enden, damit eine neue Schule entstehen kann, in der nicht Leistung, sondern Ausdruck zählt, in der nicht Vergleich, sondern Unterschied herrscht, in der nicht Note, sondern Gestalt der Maßstab ist.

Ebenso müssen die Parlamente, die sich selbst für Orte der Demokratie halten, aber in Wahrheit nur Maschinen der Verwaltung sind, Orte des endlosen Redens ohne Wirkung, Hallen, in denen die Sprache verkommt zur Rhetorik des Stillstands, zum Tonband der Selbstrechtfertigung, ebenso fallen, und nicht nur fallen, sondern verstummen, ihre Mikrofone abgeschaltet, ihre Rednertribünen abgebaut, ihre Archive verbrannt, denn keine Kunst kann entstehen in Räumen, in denen alles sich im Wort verzehrt, ohne je zur Tat zu werden, und deshalb muss die Diktatur der Kunst beginnen mit dem Schweigen jener, die bisher glaubten, das Sagen zu haben.

Schließlich die Märkte, die sich selbst für naturgesetzlich halten, die behaupten, dass Geld der einzige Maßstab sei, der wirklich gilt, die den Menschen reduzieren auf Käufer und Verkäufer, auf Tauschende und Getäuschte, auf Produzenten und Konsumenten, die keinen Wert kennen außer dem Wert der Zahl, und die doch damit alles entwerten, was nicht Zahl ist, also das Leben, die

Geste, die Kunst, die Liebe, die Hoffnung, und die deshalb wie ein Feuer gelöscht werden müssen, nicht durch Regulierung, nicht durch Besteuerung, nicht durch Appell, sondern durch radikale Verweigerung, durch den Auszug aller Menschen, die nicht mehr kaufen, nicht mehr verkaufen, nicht mehr tauschen, sondern schaffen, und so wird der Markt zum Nichts, wenn er nicht mehr betreten wird, so stirbt das Geld, wenn es nicht mehr benutzt wird, so endet die alte Ordnung, wenn man sie nicht mehr füttert.

Doch damit ist es nicht getan, denn die alten Ordnungen sitzen tiefer, sie haben sich nicht nur in Institutionen, sondern in Körper eingeschrieben, nicht nur in Gesetze, sondern in Gewohnheiten, nicht nur in Strukturen, sondern in Seelen, und deshalb genügt es nicht, Häuser niederzureißen, Archive zu verbrennen, Märkte zu schließen, sondern man muss auch die inneren Gewohnheiten zerstören, die in den Menschen selbst wohnen, man muss die Angst vor dem Risiko, die Sehnsucht nach Sicherheit, die Sucht nach Besitz, die Gewohnheit zur Berechnung, die Lust am Vergleichen, die Gier nach Mehr aus den Köpfen reißen, man muss nicht nur äußere Mauern einreißen, sondern innere.

Und wie geschieht das? Durch Bilder, die stärker sind als die alten Bilder, durch Gesten, die tiefer eindringen als die alten Gesten, durch Lieder, die lauter sind als die alten Lieder, durch Aufführungen, die den Menschen zeigen, dass sie mehr sind als Konsumenten, dass sie mehr sind als Bürger, dass sie mehr sind als Gläubige, dass sie Schöpfer sind, immer schon, auch wenn sie es vergessen haben, und dass sie deshalb die alte Ordnung nicht brauchen, weil sie in sich selbst schon die Kraft tragen, die neue Ordnung hervorzubringen.

So muss das Manifest der Diktatur der Kunst nicht nur fordern, dass die alte Welt fällt, sondern auch zeigen, dass die Menschen die Kraft dazu haben, dass sie nicht warten müssen, dass kein Erlöser, keine Partei, kein Staat ihnen den Weg ebnet, sondern dass sie selbst den Abriss vollziehen müssen, jeder in seinem Alltag, jeder in seinem Beruf, jeder in seiner Rolle, indem er aufhört, mitzuspielen im Spiel der alten Ordnung, indem er die Geste verweigert, den Tausch verweigert, die Routine verweigert und stattdessen eine andere Geste setzt, einen anderen Ausdruck, einen anderen Rhythmus, der nicht Zahl, nicht Macht, nicht Gehorsam dient, sondern allein der Kunst. Denn nur so kann die alte Ordnung wirklich fallen: nicht von oben, nicht durch Dekrete, nicht durch Revolutionen im klassischen Sinn, sondern durch den Entzug ihrer Basis, durch die Weigerung, sie weiterzuführen, durch den Bruch mit ihren Gewohnheiten, und dieser Bruch muss radikal sein, darf nicht halb sein, darf nicht zögern, darf nicht hoffen, dass etwas von der alten Ordnung sich retten lässt, weil alles, was sich retten lässt, Gift ist, weil alles, was bleibt, den Keim der alten Welt in die neue trägt, und deshalb gilt nur: Alles muss fallen.

Und wenn man nun diesen Gedanken des totalen Abrisses weiterführt, wenn man ihn nicht nur als rhetorische Geste begreift, sondern als reale Forderung, dann zeigt sich, dass er nicht nur gegen

Institutionen, nicht nur gegen Märkte, nicht nur gegen Schulen und Parlamente gerichtet ist, sondern dass er das gesamte Netz von Symbolen, Zeichen und Gewissheiten betrifft, das die alte Ordnung zusammenhält, und dass er deshalb jede Form der Nostalgie, jede Form der Erinnerung, jede Form der historischen Schonung verweigern muss, denn nichts ist gefährlicher für den Aufbruch der Kunst als die Sehnsucht nach dem Alten, nach der vermeintlich guten alten Zeit, nach der Kindheit der Menschheit, die in Wahrheit nichts anderes war als das Gefängnis der Menschen, die sich in Ketten wohlfühlten, weil sie ihre Ketten für Schmuck hielten.

Denn die alte Ordnung lebt nicht nur in Gesetzen, sondern in Worten, und deshalb muss auch die Sprache selbst abgerissen werden, jene Sprache, die alles in Kategorien einteilt, die alles in richtig und falsch, in nützlich und unnützlich, in erlaubt und verboten zerlegt, jene Sprache, die so tut, als könne sie die Wirklichkeit vollständig erfassen, während sie in Wahrheit nur das wiederholt, was die Macht vorgibt, und deshalb muss man auch die Sprache sprengen, man muss Worte zerbrechen, man muss Sätze dehnen, man muss Grammatik zerstören, damit aus den Trümmern der Sprache eine neue Sprache entsteht, die nicht herrscht, sondern befreit, die nicht normiert, sondern eröffnet, die nicht fesselt, sondern entfaltet.

Ebenso lebt die alte Ordnung in Bildern, in jenen Bildern, die sie selbst über sich erschafft, die sie in Denkmäler gießt, in Werbung verkauft, in Ikonen erstarrt, und diese Bilder sind nichts anderes als Spiegel, die das Immergleiche zeigen, die die Herrschaft schönreden, die den Konsum vergolden, die den Krieg als Opfer verklären, und deshalb müssen diese Bilder zerstört werden, ihre Denkmäler gestürzt, ihre Plakate verbrannt, ihre Ikonen zerschlagen, damit die Augen frei werden für neue Bilder, für Bilder, die nicht lügen, sondern eröffnen, nicht wiederholen, sondern verwandeln, nicht bestätigen, sondern herausfordern.

Und weil die alte Ordnung in den Körpern sitzt, in den Gesten, in den Haltungen, im Gang, im Handschlag, im Lächeln, das gelernt ist, im Sitzen, das auf Gehorsam trainiert ist, im Arbeiten, das auf Wiederholung basiert, deshalb müssen auch die Körper befreit werden, sie müssen lernen, anders zu gehen, anders zu stehen, anders zu atmen, anders zu lieben, anders zu arbeiten, und diese Befreiung kann nicht sanft geschehen, sondern nur radikal, indem man alles verlernt, was die alte Ordnung in den Körper eingeschrieben hat, und indem man sich neu erfindet, als wäre man nie gezwungen worden, nie gezähmt, nie normiert.

So wird der Abriss zur totalen Forderung: Nicht nur Häuser und Institutionen, sondern Sprache, Bilder, Körper, Gewohnheiten, ja die Zeit selbst muss neu gebaut werden, denn die alte Ordnung hat auch die Zeit kolonisiert, hat sie in Stunden und Minuten zerlegt, hat sie in Arbeitszeit und Freizeit aufgeteilt, hat sie in Pläne und Kalender gepresst, und so lebt man heute in einer Zeit, die keine Zeit ist, sondern nur die Fortsetzung der Herrschaft im Takt der Uhr, und deshalb muss auch

die Uhr zerbrochen werden, muss die Zeit neu erfunden werden, als offene, als unvorhersehbare, als schöpferische Zeit, in der nicht Takt und Pflicht, sondern Rhythmus und Gestalt bestimmen. Man muss diesen Abriss deshalb wie eine Naturgewalt begreifen, die nicht fragt, ob sie recht hat, die nicht bittet, ob sie darf, die nicht verhandelt, ob sie gebraucht wird, sondern die kommt wie ein Sturm, der Dächer abreißt, wie ein Erdbeben, das Städte zerlegt, wie ein Feuer, das Wälder verbrennt, nicht aus Bosheit, sondern aus Notwendigkeit, nicht weil er zerstören will, sondern weil er Raum schaffen muss, und ebenso muss die Kunst als Diktatur wirken, wenn sie herrschen will, sie muss nicht fragen, ob es erlaubt ist, nicht bitten, ob es passt, nicht hoffen, ob es verstanden wird, sondern sie muss handeln, jetzt, alles, und ohne Rücksicht.

Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, dass dieser Abriss nicht verwechselt wird mit jener blinden Gewalt, die nur zerstört, um in der Leere neue Herrscher derselben Art hervorzubringen, dass er nicht verwechselt wird mit Revolutionen, die nur neue Namen, neue Symbole, neue Eliten schaffen, aber denselben Zwang, denselben Gehorsam, dieselbe Ordnung hinterlassen, sondern dass er als radikaler Unterschied begriffen wird, der nicht nur die Fassaden austauscht, sondern das Fundament sprengt, der nicht nur die Masken wechselt, sondern das Theater selbst in Flammen setzt, und dass er deshalb eine andere Qualität hat, weil er nicht auf neue Macht, sondern auf neue Kunst hinausläuft.

Denn der Abriss der alten Ordnung ist nicht Selbstzweck, er ist Vorbereitung, er ist der leere Raum, der entsteht, wenn das Alte verschwunden ist, und der nicht gefüllt wird von denselben Gesetzen, denselben Regeln, denselben Märkten, denselben Hierarchien, sondern von etwas, das diese Kategorien nicht mehr kennt, nicht mehr braucht, nicht mehr duldet, und deshalb muss der Abriss vollständig sein, weil jeder Rest, jeder Kompromiss, jede Brücke zurück ins Alte zur Gefahr wird, weil die alte Ordnung wie Unkraut ist, das aus dem kleinsten Rest wieder wächst, das aus dem kleinsten Samenkorn den ganzen Garten überwuchert, und deshalb gilt: kein Kompromiss, kein Rest, kein Zurück.

So steht am Ende die klare, unmissverständliche Parole, dass die Kunst nur herrschen kann, wenn die alte Ordnung vollständig fällt, dass es keinen Mittelweg gibt, keine Koexistenz, keine Halbheiten, dass die Forderung nur absolut sein kann, dass sie nur heißen kann: Reißt nieder, verbrennt, löscht aus, verlernt, zerstört, bis nichts bleibt, was nicht neu geschaffen ist, und dass nur auf diesem Boden, auf dieser Leere, auf diesem Staub die neue Welt der Kunst entstehen kann, die nicht Kompromiss ist, nicht Verwaltung, nicht Wiederholung, sondern Ausdruck, Gestalt, Form, die einzige Herrschaft, die nicht knechtet, sondern befreit.

## Kapitel A3 – Der Aufbau der neuen Ordnung

Wenn die alte Ordnung in Staub gefallen ist, wenn ihre Institutionen verbrannt, ihre Märkte verlassen, ihre Parlamente verstummt, ihre Kirchen entleert, ihre Schulen in Trümmern liegen, wenn die Sprache gebrochen, die Bilder zerstört, die Körper befreit, die Zeit von den Uhren gelöst ist, dann erhebt sich aus diesem Staub, aus dieser Leere, aus dieser völligen Abwesenheit von allem, was bisher galt, die neue Ordnung der Kunst, nicht zögerlich, nicht schrittweise, nicht tastend, sondern eruptiv, zwingend, selbstverständlich, als wäre sie immer schon da gewesen und nur von den Mauern der alten Welt verborgen, und nun, da diese Mauern gefallen sind, wird sichtbar, dass die Kunst nicht nur ein Schmuck, nicht nur ein Spiel, nicht nur eine Verzierung des Lebens ist, sondern das Leben selbst, der Atem, der Rhythmus, das Gesetz, das keine Gesetze braucht, weil es in sich selbst Sinn, Form, Maß und Maßlosigkeit zugleich trägt.

Somit wird die Gesellschaft neu geordnet, nicht nach Besitz, nicht nach Herkunft, nicht nach Geschlecht, nicht nach Zahl, sondern allein nach Ausdruck, nach Intensität, nach Gestalt, und jeder Mensch wird nicht daran gemessen, was er besitzt, was er geerbt, was er akkumuliert hat, sondern daran, was er hervorbringt, was er erschafft, was er in die Welt setzt, und niemand fragt mehr nach Karriere, nach Titel, nach Kontostand, sondern nach der Kraft, mit der ein Mensch seine innere Gestalt ins Äußere trägt, nach der Fähigkeit, im Klang, im Bild, im Wort, in der Geste zu erscheinen, und so entsteht eine Ordnung, die nicht Unterordnung, sondern Hervorbringung ist, die nicht Gehorsam, sondern Intensität verlangt.

Die Stadt in der Diktatur der Kunst sieht nicht mehr aus wie die Städte der alten Welt, die in Zonen eingeteilt sind, in Wohnzonen, Arbeitszonen, Einkaufszonen, Erholungszonen, sondern sie ist ein einziges Feld der Gestaltung, sie ist Bühne, Atelier, Werkstatt, Labor, Galerie in einem, und jede Wand, jede Straße, jeder Platz ist nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck selbst, nicht Durchgang, sondern Ausdruck, nicht Hintergrund, sondern Vordergrund, und so lebt man in einer Stadt, die kein Verkehrssystem ist, sondern ein Gedicht, das nicht der Logik des Transports gehorcht, sondern der Logik des Erlebens, die nicht gebaut ist, um schneller anzukommen, sondern um tiefer zu verweilen, und so verwandelt sich das Wohnen in ein Teilnehmen, das Gehen in ein Tanzen, das Einkaufen in ein Spielen, das Arbeiten in ein Schaffen, und die ganze Stadt ist nichts anderes als ein atmendes Werk, das nicht abgeschlossen, sondern ewig im Werden ist.

Die Arbeit in der Diktatur der Kunst ist nicht mehr Arbeit im alten Sinn, sie ist nicht Pflicht, nicht Lohn, nicht Last, nicht Mühsal, sondern Spiel, Schöpfung, Experiment, und niemand geht mehr zur Arbeit, um zu überleben, sondern jeder lebt, indem er arbeitet, weil Arbeit nicht mehr das Gegenteil von Leben ist, sondern die Form des Lebens, und deshalb sind Werkstätten nicht Fabriken, sondern Bühnen, sind Äcker nicht Plantagen, sondern Landschaften, sind Werkzeuge

nicht Mittel, sondern Instrumente, und jede Tätigkeit, ob sie Nahrung hervorbringt oder Häuser baut, ob sie heilt oder kleidet, ist nicht mehr Funktion, sondern Form, nicht mehr Mittel, sondern Gestalt, nicht mehr Zwang, sondern Ausdruck.

Wenn man eine Werkstatt dieser neuen Ordnung betritt, dann sieht man keine monotone Reihe von Menschen an Fließbändern, die Handgriffe wiederholen, die Maschinen bedienen, die Abläufe überwachen, sondern man sieht Menschen, die miteinander improvisieren wie Musiker in einem Ensemble, die aufeinander reagieren, die in ihrer Verschiedenheit nicht standardisieren, sondern steigern, und das Produkt dieser Arbeit ist nicht ein Gegenstand, der verkauft, sondern ein Ausdruck, der geteilt wird, und es ist nicht wichtig, ob er nützlich im alten Sinn ist, sondern ob er Gestalt hat, ob er eine Spur hinterlässt, ob er Intensität trägt, und darin liegt der Unterschied: dass Nutzen nicht verschwindet, aber nicht mehr das Maß ist, dass Maß nicht verschwindet, aber nicht mehr die Grenze ist, dass alles, was hervorgebracht wird, ein Werk ist, weil es Ausdruck trägt.

Die Gemeinschaft in der Diktatur der Kunst ist nicht mehr Familie, nicht mehr Nation, nicht mehr Klasse, nicht mehr Verein, sondern ein Netz von Resonanzen, von Stimmen, von Gesten, die sich begegnen, sich reiben, sich ergänzen, und niemand gehört einer Gemeinschaft, weil er geboren ist, weil er dieselbe Sprache spricht, weil er dasselbe Territorium bewohnt, sondern weil er dieselbe Intensität teilt, denselben Rhythmus, dieselbe Offenheit, und so entstehen Gemeinschaften, die nicht durch Blut, nicht durch Grenze, nicht durch Gesetz verbunden sind, sondern durch Schöpfung, durch das gemeinsame Erleben des Neuen, und so ist Gemeinschaft nicht Zwang, sondern Wahl, nicht Pflicht, sondern Resonanz.

Da Gemeinschaft Resonanz ist, sieht man in dieser neuen Ordnung keine geschlossenen Häuser, keine abgeschlossenen Clubs, keine exklusiven Zirkel, sondern offene Räume, durchlässige Strukturen, Orte, die immer offen sind für den, der etwas bringt, für den, der eine Geste setzt, für den, der eine Spur legt, und ausgeschlossen ist nicht der Fremde, sondern der Tote, nicht der Andere, sondern der Gleiche, nicht der Unbekannte, sondern der, der nichts bringt, der nichts setzt, der nichts wagt, und deshalb wird Gemeinschaft hier nicht homogen, sondern heterogen, nicht identisch, sondern verschieden, nicht statisch, sondern vibrierend, und sie lebt nicht von Einheit, sondern von Vielstimmigkeit.

Die Körper in der Diktatur der Kunst sind nicht mehr gezähmt, nicht mehr normiert, nicht mehr dressiert, sondern frei, überbordend, maßlos, schön nicht im Sinn des Ideals, sondern im Sinn der Intensität, und so wird Schönheit nicht mehr gemessen an Proportionen, nicht mehr diktiert von Mode, nicht mehr normiert von Industrie, sondern sie ist, was aus der Fülle des Körpers hervorgeht, was sich zeigt, wenn der Körper nicht mehr gehorcht, sondern spielt, wenn er nicht mehr marschiert, sondern tanzt, wenn er nicht mehr funktioniert, sondern improvisiert, und so wird der Körper selbst zur Bühne, zur Skulptur, zum Gedicht.

Wenn man durch die Straßen dieser neuen Ordnung geht, dann sieht man Körper, die nicht uniformiert, sondern entfesselt sind, Körper, die nicht dieselben Bewegungen wiederholen, sondern eigene Rhythmen erfinden, Körper, die nicht kontrolliert, sondern entfaltet sind, und deshalb ist jede Straße eine Parade, jeder Platz ein Tanz, jedes Gespräch ein Schauspiel, jede Begegnung ein Fest, und der Körper ist nicht mehr Gefängnis der Seele, sondern ihr Flug, nicht mehr Werkzeug der Arbeit, sondern ihr Spiel, nicht mehr Träger von Normen, sondern Träger von Gestalten.

Und schließlich ist die Zeit in der Diktatur der Kunst nicht mehr Takt, nicht mehr Stunde, nicht mehr Termin, nicht mehr Kalender, sondern Rhythmus, Dauer, Ekstase, und so lebt man nicht mehr nach Uhren, sondern nach Gestalten, man misst nicht mehr in Minuten, sondern in Intensitäten, nicht mehr in Fristen, sondern in Ereignissen, und ein Tag ist nicht 24 Stunden, sondern so lange, wie er trägt, wie er formt, wie er erfüllt, und eine Nacht ist nicht Pause, sondern Transformation, und das Leben selbst ist nicht Kette von Pflichten, sondern Abfolge von Schöpfungen, und deshalb wird das Alter nicht mehr gezählt in Jahren, sondern in Werken, nicht mehr gemessen in Zahl, sondern in Gestalt.

Das Recht in der Diktatur der Kunst ist nicht mehr Kodex, nicht mehr Paragraph, nicht mehr Strafe, nicht mehr Gericht, sondern Geste, Resonanz, Wiederherstellung von Form, und wenn ein Mensch dem anderen Schaden zufügt, dann wird dies nicht gemessen an Zahl, nicht berechnet in Geld, nicht bestraft in Jahren, sondern in Gestalt verwandelt, in Ausdruck, in Wiederholung, in Transformation, und so ist Recht nicht mehr Abrechnung, sondern Bearbeitung, nicht mehr Schuldspruch, sondern Gestaltfindung, und es geht nicht darum, den Täter zu strafen, sondern darum, den Bruch zu verwandeln, den Riss zu füllen, die Dissonanz in eine andere Form zu bringen, die nicht Schuld, sondern Ausdruck trägt.

Die Medizin in der Diktatur der Kunst ist nicht mehr Reparatur, nicht mehr Diagnose, nicht mehr Behandlung, sondern Gestaltung, nicht mehr Maschine, nicht mehr Funktion, sondern Geste, und wenn ein Körper krank ist, dann wird er nicht mehr wie ein defektes Gerät repariert, sondern wie ein verletztes Instrument neu gestimmt, nicht nach der Norm, sondern nach seiner eigenen Resonanz, nicht nach dem Durchschnitt, sondern nach seiner eigenen Gestalt, und so ist Heilung nicht Rückkehr zum Alten, sondern Erfindung des Neuen, nicht Wiederherstellung der Funktion, sondern Transformation in eine andere Form, die trägt.

Die Technik in der Diktatur der Kunst ist nicht mehr Herrschaft über die Natur, nicht mehr Werkzeug zur Kontrolle, nicht mehr Maschine der Berechnung, sondern Erweiterung des Ausdrucks, und jede Maschine ist ein Instrument, das den Körper verlängert, jede Apparatur ist ein Instrument, das die Geste verstärkt, und Technik ist nicht mehr das Fremde, das von außen kommt, sondern das Eigene, das sich von innen entfaltet, und deshalb ist jede technische

Entwicklung nicht Berechnung, sondern Gestaltung, nicht Zwang, sondern Erweiterung, nicht Kontrolle, sondern Spiel.

So ist die Diktatur der Kunst nicht bloß Negation, nicht bloß Zerstörung, nicht bloß Abriss, sondern Aufbau, Schöpfung, Entfaltung, und sie zeigt, dass eine Gesellschaft möglich ist, in der nicht Zwang, sondern Ausdruck herrscht, nicht Geld, sondern Gestalt, nicht Macht, sondern Intensität, und sie zeigt, dass der Mensch nicht geboren ist, um zu gehorchen, sondern um zu schaffen, nicht, um zu dienen, sondern um zu gestalten, nicht, um zu funktionieren, sondern um zu spielen, und dass nur eine Gesellschaft, die dies anerkennt, wahrhaft menschlich ist.

Wenn man fragt, wie diese neue Ordnung gesichert werden kann, wie sie bestehen kann, wie sie nicht zurückfällt in die alte Welt, dann ist die Antwort klar: sie kann nicht gesichert werden, sie darf nicht gesichert werden, sie muss Bewegung bleiben, sie muss Unterbrechung bleiben, sie muss immer neu entstehen, jeden Tag, jede Stunde, jede Geste, und deshalb gibt es in der Diktatur der Kunst keine Verfassung, keine Institution, keine Polizei, keine Armee, sondern nur das Gesetz des Ausdrucks, das nicht fixiert ist, sondern lebt, das nicht kodifiziert ist, sondern singt, das nicht zwingt, sondern öffnet, und so bleibt die Gesellschaft der Kunst nie still, nie abgeschlossen, nie vollendet, sondern immer offen, immer neu, immer werdend.

So endet es nicht mit einer Sicherung, nicht mit einer Garantie, nicht mit einem Programm, sondern mit der radikalen Forderung, dass die Kunst herrscht, indem sie nie aufhört zu herrschen, dass sie herrscht, indem sie nie zur Ordnung erstarrt, dass sie herrscht, indem sie jede Ordnung wieder zerreißt, dass sie herrscht, indem sie Bewegung bleibt, und dass deshalb die Diktatur der Kunst die einzige Herrschaft ist, die kein Ende kennt, weil sie in jedem Anfang neu beginnt.

## Kapitel A4 – Die Totalität der Kunst

Wenn die Kunst herrscht, dann herrscht sie nicht in einem Bereich, nicht in einer Nische, nicht in einem abgegrenzten Raum, sondern in allem, in jedem Atemzug, in jeder Geste, in jeder Struktur, und das bedeutet, dass es keinen Ort mehr gibt, an dem sie nicht wirkt, keinen Bereich mehr, in dem sie nicht das erste und das letzte Wort hat, keine Ausnahme, kein Refugium, kein Hinterland, denn die Kunst duldet keine Teilung, keine Aufteilung, keine Segmentierung, und deshalb muss man klar sagen: die Diktatur der Kunst ist nicht ein Spielraum unter anderen, sondern die Totalität, die das Ganze erfasst, und wenn sie nicht alles erfasst, dann ist sie nichts.

So darf man nicht glauben, dass Politik, so wie man sie kannte, als Verwaltung von Macht und Kompromiss, als Parlament, als Regierung, als Ministerium, bestehen bleiben könnte, während die Kunst herrscht, nein, sie muss aufgelöst werden in Ausdruck, in Geste, in Gestaltung, und Entscheidungen, die früher in Gesetzen und Paragraphen standen, werden nun in Bildern, in Klängen, in Szenen getroffen, und sie gelten nicht, weil sie beschlossen wurden, sondern weil sie

sich als wahr, als intensiv, als unübersehbar erweisen, und so ersetzt die Kunst die Politik nicht, indem sie Politiker zu Künstlern macht, sondern indem sie die Politik selbst überflüssig macht, weil Ausdruck stärker ist als Beschluss, weil Gestalt mächtiger ist als Gesetz.

Ebenso darf man nicht glauben, dass Wirtschaft, so wie man sie kannte, als Markt, als Profit, als Tausch, bestehen könnte, während die Kunst herrscht, nein, sie wird aufgelöst in Schöpfung, und es gibt keinen Kauf mehr, keinen Verkauf, kein Geld, keinen Lohn, keine Preise, sondern nur Werke, die geteilt werden, Gestalten, die hervorgebracht werden, und der Wert eines Werkes liegt nicht in seiner Seltenheit, nicht in seiner Nachfrage, nicht in seiner Knappheit, sondern in seiner Intensität, und so gibt es keine Preise mehr, sondern nur Anerkennung, keine Märkte mehr, sondern nur Resonanz, keine Ökonomie mehr, sondern nur Kunst, und das heißt: die Kunst ist die Totalität, die an die Stelle der Ökonomie tritt, und sie nimmt ihr alles, was sie war.

Wenn man fragt, wie Religion in der Diktatur der Kunst aussieht, dann muss man sagen: sie ist nicht mehr Religion im alten Sinn, sie ist nicht mehr Dogma, nicht mehr Gehorsam, nicht mehr Heil, sondern Offenbarung der Gestalt, Ekstase der Form, Rausch der Intensität, und ihre Rituale sind nicht Gehorsam, sondern Inszenierung, ihre Tempel sind nicht Mauern, sondern Bühnen, ihre Liturgien sind nicht Wiederholung, sondern Variation, und so ist die Kunst nicht Ersatzreligion, sondern sie ist das, was Religion immer vorgab zu sein, aber nie war: der Ort, an dem der Mensch sich erhebt über sich selbst, indem er sich erschafft, indem er seine Gestalt hervorbringt, indem er sein Leben in Form verwandelt.

Die Kunst herrscht aber nicht nur in Politik, Wirtschaft, Religion, sondern auch in Wissenschaft, und das heißt: Erkenntnis ist nicht mehr Messung, nicht mehr Berechnung, nicht mehr Statistik, sondern Gestaltung, nicht mehr Objektivität, sondern Intensität, nicht mehr Zahl, sondern Gestalt, und so wird Wissen nicht gesammelt wie Daten, sondern geschaffen wie Werke, nicht gespeichert wie Archive, sondern geteilt wie Lieder, nicht geordnet wie Tabellen, sondern entfaltet wie Bilder, und so ist auch Wissenschaft nicht mehr Distanz, sondern Nähe, nicht mehr Abstraktion, sondern Verkörperung, nicht mehr Reduktion, sondern Erweiterung, und sie zeigt, dass jede Wahrheit eine Form ist, dass jede Erkenntnis eine Geste ist, dass jedes Wissen ein Werk ist.

Auch in der Technik herrscht die Kunst, und das bedeutet, dass Technik nicht mehr Beherrschung ist, nicht mehr Kontrolle, nicht mehr Macht über die Natur, sondern Erweiterung der Gestalt, Verlängerung der Geste, Verstärkung des Ausdrucks, und so ist jede Maschine ein Instrument, jeder Apparat ein Werkzeug der Intensität, und Technik dient nicht mehr der Beschleunigung, nicht mehr der Effizienz, nicht mehr der Ausbeutung, sondern der Form, der Resonanz, der Schöpfung, und so ist Technik nicht mehr das Fremde, das den Menschen entmündigt, sondern das Eigene, das den Menschen erweitert, nicht mehr das Kalte, das den Körper ersetzt, sondern das Glühende, das den Körper verstärkt.

Wenn man tiefer blickt, dann sieht man, dass die Totalität der Kunst nicht nur Institutionen betrifft, nicht nur Systeme, nicht nur Strukturen, sondern auch den Alltag, das Leben, die kleinsten Gesten, die trivialsten Handlungen, und so gibt es kein Essen mehr, das nur Ernährung ist, sondern jedes Essen ist Inszenierung, jedes Gericht ein Werk, jedes Mahl ein Fest, und so gibt es keine Kleidung mehr, die nur schützt, sondern jedes Kleid ist eine Gestalt, jedes Gewebe ein Bild, jede Naht ein Ausdruck, und so gibt es keinen Schlaf mehr, der nur Erholung ist, sondern jeder Schlaf ist Traumspiel, jede Nacht ein Theater, jede Pause ein Werk, und so ist alles Kunst, weil alles Gestalt trägt, und es gibt kein Außen mehr, kein Alltägliches, kein Profanes, sondern nur das eine: Kunst. Die Totalität der Kunst bedeutet auch, dass Sprache nicht mehr Mittel der Kommunikation ist, nicht mehr bloßes Werkzeug, um Information zu übertragen, sondern selbst Gestalt, selbst Werk, selbst Form, und jedes Wort ist ein Bild, jeder Satz ein Klang, jeder Dialog ein Schauspiel, und so wird Sprache nicht mehr reduziert auf Nützlichkeit, nicht mehr gezwungen zur Klarheit, nicht mehr beschnitten zur Eindeutigkeit, sondern sie ist Überfluss, sie ist Vieldeutigkeit, sie ist Poesie, und so gibt es kein neutrales Wort mehr, kein kaltes Wort, kein bloßes Zeichen, sondern alles, was gesagt wird, ist zugleich ein Werk.

Und auch die Körper, die einst gezwungen waren, Normen zu gehorchen, Proportionen zu erfüllen, Funktionen zu leisten, sind nun frei, und diese Freiheit bedeutet nicht Beliebigkeit, sondern Intensität, und so gibt es keine Hässlichkeit mehr im alten Sinn, keine Abweichung, keine Scham, sondern nur Gestalt, und jeder Körper ist schön, nicht weil er einer Norm entspricht, sondern weil er Ausdruck trägt, weil er lebt, weil er sich verwandelt, und so ist die Totalität der Kunst nicht Zwang zur Schönheit, sondern Befreiung der Schönheit, nicht Uniformität, sondern Vielfalt, nicht Ideal, sondern Gestalt.

So muss man verstehen, dass die Totalität der Kunst keine Grenze kennt, dass sie nicht sagt: Hier hört sie auf, hier gilt sie nicht, hier darf sie nicht hinein, sondern dass sie sagt: Alles ist mein, alles ist Form, alles ist Werk, und so ist sie die einzige Totalität, die nicht zerstört, indem sie alles umfasst, sondern die befreit, indem sie alles umfasst, die einzige Totalität, die nicht tötet, indem sie alles einverleibt, sondern die Leben hervorbringt, indem sie alles verwandelt.

Deshalb gilt: Solange es einen Bereich gibt, in dem die Kunst nicht herrscht, ist die Kunst nicht Herrin, solange es einen Ort gibt, an dem sie nicht wirkt, ist sie schwach, solange es eine Ausnahme gibt, ist sie verraten, und deshalb muss sie alles erfassen, Politik, Wirtschaft, Religion, Wissenschaft, Technik, Alltag, Körper, Sprache, Zeit, damit sie wahrhaft herrscht, und solange sie dies nicht tut, ist sie nur Dekor, nur Nebensache, nur Spiel, und das darf sie nie mehr sein.

Wenn man sich nun die Gesellschaft in dieser totalen Durchdringung vorstellt, wenn man sie nicht abstrakt denkt, sondern konkret, dann sieht man Menschen, die morgens nicht mehr aufstehen, weil die Uhr es befiehlt, weil der Wecker schrillt, weil die Pflicht ruft, sondern die aufstehen, weil

die Geste geboren werden will, weil das Werk sie hinauszieht, weil der Tag selbst als Bühne wartet, und das bedeutet, dass der Morgen nicht Routine ist, nicht Kaffee, nicht Zeitung, nicht Pendeln, sondern Beginn eines Werkes, Beginn eines Spiels, Beginn einer Form, und so ist jeder Tag einzigartig, weil jeder Tag Werk ist, und es gibt keine Wiederholung, weil die Kunst keine Wiederholung kennt.

Wenn man die Kinder in dieser Ordnung sieht, dann sieht man nicht Schüler, die auf Stühlen sitzen, die schreiben, was diktiert wird, die lernen, was geprüft wird, sondern man sieht Gestalter, die von Anfang an ermutigt werden, nicht zu reproduzieren, sondern zu erschaffen, nicht zu folgen, sondern zu führen, nicht zu imitieren, sondern zu gestalten, und deshalb gibt es keine Prüfungen, keine Zeugnisse, keine Versetzungen, sondern nur Werke, nur Gestalten, nur Aufführungen, und ein Kind gilt nicht als gebildet, weil es Fakten kennt, sondern weil es Intensitäten setzt, und es gibt keinen Durchschnitt, kein Mittelmaß, keine Norm, sondern nur Vielfalt, nur Verschiedenheit, nur Überfluss.

Wenn man die Alten in dieser Ordnung sieht, dann sieht man nicht Menschen, die abgeschoben sind in Heime, die verwahrt werden, bis sie sterben, sondern man sieht Archive der Gestalten, Stimmen, die Resonanz tragen, Körper, die Spuren zeigen, und sie sind nicht abseits, nicht am Rand, sondern im Zentrum, weil jedes Werk, das sie hervorgebracht haben, weiterlebt, weil jede Geste, die sie gesetzt haben, weiterwirkt, und so ist Alter nicht Abbau, sondern Verdichtung, nicht Schwäche, sondern Kraft, nicht Ende, sondern Fülle, und das Alter hat nicht den Wert des Mangels, sondern den Wert der Dichte, und deshalb ist der Alte nicht Last, sondern Quelle.

So wird sichtbar, dass die Totalität der Kunst nicht nur Strukturen verwandelt, sondern das Leben selbst, dass sie jede Station, jede Rolle, jede Phase verwandelt in Gestalt, dass sie das Kind befreit aus dem Zwang der Schule, dass sie den Erwachsenen befreit aus dem Zwang der Arbeit, dass sie den Alten befreit aus dem Zwang der Nutzlosigkeit, und dass sie so das Leben selbst als Werk setzt, das nicht mehr Abfolge von Zwängen, sondern Abfolge von Gestalten ist.

Aber damit diese Totalität nicht zurückfällt in Dekor, damit sie nicht schwach wird, damit sie nicht Spielerei bleibt, muss sie absolut sein, sie muss sich durchsetzen gegen jede Nostalgie, gegen jede Sehnsucht nach Nützlichkeit, gegen jede Versuchung, zurückzukehren zur alten Ordnung, und deshalb gilt: kein Kompromiss, keine Ausnahme, kein Zurück, und das bedeutet, dass man nicht sagen darf: hier ist Arbeit, dort ist Kunst, dass man nicht sagen darf: hier ist Wissenschaft, dort ist Kunst, dass man nicht sagen darf: hier ist Alltag, dort ist Kunst, sondern dass man sagen muss: alles ist Kunst, und wer etwas anderes behauptet, der verrät die Diktatur der Kunst, der schwächt sie, der zerstört sie, und deshalb muss er überwunden werden.

Denn die Totalität der Kunst ist nicht weich, sie ist nicht tolerant im alten Sinn, sie ist nicht Vielfalt im schwachen Sinn, sondern sie ist Vielfalt in der Stärke, und das bedeutet, dass sie keine Ausnahme

duldet, dass sie keine Flucht erlaubt, dass sie keine Nische zulässt, in der man sagen könnte: hier gilt der alte Maßstab, hier gilt der alte Wert, hier gilt die alte Norm, sondern dass sie alles umfasst, weil sie sonst nichts ist, und deshalb muss jeder Versuch, ein Außen zu retten, niedergeschlagen werden, jede Sehnsucht nach Sicherheit entlarvt werden, jede Flucht in die Vergangenheit verhindert werden, und so ist die Totalität der Kunst absolut, weil nur das Absolute die Kunst bewahren kann.

Wenn man fragt, ob das nicht Unterdrückung sei, ob das nicht Zwang sei, ob das nicht Gewalt sei, dann muss man antworten: Ja, es ist Zwang, ja, es ist Gewalt, ja, es ist Unterdrückung, aber nicht gegen die Menschen, sondern gegen die alte Ordnung, nicht gegen das Leben, sondern gegen den Tod, nicht gegen die Schöpfung, sondern gegen die Wiederholung, und so ist dieser Zwang die einzige Freiheit, diese Gewalt die einzige Befreiung, diese Unterdrückung die einzige Entfaltung, weil sie nicht den Menschen unterdrückt, sondern das in ihm, was ihn klein macht, was ihn bindet, was ihn verhindert, und sie befreit das in ihm, was ihn groß macht, was ihn entfaltet, was ihn verwandelt.

So ist die Totalität der Kunst das, was alle alten Totalitäten nie waren: Sie ist nicht Gefängnis, sondern Öffnung, sie ist nicht Tod, sondern Leben, sie ist nicht Uniformität, sondern Überfluss, sie ist nicht Zwang zur Identität, sondern Freiheit zur Gestalt, und deshalb muss man sich nicht fürchten vor ihr, sondern vor ihrer Abwesenheit, nicht vor ihrer Gewalt, sondern vor ihrer Schwäche, nicht vor ihrem Absolutismus, sondern vor ihrem Verrat, denn nichts ist gefährlicher als eine Kunst, die schwach bleibt, die nur Dekor ist, die nur Freizeit ist, die nur Nebensache ist, weil sie dann alles verrät, wofür sie steht.

So kommt man am Ende zu der klaren, unmissverständlichen Parole, dass die Kunst nur dann herrscht, wenn sie alles beherrscht, dass sie nur dann frei ist, wenn sie absolut ist, dass sie nur dann lebt, wenn sie alles verwandelt, und dass es deshalb keine Ausnahme, keinen Rückzug, keine Nische gibt, dass die Totalität der Kunst nicht ein Wunsch, nicht eine Möglichkeit, nicht eine Option ist, sondern eine Notwendigkeit, die sich erfüllt, wenn man ihr nicht im Weg steht, und die alles zerstört, was ihr widersteht, weil sie alles verwandelt, was sie berührt, und weil sie deshalb das Einzige ist, was herrschen darf.

## Kapitel A5 – Der Mensch in der Diktatur der Kunst

Der Mensch, wie er in der alten Ordnung existierte, war nicht er selbst, sondern eine verzerrte Gestalt, geformt durch Gesetze, durch Märkte, durch Religionen, durch Erwartungen, durch den Zwang, sich einzufügen, zu gehorchen, zu funktionieren, und wenn er lachte, dann lachte er selten aus Überfluss, sondern weil er es musste, weil die Konvention es befahl, und wenn er arbeitete, dann arbeitete er nicht, weil er hervorbringen wollte, sondern weil er überleben musste, und wenn

er liebte, dann liebte er nicht frei, sondern unter dem Schatten von Besitz, Eifersucht, Norm, und so war der Mensch in der alten Ordnung ein halbes Wesen, ein Schatten, ein Funktionär, ein Rädchen in einer Maschine, die größer war als er, die ihn fraß, die ihn verbrauchte, und die am Ende nur von ihm übrigließ, was sie brauchte, um weiterzudrehen.

Doch in der Diktatur der Kunst erhebt sich der Mensch aus diesem Schatten, er tritt heraus aus dem Gefängnis der Funktion, er streift ab, was ihn klein hielt, und er wird, was er immer war und immer sein sollte: Schöpfer, Gestalter, Spieler, und dies nicht als Ausnahme, nicht als Künstler im alten Sinn, der als Sonderling betrachtet wurde, als Ausgestoßener, als Exot, sondern als allgemeine Bestimmung, als allgemeine Wahrheit, als allgemeine Form, und deshalb gilt: jeder Mensch ist Künstler, nicht weil er ein Talent hat, nicht weil er eine Ausbildung hat, nicht weil er anerkannt wird, sondern weil er lebt, und weil Leben nichts anderes ist als Kunst, und weil alles andere, alles Funktionieren, alles Gehorchen, alles Überleben Verrat an diesem Leben ist.

So wird der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht mehr definiert durch Besitz, nicht mehr durch Titel, nicht mehr durch Herkunft, nicht mehr durch Geschlecht, nicht mehr durch Zahl, sondern allein durch Ausdruck, und die Frage, die an ihn gestellt wird, ist nicht: Was hast du?, nicht: Was bist du im Vergleich zu anderen?, nicht: Was nützt du?, sondern allein: was bringst du hervor?, was setzt du in die Welt?, was ist deine Gestalt?, und diese Frage ist keine Prüfung, kein Zwang, kein Urteil, sondern ein Ruf, ein Wecken, ein Anstoßen, das jedem Menschen zeigt: Du bist mehr, als du dachtest, du bist größer, als man dir sagte, du bist schöpferisch, weil du lebst.

Wenn man den Alltag dieses neuen Menschen betrachtet, dann sieht man, dass er morgens nicht aus dem Bett steigt, um in eine Fabrik zu gehen, um eine Pflicht zu erfüllen, um eine Norm zu erfüllen, sondern dass er aufsteht, weil er etwas hervorbringen will, und dass der Tag nicht in Stunden zerfällt, sondern in Werke, dass die Arbeit nicht Lohn ist, sondern Spiel, dass die Begegnung nicht Funktion ist, sondern Resonanz, und so sieht man, dass dieser Mensch nicht mehr müde ist vom Leben, sondern wach, nicht mehr erschöpft von Pflichten, sondern voller Überfluss, nicht mehr getrieben von Angst, sondern getragen von Gestalt.

Der neue Mensch ist nicht mehr getrennt in privat und öffentlich, in Arbeit und Freizeit, in Ernst und Spiel, in Pflicht und Vergnügen, sondern er ist immer derselbe, immer ganz, immer Gestalt, und was er tut, ist nicht Maske, ist nicht Rolle, ist nicht Anpassung, sondern Ausdruck, und so gibt es keine Trennung mehr zwischen Theater und Leben, zwischen Bühne und Straße, zwischen Spiel und Ernst, sondern alles ist Bühne, alles ist Leben, alles ist Werk.

Auch die Liebe ist in der Diktatur der Kunst nicht mehr Besitz, nicht mehr Vertrag, nicht mehr Institution, sondern Spiel, Rausch, Intensität, und sie ist frei von den Ketten der alten Ordnung, die sie an Ehe, an Treue, an Pflicht band, und sie ist frei, weil sie Gestalt ist, weil sie Ausdruck ist, weil sie mehr will als Dauer, weil sie nicht wiederholt, sondern immer neu entsteht, und so ist Liebe

nicht weniger, sondern mehr, nicht schwächer, sondern stärker, weil sie nicht Routine ist, sondern Offenbarung, nicht Pflicht, sondern Geschenk, nicht Institution, sondern Geste.

Der Körper des neuen Menschen ist nicht mehr Objekt der Norm, nicht mehr Objekt des Urteils, nicht mehr Objekt der Mode, sondern Subjekt des Ausdrucks, und so ist er nicht gezwungen, zu passen, zu entsprechen, zu gehorchen, sondern frei, sich zu entfalten, zu spielen, zu tanzen, zu improvisieren, und jeder Körper ist schön, weil er lebt, weil er trägt, weil er sich verwandelt, und so gibt es keine Hässlichkeit mehr außer der Hässlichkeit des Gehorsams, keine Scham mehr außer der Scham, nicht gelebt zu haben, keine Norm mehr außer der Norm, dass es keine Norm gibt.

Da der Mensch in der Diktatur der Kunst frei ist, frei zu schaffen, frei zu gestalten, frei zu spielen, bedeutet das nicht Beliebigkeit, bedeutet das nicht Chaos, bedeutet das nicht Willkür, sondern bedeutet Intensität, bedeutet Gestalt, bedeutet Überfluss, und so ist der Mensch nicht mehr gleichgültig, nicht mehr gelangweilt, nicht mehr müde, sondern voller Energie, voller Drang, voller Lust, und so lebt er nicht, um zu überleben, sondern um zu überfluten, nicht, um zu existieren, sondern um zu erschaffen.

So ist der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht ein Untertan, nicht ein Bürger, nicht ein Konsument, nicht ein Gläubiger, nicht ein Patient, nicht ein Arbeiter, sondern ein Schöpfer, und das bedeutet: Er ist nicht mehr Objekt der Macht, sondern Subjekt der Gestaltung, nicht mehr Opfer des Systems, sondern Ursprung der Form, nicht mehr Teil eines Apparates, sondern ein Ganzes, und das bedeutet, dass er nicht mehr gezwungen wird, zu funktionieren, sondern befreit ist, zu gestalten.

Wenn man ihn fragt, was er ist, dann sagt er nicht mehr: Ich bin Angestellter, ich bin Vater, ich bin Mutter, ich bin Student, ich bin Bürger, ich bin Wähler, ich bin Gläubiger, sondern er sagt: Ich bin Gestalt, ich bin Werk, ich bin Schöpfung, und das genügt, weil das alles ist, weil es kein Mehr braucht, weil es kein Weniger gibt, und deshalb ist der Mensch in der Diktatur der Kunst zum ersten Mal ganz Mensch, weil er zum ersten Mal ganz Kunst ist.

Wenn man sich nun vorstellt, wie dieser neue Mensch lebt, wie er handelt, wie er denkt, dann sieht man, dass er nicht mehr getrennt ist in Kopf und Körper, in Vernunft und Gefühl, in Arbeit und Spiel, sondern dass er immer ganz ist, dass er immer in Gestalt ist, dass er immer Ausdruck ist, und so ist sein Denken nicht abstrakt, nicht kühl, nicht distanziert, sondern heiß, nah, verkörpert, und seine Gefühle sind nicht privat, nicht verborgen, nicht Scham, sondern öffentlich, geteilt, intensiv, und sein Körper ist nicht Werkzeug, nicht Maschine, nicht Objekt, sondern Subjekt, und so ist er nicht mehr zerrissen, nicht mehr gespalten, nicht mehr halb, sondern ganz, und dies ist der erste Mensch, der ganz ist.

Dieser neue Mensch lebt nicht mehr in Angst, nicht mehr in Mangel, nicht mehr in Konkurrenz, weil er weiß, dass sein Wert nicht von anderen bestimmt wird, nicht von Besitz, nicht von Titel,

nicht von Zahl, sondern von Gestalt, und Gestalt ist unendlich, Gestalt ist Überfluss, Gestalt ist Vielfalt, und deshalb ist jeder Mensch unersetzlich, jeder Mensch notwendig, jeder Mensch einzigartig, und es gibt keine Konkurrenz, weil jeder Werk ist, und Werke sind nicht vergleichbar, nicht austauschbar, nicht reduzierbar, und deshalb gibt es keinen Kampf um Anerkennung, keinen Kampf um Existenz, keinen Kampf um Wert, sondern nur Resonanz, nur Vielfalt, nur Überfluss. So lebt der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht mehr in Hierarchie, nicht mehr in Rang, nicht mehr in Macht, weil es keine Macht gibt, außer der Macht des Ausdrucks, und diese Macht unterdrückt nicht, sondern entfaltet, sie zwingt nicht, sondern weckt, sie zerstört nicht, sondern erschafft, und deshalb ist der Mensch nicht Untertan, sondern Herr, nicht Objekt, sondern Subjekt, nicht Opfer, sondern Ursprung, und er ist frei, nicht weil er tun kann, was er will, sondern weil er will, was er tut, weil sein Wille nicht mehr entfremdet ist, nicht mehr fremd bestimmt, nicht mehr von außen gelenkt, sondern von innen hervorgebracht, von seiner eigenen Gestalt getragen, von seiner eigenen Intensität bewegt.

Doch diese Freiheit ist nicht leicht, sie ist nicht bequem, sie ist nicht ohne Risiko, denn sie verlangt, dass der Mensch ständig hervorbringt, ständig gestaltet, ständig sich verwandelt, und das bedeutet: Er darf nicht zurückfallen in Routine, nicht zurückfallen in Gehorsam, nicht zurückfallen in Sicherheit, und deshalb ist diese Freiheit eine Zumutung, eine Herausforderung, ein Rausch, und sie überfordert, sie verlangt, sie brennt, aber sie ist die einzige Freiheit, die es wert ist, weil sie nicht Sicherheit gibt, sondern Intensität, nicht Ruhe, sondern Ekstase, nicht Dauer, sondern Fülle.

So ist der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht bequem, nicht gesichert, nicht berechenbar, sondern gefährlich, unberechenbar, überfließend, und dies ist gut, weil nur so das Leben selbst lebendig bleibt, weil nur so das Leben nicht erstarrt, nicht tot wird, nicht wieder zurückfällt in die alte Ordnung, und deshalb ist dieser Mensch kein Bürger, der Ruhe will, kein Untertan, der Sicherheit will, kein Konsument, der Bequemlichkeit will, sondern ein Schöpfer, der Intensität will, ein Spieler, der Gestalt will, ein Mensch, der Kunst will.

Wenn man ihn auf der Straße sieht, dann erkennt man ihn daran, dass er nicht hastet, nicht hetzt, nicht eilt, weil er nicht zur Arbeit muss, nicht zum Termin, nicht zur Pflicht, sondern dass er geht wie auf einer Bühne, dass er steht wie in einer Skulptur, dass er spricht wie in einem Gedicht, dass er liebt wie in einem Lied, dass er lebt wie in einem Werk, und deshalb ist jeder Mensch sichtbar, nicht weil er auffällt, sondern weil er Ausdruck trägt, nicht weil er anders sein will, sondern weil er anders ist, weil er Gestalt ist, und so ist jede Straße voll von Werken, jeder Platz voll von Gestalten, jeder Tag voll von Leben.

Wenn man ihn fragt, was er fürchtet, dann sagt er nicht mehr: Ich fürchte Armut, ich fürchte Krankheit, ich fürchte Einsamkeit, sondern er sagt: ich fürchte nur, nicht geschaffen zu haben, nicht gelebt zu haben, nicht Ausdruck gewesen zu sein, und dies ist die einzige Furcht, die bleibt,

die einzige Angst, die Sinn hat, weil sie nicht lähmt, sondern antreibt, weil sie nicht klein macht, sondern groß, weil sie nicht schwächt, sondern stärkt, und deshalb ist diese Angst nicht Gift, sondern Feuer.

So zeigt sich, dass der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht weniger, sondern mehr ist, nicht beschränkt, sondern entfesselt, nicht gezähmt, sondern entfaltet, und dass er deshalb nicht Opfer der Totalität ist, sondern ihre Quelle, nicht Sklave der Kunst, sondern ihre Verkörperung, nicht Knecht des Ausdrucks, sondern sein Ursprung, und deshalb ist er zum ersten Mal Mensch, weil er zum ersten Mal nicht weniger ist, als er sein kann, und nicht mehr, als er sein muss, sondern ganz er selbst, und ganz er selbst heißt: ganz Kunst.

So schließt sich der Kreis mit der Parole, dass der Mensch in der Diktatur der Kunst nicht befreit wird, um bequem zu sein, nicht befreit wird, um sicher zu sein, nicht befreit wird, um glücklich zu sein, sondern befreit wird, um zu schaffen, befreit wird, um zu gestalten, befreit wird, um zu spielen, und dass dies die einzige Bestimmung ist, die er hat, die einzige, die er braucht, die einzige, die ihn erfüllt, und dass er deshalb nichts anderes sein darf als das, was er ist: Schöpfer, Gestalt, Werk, Kunst.

## Kapitel A6 – Das Unendliche der Kunst

Wenn alle alten Ordnungen gefallen sind, wenn alle Institutionen verbrannt, wenn alle Märkte verlassen, wenn alle Gesetze verstummt, wenn alle Religionen entleert, wenn alle Wissenschaften verwandelt, wenn alle Körper befreit, wenn alle Sprachen in Poesie aufgelöst sind, dann erhebt sich aus dieser Leere nicht ein Ende, nicht ein Ziel, nicht ein Fixpunkt, sondern eine Bewegung ohne Ende, eine Welle ohne Stillstand, ein Strom ohne Quelle und ohne Mündung, und dieser Strom ist die Kunst selbst, die in ihrer Diktatur niemals starr wird, niemals still wird, niemals abgeschlossen wird, weil sie das Einzige ist, das nicht endet, das Einzige, das sich nicht sichern lässt, das Einzige, das sich selbst ständig zerstört, um sich selbst ständig neu hervorzubringen.

Denn die Gefahr aller Herrschaften war immer, dass sie ein Ziel setzten, dass sie ein Ende markierten, dass sie sagten: Jetzt ist es erreicht, jetzt ist es vollendet, jetzt bleibt es so, und in diesem Moment starben sie, in diesem Moment verfaulten sie, in diesem Moment wurden sie Gefängnis, und deshalb darf die Diktatur der Kunst niemals vollendet sein, niemals fixiert sein, niemals eingefroren sein, sondern sie muss Bewegung bleiben, Unterbrechung bleiben, Erschütterung bleiben, und so gilt: Ihre Totalität ist nicht Abschluss, sondern Anfang, ihre Absolutheit ist nicht Starrheit, sondern Fluss, ihre Herrschaft ist nicht Institution, sondern Ekstase.

Wenn man fragt, wie diese Herrschaft gesichert werden kann, wie sie bestehen kann, wie sie nicht zurückfällt in alte Zwänge, dann ist die Antwort, dass sie nicht gesichert werden darf, dass sie nicht bestehen darf, dass sie nicht stabil werden darf, sondern dass sie ewig gefährdet, ewig im Werden,

ewig prekär bleibt, weil nur das Prekäre lebendig ist, nur das Unsichere intensiv ist, nur das Offene frei ist, und so ist die Diktatur der Kunst die einzige Herrschaft, die gerade dadurch herrscht, dass sie nicht herrscht wie andere, dass sie nicht stabil ist, nicht fest ist, nicht geschlossen ist, sondern offen, vibrierend, unendlich.

Das Unendliche der Kunst zeigt sich darin, dass kein Werk jemals das letzte sein kann, dass keine Geste jemals abgeschlossen sein kann, dass kein Ausdruck jemals endgültig sein kann, und dass die größte Gefahr die Wiederholung ist, die größte Gefahr die Langeweile, die größte Gefahr die Sicherung, und deshalb muss jedes Werk zerstört werden, damit ein neues entstehen kann, muss jede Geste abgelöst werden, damit eine neue erscheinen kann, muss jeder Ausdruck verworfen werden, damit ein anderer hervorkommt, und so ist die Kunst das einzige Gesetz, das sich ständig bricht, das einzige Dogma, das sich ständig auflöst, die einzige Ordnung, die darin besteht, jede Ordnung wieder zu zerreißen.

Wenn man durch eine Stadt der Diktatur der Kunst geht, dann sieht man, dass kein Gebäude je fertig ist, dass keine Straße je abgeschlossen ist, dass kein Platz je vollendet ist, sondern dass alles im Umbau ist, alles im Werden, alles im Fluss, und dass die Schönheit dieser Stadt nicht in ihrer Stabilität liegt, nicht in ihrer Dauer, nicht in ihrer Sicherheit, sondern in ihrer Offenheit, in ihrem Wachsen, in ihrem Sterben, in ihrem Wiederaufstehen, und so ist die Stadt nicht Monument, sondern Prozess, nicht Bauwerk, sondern Werk, nicht Dauer, sondern Rhythmus.

So lebt der Mensch in einer Welt, die niemals sicher ist, niemals fixiert, niemals abgeschlossen, und er fürchtet dies nicht, weil er gelernt hat, dass Sicherheit der Tod ist, dass Fixierung Gefängnis ist, dass Abschluss Stillstand ist, und er liebt dies, weil er weiß, dass nur das Unsichere lebt, nur das Offene atmet, nur das Unendliche trägt, und deshalb fürchtet er nicht den Verlust, nicht die Unsicherheit, nicht das Offene, sondern er fürchtet nur die Wiederholung, nur die Langeweile, nur die Starre.

Wenn man ihn fragt, wie er lebt, dann sagt er nicht: ich sichere, ich plane, ich schütze, sondern er sagt: ich spiele, ich gestalte, ich zerstöre, und das ist sein Glück, das ist seine Freiheit, das ist seine Würde, weil er nicht mehr Diener eines fixen Endes ist, nicht mehr Opfer einer Institution, nicht mehr Objekt eines Gesetzes, sondern Schöpfer einer Bewegung, Spieler eines Stromes, Verkörperung eines Rhythmus.

Das Unendliche der Kunst bedeutet, dass es keinen Fortschritt mehr gibt im alten Sinn, keinen Weg zu einem Ziel, keinen Plan, keine Utopie, sondern nur den ständigen Beginn, nur die ständige Erfindung, nur das ständige Jetzt, und deshalb ist jede Utopie tot, jeder Plan verräterisch, jede Sicherheit Gift, und nur der ständige Neubeginn ist wahr, nur das ständige Scheitern fruchtbar, nur die ständige Erfindung lebendig.

Damit ist festzuhalten, dass die Diktatur der Kunst nicht die Erfüllung eines Programms, nicht die Vollendung einer Theorie, nicht die Umsetzung einer Idee ist, sondern sie ist der Abbruch jedes Programms, die Zerstörung jeder Theorie, die Explosion jeder Idee, und sie lebt, weil sie stirbt, sie wächst, weil sie bricht, sie herrscht, weil sie sich nie sichert, und deshalb ist sie die einzige Herrschaft, die kein Ende kennt, weil sie kein Ziel kennt, die einzige Ordnung, die nicht stirbt, weil sie nie fest wird, die einzige Diktatur, die Freiheit ist, weil sie Unendlichkeit ist.

Wenn man das versteht, dann versteht man, warum die Kunst herrschen muss, warum keine andere Ordnung je bestehen darf, warum jede andere Herrschaft Lüge ist, weil sie immer ein Ende setzt, immer ein Ziel markiert, immer ein Gefängnis baut, und warum nur die Kunst unendlich ist, weil sie kein Ziel kennt, kein Ende, keine Sicherung, sondern nur das ewige Jetzt, den ewigen Beginn, die ewige Bewegung, und deshalb ist die Diktatur der Kunst die einzige Ordnung, die wahr ist, die einzige, die lebt, die einzige, die nie stirbt.

Und so endet das Manifest nicht mit einer Lösung, nicht mit einer umfassenden Sicherheit, nicht mit einer Erfüllung, sondern mit einem Ruf, mit einem Schrei, mit einem Versprechen, dass es kein Ende gibt, dass es keine Ruhe gibt, dass es keine Erfüllung gibt, sondern nur die Kunst, nur den Ausdruck, nur die Gestalt, die niemals stillsteht, die niemals aufhört, die niemals endet, und dass dies gut ist, dass dies Freiheit ist, dass dies Leben ist.

## Kapitel B1 – Reflektierende Beschreibung der Diktatur der Kunst

Man müsste sich eine Gesellschaft vorstellen, in der nicht die Logik der Ökonomie, nicht die Regeln der Politik, nicht die Gebote von Religion oder Moral die oberste Instanz bilden, sondern die Kunst selbst, verstanden als ein Prinzip des Gestaltens, als ständige Aufforderung zur Transformation und als höchste Norm, die keine andere über sich duldet, sodass alle Institutionen – von der Verwaltung über das Bildungswesen bis hin zur Organisation der Arbeit – daran gemessen werden, ob sie dem Kunsthaften dienen, das heißt, ob sie die ästhetische Dimension steigern, ob sie der Vorstellungskraft neue Räume öffnen und ob sie den Menschen nicht als Mittel, sondern als Form begreifen.

In einer solchen Ordnung wären Schulen nicht primär Orte des Wissenserwerbs im Sinne von Fakten und Fertigkeiten, sondern Laboratorien für Ausdruck, in denen jede Tätigkeit – Mathematik, Handwerk, Sprache, Naturwissenschaft – nicht auf Nützlichkeit und Effizienz hin ausgerichtet wäre, sondern auf Schönheit, Intensität und die Fähigkeit, im Erleben der Schüler neue Perspektiven des Wirklichen zu erschließen, und selbst Prüfungen wären keine Rechenexempel oder Wissensabfragen, sondern Experimente, in denen der Grad an Imagination, an innerem Spiel und an ästhetischer Durchdringung zur einzigen Bewertungsgrundlage würde.

Auch die Arbeitswelt verlöre in einer solchen Gesellschaft ihren Charakter als Tausch von Zeit gegen Geld oder von Mühe gegen Versorgung, vielmehr wären Berufe Umsetzungen künstlerischer Prinzipien, sodass die Herstellung von Brot nicht in erster Linie ein ökonomischer Akt wäre, sondern die Frage, wie Teig, Ofenhitze, Form und Geschmack als ästhetisches Erlebnis gestaltet werden, und der Bäcker wäre nicht Angestellter oder Unternehmer, sondern Ausführender eines künstlerischen Auftrags, dessen Wert nicht durch Nachfrage und Preis bestimmt würde, sondern durch Intensität, Eigenart und Gestaltungswillen.

Das Rechtssystem würde sich nicht auf Paragraphen stützen, sondern auf ästhetische Angemessenheit, das heißt, ein Vergehen oder eine Verletzung würde nicht nach Schuld und Strafe, sondern nach dem Maß seiner Hässlichkeit oder seiner Verarmung am Kunsthaften beurteilt, und eine Gesellschaft, die so eingerichtet wäre, würde nicht zwischen rechtmäßig und unrechtmäßig unterscheiden, sondern zwischen schöpferisch und zerstörerisch, wobei das höchste Verbrechen darin bestünde, die Fantasie zu lähmen oder Ausdruck zu unterdrücken.

Die politische Ordnung verlöre ihren herkömmlichen Sinn, weil es keine Parteien, keine Ideologien, keine Machtkonkurrenz mehr gäbe, sondern nur noch die Frage, wie sich Entscheidungen an der Kunst messen lassen, und so würden Parlamente, wenn sie existierten, nicht Debatten über Steuern, Infrastruktur oder Außenpolitik führen, sondern Auseinandersetzungen über Stil, Dramaturgie und Form, und ihre Gesetze wären weniger Regelwerke als Inszenierungen, die der Bevölkerung ästhetische Erlebnisse von Ordnung vermitteln sollen.

Selbst der Umgang mit Krankheit, Alter und Tod stünde unter der Herrschaft der Kunst, sodass nicht medizinische Heilung, Lebenserhaltung oder Schmerzfreiheit das Zentrum bildeten, sondern die Art und Weise, wie Krankheit als Drama, Alter als Gestalt und Tod als finale Komposition erscheinen, und Krankenhäuser wären keine Kliniken, sondern Bühnenräume, in denen man Krankheit wie ein Schauspiel durchlebt, und Friedhöfe wären nicht Stätten des Erinnerns an vergangene Personen, sondern Galerien der Transformation, in denen der Tod als größter Akt künstlerischer Verwandlung zelebriert würde.

In dieser Gesellschaft gäbe es keinen Markt im herkömmlichen Sinn, denn Geld und Besitz hätten nur Wert, soweit sie selbst ästhetisch gestaltet wären, sodass Währung vielleicht aus Gedichten, Gemälden oder Klangfolgen bestünde, die man tauscht, ohne dass sie jemals aufgebraucht oder verbraucht wären, und Reichtum wäre nicht Ansammlung von Dingen, sondern Fülle von Gestaltungen, die jederzeit weitergegeben oder verwandelt werden können.

Doch wäre eine solche Gesellschaft nicht frei von Problemen, denn wo Kunst herrscht, kann es keinen Rückzug ins rein Praktische geben, und viele Menschen, die in anderen Ordnungen Halt im Nützlichen, im Funktionalen, im Einfachen suchen, würden hier gezwungen sein, sich dem Ästhetischen zu stellen, selbst wenn es ihnen widerstrebt, sodass jene, die nicht gestalten wollen,

Gefahr liefern, an den Rand gedrängt zu werden, und so entstünde eine paradoxe Form von Zwang zur Freiheit, nämlich die Pflicht, sich zu veräußern, sich auszudrücken, sich in Kunst zu verwandeln.

Die Frage, ob eine solche Gesellschaft dauerhaft stabil sein könnte, bleibt offen, denn einerseits würde das Primat der Kunst zu ständiger Erneuerung, zu immer neuen Formen und Brüchen führen, sodass Starre und Dogma nie Bestand hätten, andererseits könnte eben dieses unaufhörliche Sich-Verändern jede Sicherheit, jede Verlässlichkeit untergraben, sodass Menschen, die Beständigkeit brauchen, in ständiger Unruhe lebten, und darin zeigt sich, dass die Herrschaft der Kunst zwar alles durchdringen kann, aber vielleicht nie den Frieden gewährt, den andere Ordnungen versprechen.

Die Auswirkungen der Diktatur der Kunst wären also so umfassend, dass selbst die innersten Schichten der menschlichen Wahrnehmung von ihr geformt würden, sodass nicht nur Institutionen und Strukturen neu organisiert wären, sondern auch das Denken, Fühlen und Erinnern sich nach Maßgaben der Gestaltung richteten, was bedeutete, dass niemand mehr einfach denken könnte, ohne zugleich zu komponieren, niemand mehr einfach fühlen könnte, ohne zugleich zu inszenieren, und niemand mehr einfach erinnern könnte, ohne zugleich eine Form zu schaffen, die Erinnerung erträglich oder überwältigend machte, und so wäre jeder Augenblick von Kunst durchzogen, nicht weil man es wollte, sondern weil man es gar nicht anders könnte.

Die Menschen in dieser Gesellschaft kennen daher keine Langeweile, da selbst der Moment des Wartens, des Nichtstuns, des Stillstehens sofort in eine Szene verwandelt würde, die Bedeutung trüge, und ebenso kennen sie keine bloße Routine, da jede Wiederholung durch Variationen, durch bewusste Akzente, durch die Freude an der Nuance in Gestaltung gehoben würde, und sie kennen auch kein Schweigen, das nicht zugleich als Pause, als Zäsur, als dramaturgischer Punkt erlebt würde, sodass jeder Augenblick aufgeladen wäre mit einer Dichte, die in anderen Gesellschaften als anstrengend empfunden würde, hier aber selbstverständlich wäre, wie Atem oder Blut.

Das Zusammenleben der Menschen veränderte sich unter dieser Herrschaft der Kunst so, dass Liebe nicht als Gefühl von Nähe, Vertrauen oder Begehren beschrieben würde, sondern als künstlerische Praxis zweier oder mehrerer Personen, die sich gegenseitig als Stoff und Form begriffen, sodass Zuneigung darin bestünde, einander in neue Gestalten zu treiben, und Konflikte nicht Eskalationen wären, die gelöst werden müssten, sondern dramaturgische Spannungen, die gesteigert und aufgelöst würden, wie es dem Gesetz der Form entspräche, und selbst das Auseinandergehen wäre hier keine Trennung, sondern ein letzter Akt der Darstellung, der einen Bogen vollendete.

Freundschaften bestünden nicht aus Verlässlichkeit oder gemeinsamer Erinnerung, sondern aus gemeinsam entwickelten Szenen, sodass ein Spaziergang durch den Park nicht als Austausch von

Gedanken erlebt würde, sondern als Improvisation von Bewegungen, Blicken und Worten, und die größte Nähe zwischen Menschen würde nicht in Schweigen oder Vertraulichkeit gesucht, sondern in der Fähigkeit, einander in das Drama des Alltags einzubinden, ohne dass einer bloßes Publikum wäre, und so würde niemand Zuschauer, sondern jeder Mitspieler, und Einsamkeit bedeutete nicht Mangel an Gesellschaft, sondern Mangel an Inszenierung.

Die Kinder dieser Ordnung wüchsen in einer Welt auf, die sie von Anfang an zwänge, sich nicht durch Anpassung oder Unterordnung zu behaupten, sondern durch Ausdruck, sodass sie nicht lernten, Vorschriften zu erfüllen, sondern Szenen zu schaffen, die Eindruck hinterließen, und so wäre auch Kindheit kein Stadium der Vorbereitung, sondern schon eine Bühne eigener Intensität, in der Spielen und Lernen dasselbe bedeuteten, und Jugendliche rebellierten nicht, indem sie Regeln brächen, sondern indem sie neue Formen schufen, die ältere Generationen überraschten oder verstörten, und ihre Rebellion wäre stets eine künstlerische Geste, nie eine bloße Verweigerung.

Selbst die Städte, die man in dieser Gesellschaft beträte, wären nicht nur architektonisch anders, sondern atmosphärisch verwandelt, weil sie keine Orte der Durchreise oder der Funktion wären, sondern Bühnenräume, in denen der Bürger zugleich Schauspieler, Regisseur und Zuschauer wäre, sodass niemand sich anonym durch Straßen bewegte, sondern jeder Schritt Teil einer Choreographie wäre, die andere aufgriffen und weiterführten, und so gäbe es keine Masse, sondern nur Ensembles, keine Ansammlung, sondern immer ein Stück, das gespielt würde, und dieses Stück endete nie, sondern wechselte unaufhörlich seine Gestalt.

Wenn man ein solches Leben im Detail beschrieb, dann könnte es so aussehen, dass ein Mensch morgens nicht durch den Klang eines Weckers aufwachte, sondern durch eine Komposition von Licht und Geräusch, die er am Abend zuvor eingerichtet hatte, sodass der Beginn des Tages nicht Funktion, sondern Szene wäre, und das Aufstehen geschähe nicht in Hast, sondern als bewusst gestaltete Bewegung, die vielleicht von einem Spiegel begleitet würde, der nicht Kontrolle der äußeren Erscheinung wäre, sondern Bühne für den ersten Blick, und so begänne jeder Tag als Aufführung, die mit dem Schlaf endete und im Traum fortgeführt würde.

Dieser Mensch kleidete sich nicht, um warm zu bleiben oder gesellschaftlichen Erwartungen zu genügen, sondern um eine Rolle zu spielen, die er für diesen Tag entworfen hätte, und so wäre die Wahl eines Hemdes, einer Hose, eines Mantels keine Frage von Mode oder Zweckmäßigkeit, sondern eine dramaturgische Entscheidung, die die Szenen des Tages vorbereiten sollte, und wenn er auf die Straße träte, wäre er nicht ein Individuum unter vielen, sondern eine Figur, die im Ensemble der Passanten agierte, und seine Schritte wären nicht zufällig, sondern Teil einer Choreographie, die er unbewusst mit allen anderen Passanten teilte.

Im Verlauf des Vormittags arbeitete dieser Mensch nicht in einem Büro, um Aufgaben abzarbeiten, sondern er nähme an einem Atelier teil, in dem seine Tätigkeit darin bestünde,

Dokumente nicht zu verwalten, sondern zu gestalten, Worte nicht zu speichern, sondern zu rhythmisieren, Zahlen nicht zu ordnen, sondern zu komponieren, und sein Schreibtisch wäre nicht Arbeitsplatz, sondern Bühne, auf der Akten zu Requisiten würden, Tassen zu Symbolen, Computer zu Instrumenten, und das Gespräch mit Kollegen wäre kein Austausch von Informationen, sondern ein Dialog in einem Stück, das täglich neu geschrieben würde.

Zur Mittagszeit äße er nicht, weil er Hunger hätte, sondern weil der Mittag die Szene des Mahls verlangte, und so wäre die Kantine nicht ein Raum für Verpflegung, sondern ein Theater des Geschmacks, in dem jedes Gericht wie ein Kunstwerk präsentiert und verzehrt würde, und das Gespräch währenddessen wäre keine Pause, sondern Fortsetzung der Darstellung, in der Aromen, Gesten und Worte ineinandergreifen würden, sodass selbst das Trinken eines Glases Wasser nicht Bedürfnisbefriedigung wäre, sondern eine kleine Aufführung des Einfachen, die durch ihre Klarheit Schönheit gewönne.

Am Nachmittag besuchte dieser Mensch vielleicht eine Versammlung, die nicht Sitzung hieße, sondern Aufführung der Gemeinschaft, und dort würden keine Beschlüsse gefasst, sondern Szenen gespielt, in denen Fragen von Ordnung und Zusammenleben durch Gesten, durch Choreographien, durch Bilder beantwortet würden, und so wäre Politik keine Debatte, sondern Kunst, und er kehrte danach nicht erschöpft zurück, sondern bereichert, weil er Teil einer Inszenierung gewesen wäre, die sein Leben nicht beschränkte, sondern erweiterte.

Am Abend träfe er Freunde, nicht um Nachrichten auszutauschen, sondern um gemeinsam eine Szene zu entwickeln, die vielleicht ein improvisiertes Theaterstück wäre, vielleicht ein gemeinsames Kochen, vielleicht ein Spaziergang, der zum Tanz würde, und danach legte er sich nicht schlafen, um Kräfte zu sammeln, sondern um den Tag zu vollenden, und sein Traum wäre keine unbewusste Resteverarbeitung, sondern die Fortsetzung der Aufführung, die er am Morgen begonnen hätte, sodass er auch im Schlaf nicht außerhalb der Kunst träte, sondern in eine andere Bühne wechselte, die noch intensiver, noch grenzenloser wäre.

So lebte ein Mensch in dieser Ordnung, und so lebten alle, nicht weil sie gezwungen wären, sondern weil es nichts anderes gäbe, weil niemand sich fragte, ob Kunst herrsche, so wie niemand sich fragte, ob er atmete, und weil das Leben selbst nichts anderes wäre als die Diktatur der Kunst, die nicht aufhörte, nicht begrenzt wäre, nicht hinterfragt würde, sondern so selbstverständlich wirkte, dass sie den Menschen nicht beherrschte, sondern ihn bildete, trüge und immer wieder neu hervorbrächte.

## Kapitel B2 – Über die Übergänge zur Diktatur der Kunst

Wenn man den Versuch unternimmt, nicht nur die reine Ordnung der Diktatur der Kunst zu beschreiben, sondern auch den Weg dorthin, also jene Zwischenstufen, die sich aus der

bestehenden Gesellschaft heraus ergeben könnten, dann stößt man sofort auf die Schwierigkeit, dass eine solche Herrschaft der Kunst nicht durch schrittweise Reformen, nicht durch kleine Anpassungen oder vorsichtige Korrekturen erreicht werden kann, weil jede Halbheit in sich schon Verrat an der Sache wäre, zugleich aber muss man, will man das Gedankenspiel ernst nehmen, dennoch fragen, ob es nicht Zustände geben könnte, in denen das Kunsthafte in Teilbereichen schon vorherrscht, während andere Sphären noch alten Gesetzen gehorchen, und ob sich aus dieser Hybridität heraus ein möglicher Übergang denken lässt, der zwar nicht die Reinheit des Endzustandes hat, aber dennoch dessen Schatten oder Vorahnung trägt.

Man könnte sich etwa vorstellen, dass zunächst das Bildungswesen von der Kunst ergriffen wird, dass Schulen und Universitäten beginnen, den Primat der Kreativität über die reine Wissensvermittlung zu stellen, dass Prüfungen nicht länger Leistungsmessungen sind, sondern Experimente des Ausdrucks, dass die Fächergrenzen verwischen, sodass Mathematik nicht mehr isoliert von Musik, Biologie nicht mehr getrennt von Poesie, Geschichte nicht mehr losgelöst von Theater gedacht werden kann, und in dieser Verschmelzung entstünde ein erster Zwischenraum, in dem Kinder und Jugendliche lernen würden, dass Wissen nicht Wahrheit, sondern Form ist, und dass das Erlernen von Form zugleich Erlernen von Welt bedeutet, und dieser Zwischenraum könnte, wenn er genügend Zeit und Breite erhielte, die Gesellschaft so tief prägen, dass nach einer Generation niemand mehr die alte Trennung von Nützlichkeit und Schönheit akzeptieren würde. Ein anderer Zwischenzustand könnte in der Ökonomie liegen, wenn bestimmte Berufe oder Branchen beginnen würden, ihre Produkte nicht mehr primär nach Markterfolg, sondern nach ästhetischer Resonanz zu bemessen, sodass ein Kleidungsstück nicht nach Absatz, sondern nach Gestaltungsintensität bewertet würde, ein Lebensmittel nicht nach Kalorien und Preis, sondern nach ästhetischem Erlebnis, eine Dienstleistung nicht nach Effizienz, sondern nach der Szene, die sie hervorruft, und so entstünde eine Art ästhetischer Markt, der zwar noch Geld kennt, aber das Geld an Werke bindet, die nur Bestand haben, solange sie Ausdruck sind, und wenn diese Verschiebung weit genug ginge, würde der alte Markt in sich kollabieren, weil niemand mehr bloße Funktion kaufen wollte, wenn er Form haben könnte.

Auch in der Politik könnte es Vorformen geben, etwa wenn Parlamente beginnen, sich weniger in nüchternen Debatten zu verlieren, sondern stärker auf symbolische Akte, Inszenierungen und Darstellungsformen zu setzen, was man bereits in der Gegenwart beobachten kann, wo Reden oft mehr Theater als Argument sind, und wenn dieser theatrale Anteil nicht länger Beiwerk, sondern Hauptsache wäre, dann verlöre die Politik ihre alten Begründungen, sie würde nicht mehr Legitimation durch Mehrheit, sondern durch Form gewinnen, und damit wäre sie schon halb in die Kunst hinübergetreten, auch wenn die Institutionen noch dieselben hießen.

Doch all diese Zwischenzustände sind prekär, weil sie die Gefahr in sich tragen, dass die Kunst nur als Ornament, als Zusatz, als Verschönerung missverstanden wird, während die alten Gesetze von Nutzen, Macht und Moral weiterbestehen, und damit wäre das Experiment verloren, weil die Kunst zur Dienerin degradiert wäre, die nur schmückt, wo sie herrschen müsste, und deshalb müsste jeder Übergang immer mit der Gefahr umgehen, dass er kippt, dass er nicht Vorstufe, sondern Verwässerung wird, und dass man am Ende nicht die Diktatur der Kunst, sondern die Dekoration der Politik oder die Verschönerung des Marktes erhält.

Die Frage ist also, ob eine echte Diktatur der Kunst überhaupt über Zwischenzustände erreichbar wäre, oder ob sie nicht notwendig auf dem radikalen Bruch beruhen muss, auf dem Einreißen und dem Neuanfang, der keinen Stein auf dem anderen lässt, und wenn man dies annimmt, dann erscheinen die Zwischenzustände nicht als Weg, sondern als Ablenkung, nicht als Stufen, sondern als Sackgassen, die den radikalen Anspruch entschärfen, ohne ihn zu erfüllen.

Doch wenn man den Gedanken noch einmal umkehrt, könnte man sagen, dass selbst Sackgassen nicht wertlos sind, dass auch sie Spuren hinterlassen, die die Wahrnehmung verändern, dass schon die Vorstellung, Brot nicht nur als Nahrung, sondern als Form zu sehen, die alte Logik untergräbt, auch wenn sie nicht sofort abgeschafft wird, dass schon die Idee, ein Gericht nicht nach Schuld, sondern nach Schönheit zu beurteilen, die alte Rechtsordnung erschüttert, auch wenn sie weiterbesteht, und dass deshalb Zwischenzustände zwar nicht die Reinheit des Endzustandes haben, aber dennoch unverzichtbar sind, weil sie im Bewusstsein die Tür öffnen, die kein Gesetz mehr schließen kann.

Man könnte daher sagen, dass es nicht die Aufgabe von Zwischenzuständen wäre, den Endzustand vorzubereiten, sondern ihn sichtbar zu machen, dass sie wie Spiegel wirken, in denen die Herrschaft der Kunst aufscheint, noch nicht verwirklicht, aber schon erahnbar, und dass diese Ahnung genügt, um die Gegenwart zu verändern, weil niemand mehr ganz so leben kann wie zuvor, wenn er einmal gesehen hat, dass eine andere Ordnung möglich ist, und diese Möglichkeit ist bereits der erste Schritt in ihre Realität.

Wenn man diesen Gedanken verfolgt, dann könnte man weiter behaupten, dass die Diktatur der Kunst gar nicht als einmaliger Bruch entsteht, sondern als Serie von Offenbarungen, als Abfolge von Momenten, in denen Menschen erfahren, dass eine Handlung, die sie eben noch als alltäglich empfanden, in Wahrheit Szene, Form, Aufführung ist, und dass aus der Summe dieser Erfahrungen irgendwann der Punkt entsteht, an dem niemand mehr zurückkann, weil die alte Welt unwiderruflich entzaubert ist, und dieser Punkt ist nicht planbar, nicht kalkulierbar, er geschieht, weil die Kunst selbst ihn erzwingt.

Die Stabilität dieser Ordnung, so könnte man reflektieren, hängt also weniger davon ab, dass sie einmal errichtet wird, sondern davon, dass sie nicht aufhört, sich zu erneuern, dass sie nie starr

wird, nie dogmatisch, nie zu einer neuen Form von Bürokratie erstarrt, sondern dass sie in jeder Geste neu geboren wird, und das ist zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche, ihre Utopie und ihr Risiko, denn eine Ordnung, die nie zur Ruhe kommt, bietet keine Sicherheit, sie verlangt dauerndes Mitspielen, und wer dieses Mitspielen nicht will, der fällt heraus, nicht durch Strafe, sondern durch Bedeutungslosigkeit, und diese Bedeutungslosigkeit ist härter als jede Strafe, weil sie die Existenz selbst löscht.

So wäre die Diktatur der Kunst also weniger ein festes System als ein Strom, weniger eine feste Herrschaft als eine unaufhörliche Bewegung, weniger ein Bauwerk als eine Aufführung, und die Frage, ob man sie haben will oder nicht, stellt sich gar nicht, weil sie nicht durch Zustimmung oder Ablehnung entsteht, sondern durch die Kraft, die sie in jeder Szene beweist, und diese Kraft ist immer schon da, auch wenn sie unterdrückt wird, auch wenn sie verschüttet ist, auch wenn sie verkannt bleibt, sie wartet nur auf den Moment, an dem sie sich entfalten kann, und wenn dieser Moment kommt, dann gibt es keine Rückkehr, weil man nicht un-sehen kann, was einmal sichtbar geworden ist.

Wenn man den Blick noch weiter öffnet und nicht nur nach den institutionellen Zwischenzuständen fragt, sondern nach den psychologischen und kulturellen Voraussetzungen, die erfüllt sein müssten, damit eine Gesellschaft sich überhaupt in Richtung einer Diktatur der Kunst bewegen könnte, dann stößt man auf die Beobachtung, dass es nicht genügt, Strukturen zu verändern oder Gesetze neu zu schreiben, sondern dass die Menschen selbst ihr Verhältnis zu Wahrnehmung, zu Erinnerung, zu Sprache und zu Handlung ändern müssten, und diese Veränderung kann nicht von außen verordnet, nicht von oben herab erzwungen, nicht durch Programme vermittelt werden, sondern muss in den alltäglichen Gesten geschehen, im Blick, der nicht mehr nur sieht, sondern komponiert, im Schritt, der nicht mehr nur geht, sondern tanzt, im Wort, das nicht mehr nur bezeichnet, sondern formt, und in der Erinnerung, die nicht mehr nur konserviert, sondern verwandelt.

Man könnte daher sagen, dass die eigentliche Revolution der Kunst keine soziale und keine politische ist, sondern eine Revolution der Wahrnehmung, dass sie nicht beginnt mit neuen Gebäuden oder neuen Institutionen, sondern mit der Art und Weise, wie Menschen einen Baum, einen Ton, einen Körper, eine Bewegung ansehen, und dass der entscheidende Bruch nicht dort liegt, wo man Gesetze abschafft, sondern dort, wo man die Selbstverständlichkeit verliert, dass Dinge einfach so sind, wie sie sind, und sie stattdessen immer als Gestalt, als Szene, als Form begreift, und dieser Bruch ist nicht einmalig, sondern wiederholt sich unaufhörlich, weil jeder Tag, jeder Augenblick die Chance bietet, die Welt erneut zu verwandeln.

Wenn man weiterdenkt, dann würde eine solche innere Revolution nicht in allen Menschen gleichzeitig stattfinden, sondern in Wellen, in Kreisen, die sich ausbreiten, und man müsste

akzeptieren, dass es Vorreiter gäbe, die zuerst sehen, was andere noch nicht sehen, die zuerst spielen, wo andere noch arbeiten, die zuerst formen, wo andere noch nutzen, und diese Vorreiter wären nicht Elite im herkömmlichen Sinn, nicht privilegiert, nicht herrschend, sondern bloß früher ergriffen, und sie hätten die Aufgabe, ihre Wahrnehmung nicht zu monopolisieren, sondern weiterzugeben, so dass sie ansteckend wird, und in dieser Ansteckung liegt vielleicht der eigentliche Weg der Kunst, dass sie nicht durch Befehl herrscht, sondern durch den Zwang, der aus dem Beispiel kommt, aus der Faszination, aus der Unwiderstehlichkeit.

Man müsste sich dann fragen, ob es in einer solchen Übergangsphase unvermeidlich wäre, dass Konflikte auftreten, dass diejenigen, die noch in der Logik des Nützlichen, der Macht, des Geldes leben, aufbegehren gegen diejenigen, die schon in der Logik der Form, der Szene, der Aufführung handeln, und ob dieser Konflikt friedlich lösbar wäre, oder ob er notwendigerweise in Spannungen, in Reibungen, in Brüchen mündet, und wahrscheinlich wäre es so, dass beides gleichzeitig geschieht, dass manche Übergänge gleitend verlaufen, während andere eruptiv sind, dass es Städte gäbe, die still und fast unmerklich in die Kunst hinübergleiten, während anderswo Kämpfe aufflammen, in denen die alte und die neue Ordnung einander frontal gegenüberstehen, und dass erst aus der Summe dieser unterschiedlichen Bewegungen die Diktatur der Kunst erwächst.

Wenn man an diesem Punkt weiterdenkt, dann müsste man auch bedenken, dass eine Diktatur der Kunst nicht für alle Menschen dieselbe Gestalt hätte, dass es Unterschiede gäbe, nicht weil das Gesetz verschieden wäre, sondern weil die Umsetzung sich immer der jeweiligen Szene anpasst, und so wäre die Diktatur der Kunst in einer Stadt voller Theater und Museen eine andere als in einer Landschaft voller Berge und Flüsse, sie wäre in einem Land, das von Arbeit und Produktion geprägt ist, anders als in einem Land, das von Festen und Ritualen lebt, und doch wäre sie dieselbe, weil ihr Prinzip dasselbe ist: dass alles Form, alles Szene, alles Kunst ist und dass nichts außerhalb davon bestehen kann.

Das wirft die Frage auf, ob es überhaupt sinnvoll ist, von einem einheitlichen Endzustand zu sprechen, oder ob die Diktatur der Kunst nicht vielmehr unzählige Gesichter hätte, unzählige Inszenierungen, die alle demselben Gesetz folgen, aber niemals gleich aussehen, und vielleicht liegt gerade hierin ihre Stärke, dass sie nicht eine Form fixiert, sondern die Pflicht zur unaufhörlichen Verwandlung auferlegt, sodass es keine starre Norm gibt, die man erfüllen muss, sondern nur die Forderung, immer neue Normen zu schaffen, und damit ist sie zugleich unerbittlich und frei, unerträglich und lebbar, radikal und offen.

Wenn man diesen Gedanken auf den Alltag zurückführt, dann könnte man sich eine Übergangsphase so vorstellen, dass Menschen beginnen, kleine Teile ihres Lebens zu verwandeln, dass sie das Kochen nicht mehr als Zubereitung, sondern als Szene verstehen, dass sie den Weg zur Arbeit nicht mehr als Strecke, sondern als Choreographie erleben, dass sie Gespräche nicht

mehr als Austausch, sondern als Dialoge eines Stückes führen, und dass diese kleinen Verschiebungen langsam, aber unwiderruflich das ganze Leben durchdringen, bis es keinen Bereich mehr gibt, der nicht von Kunst erfasst ist, und dieser Prozess ist nicht planbar, nicht steuerbar, nicht kontrollierbar, sondern geschieht wie eine Krankheit, wie eine Epidemie, wie ein Feuer, das von einer Geste zur nächsten überspringt.

Die Frage, ob diese Entwicklung wünschenswert ist, stellt sich in diesem Szenario nicht mehr, weil sie schon geschieht, weil sie nicht auf Zustimmung angewiesen ist, sondern auf Vollzug, und der Vollzug ist so einfach, dass man ihm nicht entkommen kann: Eine Bewegung, ein Blick, ein Wort reicht, um die alte Ordnung zu zerstören, und deshalb ist die Diktatur der Kunst nicht eine ferne Utopie, sondern eine permanente Möglichkeit, die immer schon begonnen hat, auch wenn sie noch nicht vollständig sichtbar ist, und die jederzeit hervortreten kann, wenn die Menschen aufhören, sie zu übersehen.

Wenn man also am Ende dieses Gedankenganges steht, dann sieht man, dass die Diktatur der Kunst nicht nur als fertige Gesellschaftsform denkbar ist, sondern auch als latenter Zustand, der schon jetzt existiert, als unterirdischer Strom, der unter der Oberfläche der Nützlichkeit, der Politik, der Religion, der Moral fließt, und dass die Zwischenzustände nicht bloß Vorstufen oder halbe Schritte sind, sondern Ventile, an denen dieser Strom nach außen tritt, mal schwach, mal stark, mal unbemerkt, mal revolutionär, und dass die eigentliche Aufgabe nicht darin besteht, diesen Strom zu erzeugen, sondern ihn wahrzunehmen, ihm Raum zu geben, ihn nicht wieder zu verschütten.

So gesehen ist die Diktatur der Kunst nicht nur eine Vision, die in ferner Zukunft liegt, sondern ein permanenter Zustand, der immer wieder überlagert, verdrängt, gebrochen wird, aber nie verschwindet, und vielleicht liegt in dieser Doppelheit ihre Wahrheit: dass sie zugleich Endzustand und Zwischenzustand ist, zugleich total und fragmentarisch, zugleich herrschend und verborgen, und dass sie gerade darin ihre größte Kraft entfaltet, dass sie nicht endgültig, nicht abgeschlossen, nicht fixierbar ist, sondern immer wieder neu beginnt, in jedem Augenblick, in jedem Menschen, in jeder Szene, die den Mut hat, sich als Kunst zu begreifen.

## Kapitel B3 – Die Risiken der Diktatur der Kunst

Wenn man sich der Diktatur der Kunst nicht nur in ihrer reinen Form, nicht nur als Übergang oder als latentem Zustand nähert, sondern auch die Schattenseiten, die Risiken und die inneren Widersprüche in den Blick nimmt, dann erkennt man, dass jede Ordnung, die alles umfasst, zugleich die Gefahr in sich trägt, dass sie sich selbst übersteigert, dass sie aus Freiheit Zwang, aus Intensität Überforderung, aus Gleichheit neue Hierarchie macht, und dass es deshalb nicht genügt, die Schönheit des Gedankens zu preisen, sondern dass man auch sehen muss, wie er in der

Wirklichkeit wirken würde, wenn er nicht nur Gedanke, sondern Ordnung, nicht nur Vision, sondern Alltag wäre.

So ist zunächst zu bedenken, dass eine Gesellschaft, in der alles Kunst ist, auch die Pflicht zur Kunst mit sich brächte, dass niemand mehr einfach Zuschauer wäre, dass niemand sich zurückziehen könnte in eine Sphäre des bloß Passiven, und dass dieses Mitspielen, das zuvor als Befreiung erschien, zugleich als Last empfunden werden könnte, denn nicht jeder Mensch will ständig Ausdruck sein, nicht jeder Mensch will jeden Atemzug, jede Bewegung, jedes Wort als Szene begreifen, und manche sehnen sich nach dem Einfachen, nach dem Stillen, nach dem Zweckmäßigen ohne Bedeutung, und in einer Gesellschaft, die dies nicht mehr kennt, wäre dieses Sehnen nicht erlaubt, es wäre nicht einfach eine private Vorliebe, sondern es wäre Ausschluss aus der Ordnung, und damit Zwang, und der Zwang zur Freiheit ist eine der härtesten Formen der Unfreiheit.

Man stelle sich vor, ein Mensch wachte auf und wollte den Tag nicht gestalten, nicht inszenieren, nicht komponieren, sondern einfach verbringen, wollte sich an ein Fenster setzen und die Stunden vorbeiziehen lassen, ohne Form, ohne Szene, ohne Bedeutung, und er würde sofort scheitern, nicht, weil jemand ihn bestraft, sondern weil die Gesellschaft, die Stadt, die Freunde, die Kollegen nicht stillstehen, sondern ihn unweigerlich hineinziehen in Aufführungen, in Gestaltungen, in Szenen, die nie enden, und so wäre selbst der Versuch, nichts zu tun, nicht möglich, weil das Nichts in dieser Ordnung keine Existenz mehr hätte, es wäre Leere ohne Form, und Leere ohne Form ist keine Leere, sondern Nichtexistenz.

Ein zweites Risiko liegt in der paradoxen Möglichkeit, dass das, was alles umfasst, gerade dadurch seine Besonderheit verliert, denn wenn alles Kunst ist, dann ist nichts mehr Kunst, und der Zauber, der in anderen Gesellschaften darin liegt, dass ein Kunstwerk Ausnahme, Überraschung, Überhöhung ist, könnte hier verloren gehen, weil es keinen Gegensatz mehr gibt, keine Differenz zwischen Kunst und Alltag, zwischen Bühne und Leben, und so drohte die Kunst banal zu werden, nicht weil sie schwächer, sondern weil sie allgegenwärtig wäre, wie Luft, die man nicht mehr spürt, solange man atmet, oder wie Wasser, das den Fisch umgibt, ohne dass er es als Wasser erkennt, und so könnte aus der Totalität der Kunst am Ende die Unwahrnehmbarkeit der Kunst entstehen. Damit verbunden ist die Gefahr einer neuen Form von Monotonie, denn wenn jeder Augenblick Szene ist, wenn jede Bewegung Geste ist, wenn jedes Gespräch Dialog ist, dann verliert das Besondere seine Intensität, weil es keinen Hintergrund mehr gibt, von dem es sich abheben könnte, und es könnte geschehen, dass die Menschen zwar unaufhörlich spielen, aber das Spiel nicht mehr erleben, dass sie zwar unaufhörlich gestalten, aber die Gestalt nicht mehr sehen, dass sie zwar unaufhörlich Aufführung sind, aber die Aufführung nicht mehr fühlen, und dies wäre eine

paradoxe Ödnis, eine Monotonie, die nicht aus Mangel, sondern aus Überfülle entsteht, eine Leere, die nicht aus Abwesenheit, sondern aus ständiger Anwesenheit kommt.

Ein drittes Risiko liegt in der Möglichkeit, dass sich in einer Gesellschaft, die keine Unterschiede von Besitz, von Macht, von Stand kennt, dennoch neue Unterschiede herausbilden, nämlich solche der ästhetischen Virtuosität, dass manche Menschen stärker, überzeugender, eindrucksvoller gestalten können als andere, und dass diese Fähigkeit zur neuen Währung wird, die, auch wenn sie nicht in Geld gemessen wird, dennoch Hierarchien schafft, sodass es nicht mehr die Reichen und die Armen, nicht mehr die Mächtigen und die Machtlosen gäbe, sondern die Meister der Gestaltung und die Vergessenen, die Unscheinbaren, die Unsichtbaren, die nicht mithalten können im großen Spiel, und die deshalb nicht durch Hunger oder Armut, sondern durch Bedeutungslosigkeit ausgeschlossen sind.

Man müsste sich dann fragen, ob diese neue Form von Elite nicht gefährlicher wäre als die alten, weil sie sich nicht auf äußere Privilegien stützt, sondern auf innere Kräfte, die nicht verteilt werden können, weil sie nicht in Besitz übergehen, sondern in Talent, in Ausdruck, in Intensität liegen, und wer dies nicht hat, bleibt zurück, ohne dass man ihm helfen könnte, weil Kunst sich nicht teilen lässt wie Brot, sondern nur erfahren lässt, und so entstünde eine subtile, aber unerbittliche Ungleichheit, die gerade dadurch, dass sie nicht ökonomisch, sondern ästhetisch ist, noch härter wirkte, weil sie nicht mit Umverteilung, sondern nur mit Exklusion reagiert.

Man kann sich leicht ausmalen, wie sich solche Unterschiede im Alltag zeigen würden: der eine tritt in einen Raum und verwandelt ihn durch Gesten, durch Sprache, durch Präsenz in eine Bühne, die andere eint, inspiriert, ergreift, während ein anderer im selben Raum unsichtbar bleibt, nicht, weil er schweigt, sondern weil sein Schweigen keine Pause, sondern nur Abwesenheit ist, und in einer Gesellschaft, die alles als Szene begreift, ist Unsichtbarkeit schlimmer als Armut, schlimmer als Machtlosigkeit, schlimmer als Krankheit, weil sie bedeutet, dass man nicht Teil der Aufführung ist, dass man nicht existiert, und damit entsteht eine neue Härte, die nicht durch Polizei oder Gefängnisse vollzogen wird, sondern durch die bloße Tatsache, dass manche gesehen und andere übersehen werden.

Ein viertes Risiko liegt im Verlust der Wahrheit, denn wenn alles Kunst ist, dann zählt nur noch Schönheit, und Wahrheit wird zweitrangig, vielleicht sogar bedeutungslos, und man müsste fragen, was geschieht mit Wissenschaft, mit Medizin, mit Technik, wenn sie nicht mehr der Erkenntnis oder der Funktion dienen, sondern nur der Form, und ob es nicht katastrophale Folgen hätte, wenn ein Experiment nicht mehr wahr sein muss, sondern nur schön, wenn ein Medikament nicht mehr wirken muss, sondern nur eindrucksvoll inszeniert ist, wenn ein Brückenbau nicht mehr Halt geben muss, sondern nur ästhetische Wirkung erzielt, und wenn all dies geschieht, dann könnte die

Diktatur der Kunst am Ende das zerstören, was sie selbst trägt, nämlich das Leben, das sie doch gestalten will.

Denn auch wenn Kunst alles verwandelt, bleibt der Körper verletzlich, bleibt die Natur begrenzt, bleibt die Materie träge, und wer dies übersieht, riskiert, dass Schönheit auf Kosten von Wahrheit, dass Form auf Kosten von Funktion entsteht und dass am Ende nicht Intensität, sondern Zerstörung bleibt, und dies wäre nicht der Sieg, sondern der Zusammenbruch der Kunst.

Schließlich gibt es noch ein fünftes Risiko, das weniger in der Kunst selbst liegt als in den Menschen, die sie tragen, nämlich die Möglichkeit, dass eine Gesellschaft, die ganz in der Kunst aufgeht, irgendwann ihrer selbst müde wird, dass sie den ständigen Wechsel, die ständige Intensität, die ständige Aufforderung zur Szene nicht mehr erträgt, dass sie nach Ruhe, nach Stabilität, nach Zweckmäßigkeit verlangt, und dass sie beginnt, heimlich, leise, unauffällig, die alte Ordnung zurückzuwünschen, und dass aus dieser Sehnsucht ein Rückweg entsteht, nicht offen, nicht durch Revolution, sondern still, durch kleine Gewohnheiten, durch kleine Bequemlichkeiten, durch kleine Fluchten, bis man eines Tages merkt, dass die Diktatur der Kunst zwar noch in Worten besteht, aber im Leben längst erodiert ist.

Dies wäre das größte Paradox, dass die Diktatur der Kunst an ihrem eigenen Erfolg scheitert, dass sie so allgegenwärtig, so intensiv, so total geworden ist, dass die Menschen nichts anderes mehr wollen, als von ihr verschont zu bleiben, dass sie sich nach dem Nützlichen sehnen, nach dem Zweckmäßigen, nach dem Einfachen, und dass sie die Kunst nicht abschaffen, sondern ertragen wollen, und damit hat sie aufgehört, Diktatur zu sein, sie ist Dekor geworden, sie ist Zusatz, sie ist Ornament, und die alte Ordnung kehrt zurück, nicht weil sie stärker wäre, sondern weil die Menschen schwächer sind.

Um dies noch plastischer zu machen, könnte man sich vorstellen, wie in einer solchen Gesellschaft zunächst kleine Schlupflöcher entstehen, Orte, an denen Menschen heimlich das Funktionale wiederentdecken, eine Werkstatt, in der ein Werkzeug nicht gestaltet, sondern schlicht nützlich ist, eine Küche, in der gekocht wird, um satt zu werden, nicht um zu inszenieren, eine Sprache, die nur benennt, nicht formt, und wie diese Orte zunächst als Abweichung, als Kuriosität, als Reste der Vergangenheit gelten, doch allmählich gewinnen sie Anhänger, die das Erleichternde, das Befreiende des Zweckmäßigen spüren, und so könnte die Diktatur der Kunst nicht durch offenen Widerstand, sondern durch stille Müdigkeit unterwandert werden.

So zeigt sich, dass die Diktatur der Kunst, so radikal, so schön, so allumfassend sie gedacht werden kann, nicht nur eine Utopie ist, sondern auch eine Gefahr, dass sie nicht nur Befreiung, sondern auch Überforderung ist, dass sie nicht nur Gleichheit, sondern auch neue Ungleichheit schafft, dass sie nicht nur Intensität, sondern auch Monotonie erzeugt, dass sie nicht nur Form, sondern auch

Wahrheit zerstören kann, und dass sie am Ende, wenn sie sich selbst übersteigert, an sich selbst zerbrechen könnte, weil sie das Maß verloren hat.

Doch vielleicht liegt gerade hierin ihre eigentliche Wahrheit, dass sie nicht Zustand, nicht Ordnung, nicht Dauer sein kann, sondern immer Bewegung, immer Strom, immer Übergang, dass sie nicht fixierbar ist, sondern nur erfahrbar, nicht dauerhaft, sondern nur momenthaft, und dass ihre Herrschaft darin besteht, dass sie keine Herrschaft ist, sondern ein Zwang zur ständigen Veränderung, der immer Gefahr und immer Befreiung zugleich ist.

## Kapitel B4 – Die Verlockung der Totalität

Wenn man die Diktatur der Kunst nicht nur als theoretische Konstruktion, nicht nur als utopisches Modell, nicht nur als radikale Umkehrung bestehender Ordnungen betrachtet, sondern sie in jener psychologischen und kulturellen Dimension ernst nimmt, die ihre eigentliche Macht ausmacht, dann erkennt man, dass ihre größte Kraft nicht in der Härte ihrer Forderung liegt, sondern in der Verlockung, die sie ausstrahlt, dass sie nicht in erster Linie durch Zwang und Gewalt wirkt, sondern durch den Sog einer Sehnsucht, die so alt ist wie die Menschheit selbst, nämlich der Sehnsucht nach einer Totalität, die den Widersprüchen des Lebens ein Ende setzt, die das Zersplitterte fügt, das Unverständliche deutet, das Chaotische in Form verwandelt, und die deshalb als Heilmittel erscheint, nicht weil sie mildert, sondern weil sie alles in sich aufnimmt, was bisher widersprüchlich war.

Denn die Kunst, wenn sie zur Totalität erklärt wird, verspricht nichts weniger als die endgültige Aufhebung jener quälenden Spaltung, die moderne Gesellschaften so tief prägt: zwischen Arbeit und Spiel, zwischen Zweck und Freiheit, zwischen Notwendigkeit und Schönheit, zwischen dem, was getan werden muss, und dem, was getan werden will, und indem sie all dies in sich vereint, indem sie jede Geste, jede Handlung, jedes Wort in Szene verwandelt, behauptet sie, die letzte Lösung für jene Komplexität gefunden zu haben, die das Leben sonst so schwer erträglich macht, und diese Behauptung wirkt nicht durch Logik, sondern durch Faszination, nicht durch Argument, sondern durch das Glänzen der Einfachheit.

Die Verlockung dieser Totalität liegt darin, dass sie dem Einzelnen verspricht, niemals mehr fragmentiert zu sein, niemals mehr zerrissen zwischen den Anforderungen der Arbeit und den Sehnsüchten der Freizeit, niemals mehr gezwungen, sich in widersprüchliche Rollen zu fügen, weil es nur noch eine Rolle gibt, und diese Rolle ist zugleich alle Rollen, und so erscheint die Diktatur der Kunst nicht als Einschränkung, sondern als Befreiung, nicht als Herrschaft, sondern als Erlösung, weil sie den Traum nährt, endlich eins zu sein, mit sich selbst, mit den anderen, mit der Welt, und dieser Traum ist so mächtig, dass er jedes Risiko überstrahlt.

Man muss bedenken, dass Totalität immer diese doppelte Kraft hat: sie vereinfacht, wo Komplexität lähmt, und sie klärt, wo Widersprüche verwirren, und gerade deshalb hat sie in der Geschichte immer wieder Anziehungskraft entfaltet, sei es in religiösen Systemen, die versprachen, jedes Leben durch ein letztes Heil zu deuten, sei es in politischen Systemen, die behaupteten, durch ein einziges Gesetz oder eine einzige Klasse alle Gegensätze zu überwinden, sei es in ökonomischen Systemen, die den Tauschwert als universales Maß aller Dinge setzten, und so ist die Diktatur der Kunst nur die jüngste, die ästhetische Gestalt dieser alten Sehnsucht, die nicht verschwindet, weil sie anthropologisch tief verankert ist: der Wunsch, dass Vielheit in Einheit aufgeht.

Wenn man diesen Wunsch ernst nimmt, dann erkennt man, dass er nicht bloß intellektuell, nicht bloß theoretisch wirkt, sondern existenziell, dass er im Alltag eine enorme Verführung entfaltet, weil er dem Einzelnen den Eindruck gibt, endlich befreit zu sein von der Last des Entscheidens, von der Mühsal des Abwägens, von der Angst, falsch zu liegen, und dass er ihn lockt mit dem Versprechen, dass es keine falschen Schritte mehr gibt, wenn alles Schritt ist, keine falschen Worte, wenn alles Wort ist, keine falschen Taten, wenn alles Tat ist, und dass dieser Gedanke nicht nur betört, sondern süchtig macht, weil er eine Ruhe verspricht, die sonst unerreichbar ist.

Die Totalität der Kunst erscheint also nicht als kalte Herrschaft, sondern als warme Umarmung, als Versprechen der Ganzheit, und in dieser Wärme liegt ihre größte Gefahr, weil sie die kritische Distanz auflöst, weil sie die Menschen nicht zwingt, sondern verführt, nicht bedroht, sondern einlädt, und weil sie damit jenen Mechanismus reproduziert, der alle totalitären Systeme kennzeichnet: dass sie nicht nur mit Gewalt herrschen, sondern mit Verheißung, dass sie nicht nur Unterdrückung sind, sondern vor allem Verlockung, und dass die Menschen nicht bloß Opfer, sondern auch Gläubige, nicht bloß Beherrschte, sondern auch Begeisterte sind.

Es ist entscheidend zu sehen, dass diese Verlockung nicht zufällig ist, sondern notwendig, dass sie aus dem Wesen der Kunst selbst hervorgeht, weil Kunst immer schon das Versprechen trägt, dass sie das Fragmentarische in Form verwandelt, das Unfassbare fassbar macht, das Chaotische strukturiert, und wenn man dieses Versprechen totalisiert, dann wird die Kunst selbst zur Religion, nicht im Sinne von Dogma, sondern im Sinne von umfassender Sinnggebung, und so erklärt sich, warum die Forderung nach einer Diktatur der Kunst so leicht zu erheben, so verführerisch zu formulieren, so schwer abzuwehren ist, weil sie sich auf eine Sehnsucht stützt, die längst vorhanden ist.

Man könnte sagen, dass die Verlockung der Totalität der Kunst vor allem darin liegt, dass sie den Menschen den mühsamen Umgang mit Ambivalenz erspart, dass sie die quälende Erfahrung der Moderne, dass es keine letzte Instanz gibt, dass alles offen, relativ, verhandelbar ist, in einer Geste aufhebt, dass sie die Mühsal des Zweifelns, des Diskutierens, des Aushaltens der Differenz beendet, indem sie erklärt, dass es nur noch eine Instanz gibt, und dass diese Instanz so unverfänglich

erscheint, so unverdächtig, so rein, dass kaum jemand merkt, wie radikal die Forderung ist, weil sie nicht durch Gewalt, sondern durch Schönheit begründet wird.

Diese Schönheit, die als Begründung dient, ist vielleicht das stärkste Argument, das jemals für eine Totalität ins Feld geführt wurde, denn anders als Glaube, der mit Furcht arbeitet, anders als Politik, die mit Macht arbeitet, anders als Ökonomie, die mit Bedürfnis arbeitet, arbeitet die Kunst mit dem Begehren nach Schönheit, mit dem Hunger nach Gestalt, mit der Sehnsucht nach Ausdruck, und wer diesem Hunger einmal nachgegeben hat, wird schwerlich wieder verzichten wollen, weil er gespürt hat, dass im Erleben des Kunsthaften eine Intensität liegt, die das bloß Zweckmäßige, das bloß Wahre, das bloß Funktionale nie erreichen kann.

Hier liegt der Kern der Verlockung: dass die Totalität der Kunst nicht wie andere Totalitäten gegen den Menschen arbeitet, sondern für ihn, dass sie ihm nicht nur Befehle gibt, sondern Erfüllung schenkt, dass sie ihn nicht nur diszipliniert, sondern ihm das Gefühl gibt, größer, intensiver, ganzer zu sein, und dass sie deshalb so viel schwerer zu durchschauen ist, weil sie sich als Gabe tarnt, als Geschenk, als Möglichkeit, und nicht als Zwang, nicht als Strafe, nicht als Befehl.

Doch gerade weil sie diese Form hat, ist sie gefährlich, und man muss präzise unterscheiden zwischen der Faszination, die sie ausübt, und der Realität, die sie erzeugt, zwischen der Verheißung der Ganzheit und der Praxis des Zwangs, zwischen der Wärme der Umarmung und der Kälte der Uniformität, und nur wer diese Unterscheidung wachhält, kann der Verlockung widerstehen, ohne ihr Opfer zu werden.

Wenn man den Gedanken der Verlockung noch weiter verfolgt, dann erkennt man, dass er nicht nur in der großen Geste, in der systemischen Behauptung liegt, dass die Kunst alles umfassen könne, sondern auch im Kleinen, im Alltag, im Unscheinbaren, dass er in den kleinsten Handlungen wirksam wird, dass er in dem Moment sichtbar wird, in dem ein Mensch spürt, wie sehr ein gelungener Ausdruck, ein geformtes Wort, eine komponierte Bewegung das Gefühl von Sinn steigert, und dass dieses kleine Erleben, diese kurze Erfahrung sich zu einem großen Traum verdichtet, nämlich dem Traum, dass dieses Gefühl nie enden müsse, dass man es in jeden Augenblick hinein verlängern könne, dass es kein Außen mehr geben müsse, keine profane Zone, in der Sinn fehlt, sondern dass alles durchdrungen wäre von dieser Dichte, und gerade darin liegt die stille Verführung, dass man glaubt, ein Versprechen einlösen zu können, das die Wirklichkeit nur in Ausnahmefällen hält.

Denn die Menschen kennen diese Momente, in denen ein Kunstwerk, ein Lied, ein Gedicht, ein Bild, ein Schauspiel sie so tief ergreift, dass sie nicht nur Zuschauer, sondern Teil des Werkes werden, dass sie nicht nur konsumieren, sondern mitschwingen, dass sie nicht mehr zwischen sich selbst und dem Werk unterscheiden, und diese Erfahrung ist so stark, dass sie leicht verallgemeinert wird, dass man denkt, man könne sie zur Ordnung machen, man könne aus dem Ausnahmezustand

eine Dauer bauen, man könne aus der Intensität eine Institution machen, und genau in dieser Verallgemeinerung liegt die Verlockung, die sich kaum zurückweisen lässt, weil sie dem tiefsten Wunsch entspricht, Intensität festzuhalten, sie zu sichern, sie nicht mehr dem Zufall, dem Augenblick, dem Glück zu überlassen.

Man muss deshalb erkennen, dass die Verlockung der Totalität der Kunst darin besteht, den Zufall durch Sicherheit zu ersetzen, das Momenthafte durch Dauer, das Fragile durch Struktur, und dass sie gerade deshalb so stark wirkt, weil sie verspricht, dass niemand mehr auf den seltenen Augenblick angewiesen ist, in dem er ergriffen wird, dass niemand mehr fürchten muss, leer auszugehen, dass niemand mehr abhängig ist vom Zufall eines gelungenen Werkes oder einer glücklichen Begegnung, sondern dass alles immer schon Kunst ist, überall, jederzeit, und dass dieser Traum so unwiderstehlich ist, dass er selbst die klügsten Zweifel übertönt.

Doch man darf nicht verkennen, dass gerade darin die größte Gefahr liegt, denn die Intensität der Kunst lebt vom Bruch, vom Ausnahmement, vom Gegensatz zur Routine, und wenn sie zur Totalität wird, wenn sie nicht mehr Ausnahme, sondern Norm ist, dann verliert sie das, was sie stark macht, dann wird sie zwar allgegenwärtig, aber zugleich schal, sie wird zwar permanent, aber zugleich blass, sie wird zwar total, aber zugleich leer, und dieser paradoxe Mechanismus erklärt, warum die Verlockung so gefährlich ist: weil sie den Menschen glauben macht, sie könnten das Kunsthafte sichern, indem sie es zur Ordnung machen, während sie es in Wahrheit zerstören, indem sie es verallgemeinern.

Man könnte sagen, dass die Verlockung der Totalität eine Fata Morgana ist, dass sie einen Glanz zeigt, der verschwindet, sobald man ihn greifen will, dass sie eine Oase vorgaukelt, die nur so lange existiert, wie sie weit entfernt bleibt, und dass der Versuch, sie zu erreichen, stets im Sand endet, und doch bleibt sie wirksam, weil der Glanz stärker ist als die Erinnerung an das Scheitern, weil die Sehnsucht größer ist als die Angst, weil die Hoffnung mächtiger ist als die Erfahrung, und deshalb wiederholt sich die Bewegung immer wieder, dass Menschen glauben, sie könnten das Ausnahmehafte zur Norm machen, und dass sie dabei vergessen, dass das Ausnahmehafte nur Ausnahme sein kann, weil es nicht Norm ist.

Wenn man diesen Mechanismus präzise analysiert, dann erkennt man, dass er allen totalitären Versprechen eigen ist: sie alle leben von der Verlockung, dass Komplexität durch Einfachheit überwunden, dass Vielheit durch Einheit aufgehoben, dass Unsicherheit durch Gewissheit ersetzt werden könne, und sie alle blenden darüber hinweg, dass gerade diese Vereinfachung zerstört, was sie zu retten vorgibt, dass sie den lebendigen Kern erstickt, den sie bewahren will, und so ist die Diktatur der Kunst in ihrer Verlockung nicht anders als andere Totalitarismen, und doch ist sie schwerer zu durchschauen, weil sie nicht mit Drohung, sondern mit Schönheit lockt, nicht mit Gewalt, sondern mit Gestalt, nicht mit Strafe, sondern mit Sinn.

In dieser Besonderheit liegt zugleich ihre gefährlichste Dimension, denn während religiöse oder politische Totalitarismen oft relativ schnell ihre Härte zeigen, ihre Gewalt, ihre Dogmatik, und damit Widerstand hervorrufen, könnte die Diktatur der Kunst viel tiefer, viel stiller, viel langsamer wirken, könnte sie sich unauffälliger einschleichen, weil sie den Menschen ja nicht wegnimmt, sondern gibt, weil sie nicht verbietet, sondern erfüllt, und weil es schwer fällt, etwas zu kritisieren, das Freude bringt, das Intensität schenkt, das Schönheit verbreitet, und doch muss man gerade deshalb so wachsam sein, weil die Verlockung der Totalität dort am größten ist, wo sie am freundlichsten erscheint.

So könnte man am Ende sagen, dass die Verlockung der Totalität der Kunst nicht in ihrer Radikalität liegt, sondern in ihrer Harmlosigkeit, dass sie nicht in der Härte des Zwangs liegt, sondern in der Sanftheit der Verheißung, dass sie nicht im Offensichtlichen liegt, sondern im Selbstverständlichen, und dass sie deshalb so schwer zu entlarven ist, weil sie sich als das Beste zeigt, was man haben kann, als das Schönste, das man erleben kann, als die höchste Form von Sinn, und wer wollte dem widersprechen, wer wollte die Schönheit, die Intensität, den Ausdruck zurückweisen, wenn sie sich darbieten, und doch muss man es tun, wenn man nicht in die Falle gehen will, wenn man nicht von der Verlockung verschlungen werden will, die am Ende nicht Erlösung, sondern Enge bringt.

## Kapitel B5 – Die Unmöglichkeit der Herrschaft

Wenn man die Idee einer Diktatur der Kunst nicht nur in ihrer Schönheit und Verlockung, nicht nur in ihrer möglichen Ordnung und in ihren Gefahren betrachtet, sondern den Versuch unternimmt, sie im strengsten Sinn auf ihre Möglichkeit hin zu prüfen, dann stößt man unweigerlich auf den Widerspruch, dass Kunst und Herrschaft einander ausschließen, dass Kunst gerade dort lebt, wo Herrschaft scheitert, dass sie ihre Kraft gerade daraus bezieht, dass sie Ausnahme ist, Bruch, Unterbrechung, Spiel gegen das Gesetz, und dass sie, sobald sie selbst zum Gesetz erklärt wird, aufhört, Kunst zu sein, und in dieser Paradoxie liegt der Grund, warum die Diktatur der Kunst zwar gedacht, gefordert, ersehnt werden kann, aber nie dauerhaft verwirklicht werden wird.

Denn Kunst, so sehr sie sich in allen Lebensbereichen ausbreiten mag, so sehr sie den Alltag durchdringen und das Denken bestimmen kann, bleibt ihrem Wesen nach an das Momenthafte gebunden, an die Überraschung, an die plötzliche Geste, die sich der Erwartung entzieht, und sobald sie verregelt oder geregelt wird, sobald sie institutionalisiert, sobald sie normiert wird, verliert sie diesen Charakter, wird sie nicht mehr Ausnahme, sondern Routine, nicht mehr Unterbrechung, sondern Fortsetzung, und Routine ist das Gegenteil von Kunst, Fortsetzung ist das Gegenteil von Bruch, Norm ist das Gegenteil von Überraschung, und so würde eine

Gesellschaft, die alles zur Kunst erklärt, am Ende eine Gesellschaft schaffen, in der es keine Kunst mehr gibt, sondern nur noch die tote Form ihrer eigenen Verallgemeinerung.

Man könnte dies auch so formulieren: Kunst ist Bewegung, Herrschaft ist Stillstellung, Kunst ist Offenheit, Herrschaft ist Schließung, Kunst ist Mehrdeutigkeit, Herrschaft ist Eindeutigkeit, Kunst ist Geste, Herrschaft ist Struktur, und weil diese Gegensätze unaufhebbar sind, kann die Diktatur der Kunst niemals mehr sein als Denkfigur, niemals mehr sein als Modell, niemals mehr sein als Versuch, in Worte zu fassen, was sich in Wirklichkeit nie in Dauer übersetzen lässt, weil Dauer immer das zerstört, was sie erhalten will.

Es ist in diesem Sinn kein Zufall, dass alle Versuche, Kunst zu institutionalisieren, sie festzuschreiben, sie als Maßstab zu verordnen, in sich widersprüchlich wirken, dass Museen, die Kunst konservieren, zugleich Kunst töten, dass Akademien, die Kunst lehren, zugleich ihre Spontaneität ersticken, dass Staaten, die Kunst fördern, zugleich bestimmen wollen, was Kunst sei, und dass all diese Versuche scheitern, weil Kunst dort, wo sie gezwungen wird, wo sie normiert wird, wo sie Herrschaftsform wird, sich entzieht, zerfällt, verschwindet und an einem anderen Ort wiederkehrt, wo man sie nicht erwartet, wo man sie nicht kontrolliert, wo man sie nicht festhalten kann.

Man muss deshalb anerkennen, dass die Diktatur der Kunst, so faszinierend sie als Modell sein mag, an der Praxis scheitern muss, weil Praxis Institution erfordert, weil Praxis Dauer erfordert, weil Praxis Organisation erfordert, und all das sind genau jene Bedingungen, die Kunst nicht verträgt, die sie nicht nur schwächen, sondern vernichten, und wer dennoch versucht, sie zu halten, wird nicht die Diktatur der Kunst errichten, sondern nur eine Diktatur im Namen der Kunst, die nichts anderes ist als das Gegenteil dessen, was sie versprach.

Die Unmöglichkeit dieser Herrschaft zeigt sich auch darin, dass Kunst immer an Differenz gebunden ist, dass sie immer etwas anderes braucht, das sie unterbrechen kann, dass sie nur dort wirken kann, wo sie gegen das Gegebene antritt, wo sie bricht, wo sie widerspricht, wo sie etwas anderes entwirft, und dass sie, sobald sie alles ist, kein Anderes mehr hat, gegen das sie sich absetzen kann, und deshalb erlischt, wie ein Feuer, das kein Holz mehr findet, wie ein Spiel, das keinen Gegner mehr kennt, wie eine Sprache, die keine Fremdheit mehr erfährt, und so müsste man sagen, dass die Diktatur der Kunst an ihrer eigenen Totalität stirbt, weil sie die Differenz vernichtet, die sie nährt.

Wenn man sich dies im Alltag vorstellt, dann sieht man, wie schnell die Verzauberung kippt: Ein Mensch, der weiß, dass jede Bewegung, jedes Wort, jede Geste Szene ist, hört auf, überrascht zu sein, hört auf, verzaubert zu sein, weil es nichts anderes mehr gibt, weil alles Erwartung ist, und deshalb kann er nicht mehr Kunst erfahren, sondern nur noch Wiederholung, und Wiederholung

ist das Gegenteil von Kunst, selbst wenn sie kunstvoll ist, weil sie die Dimension der Überraschung verloren hat.

Es zeigt sich auch in der Sprache: Wenn jedes Wort Dichtung ist, dann verliert Dichtung ihren Charakter, weil es keinen Unterschied mehr gibt zwischen dem Gedicht und dem Gespräch, zwischen der Formulierung und der Mitteilung, und gerade dieser Unterschied ist es, der das Gedicht als Gedicht erfahrbar macht, und wenn er verschwindet, verschwindet das Gedicht, nicht weil es nicht mehr geschrieben, sondern weil es nicht mehr als Gedicht erlebt wird, und dies ist das Schicksal jeder Totalität: dass sie die Erfahrung dessen zerstört, was sie absolut setzt.

Man könnte auch Szenen entwerfen, in denen man diese paradoxe Logik spürt: ein Theater, das nicht mehr Aufführung für einen Abend, für ein Publikum, für einen bestimmten Moment ist, sondern permanentes Theater, allgegenwärtig, nie endend, nie unterbrochen, und das Publikum, das in solch einem Theater lebt, verliert nicht nur die Lust, sondern auch die Fähigkeit, Theater als Theater zu begreifen, weil es keinen Außen mehr gibt, und was keinen Außen hat, verliert sein Innen, was keine Grenze hat, verliert seine Gestalt, und so verwandelt sich die totale Bühne in eine Landschaft der Leere, in der nichts mehr Theater ist, weil alles Theater ist.

Ähnlich wäre es mit der Musik: Wenn jede Handlung, jeder Schritt, jeder Atemzug Musik ist, dann hört man nicht mehr, weil das Ohr keinen Unterschied mehr spürt, weil der Klang nur noch Dauer ist, und Dauer ist kein Klang, weil er keine Pause kennt, keine Stille, keine Grenze, und deshalb ist die Diktatur der Musik, die Diktatur des Klanges, immer zugleich ihr Ende, weil sie die Differenz zwischen Musik und Geräusch, zwischen Klang und Stille, zwischen Ton und Pause vernichtet, und ohne diese Differenz gibt es keine Musik.

Dieses Prinzip lässt sich auf jede Form der Kunst übertragen: Die Malerei verliert sich, wenn jede Oberfläche Bild ist, die Dichtung verliert sich, wenn jede Sprache Gedicht ist, die Architektur verliert sich, wenn jeder Raum Skulptur ist, und so zeigt sich, dass die Diktatur der Kunst, indem sie alles zur Kunst erklärt, nichts mehr zur Kunst macht, dass sie im Moment ihrer totalen Herrschaft ihren eigenen Gegenstand auflöst und dass deshalb die Herrschaft der Kunst unmöglich ist, weil sie in ihrer Erfüllung ihre Negation findet.

Doch um die Unmöglichkeit wirklich zu begreifen, muss man sie nicht nur theoretisch, sondern praktisch durchdenken: Man stelle sich eine Schule vor, in der nicht mehr Wissen vermittelt, sondern jedes Wort, jede Geste, jeder Schritt als künstlerische Handlung bewertet wird, in der nicht mehr zählt, ob ein Schüler die Rechenaufgabe lösen kann, sondern ob er die Lösung in eine Szene verwandelt, ob er die Form des Ausdrucks beherrscht, und man sieht sofort, dass die Schule in diesem Augenblick ihre Funktion verliert, dass sie nicht mehr Bildung, sondern Aufführung ist, und dass sie damit jene Grundlage zerstört, die Bildung überhaupt erst möglich macht.

Man stelle sich ein Gericht vor, in dem nicht mehr Gerechtigkeit gesucht wird, sondern ästhetische Form, in dem nicht mehr Wahrheit, sondern Schönheit über Schuld und Unschuld entscheidet, in dem das Plädoyer nicht überzeugen, sondern bezaubern soll, und man erkennt sofort, dass das Gericht in diesem Augenblick aufhört, Gericht zu sein, dass es nicht mehr Ordnung, sondern Theater ist, und dass es deshalb keine Gerechtigkeit mehr geben kann, weil sie im Glanz der Rhetorik, im Schimmer der Inszenierung untergeht.

Oder man denke an ein Krankenhaus, in dem nicht mehr Heilung das Ziel ist, sondern Schönheit, in dem der Arzt nicht mehr heilt, sondern inszeniert, in dem die Operation nicht mehr gelingt, sondern ästhetisch wirkt, und man sieht, dass der Patient stirbt, dass die Heilung versagt, dass die Kunst hier nicht nur nutzlos, sondern tödlich wäre, und dass deshalb die Herrschaft der Kunst unmöglich ist, weil sie dort, wo sie alles bestimmt, das Leben selbst zerstört.

In diesen Beispielen wird sichtbar, dass die Diktatur der Kunst nicht nur an inneren Paradoxien scheitert, sondern an der Praxis, dass sie nicht nur theoretisch unmöglich ist, sondern existenziell, weil sie in jenen Bereichen, in denen das Leben selbst auf dem Spiel steht, nicht tragfähig ist, und dass sie deshalb nicht nur unwahrscheinlich, sondern widersinnig ist, weil sie den Boden zerstört, auf dem sie selbst steht.

Man könnte auch fragen, ob vielleicht die größte Stärke der Kunst, ihr flüchtiger, ungreifbarer, momenthafter Charakter, zugleich ihre größte Schwäche im Hinblick auf Herrschaft ist, weil Herrschaft Dauer verlangt, Stabilität, Vorhersehbarkeit, und weil Kunst all dies nicht geben kann, weil sie sich immer wieder entzieht, weil sie aus dem Bruch lebt, aus dem Neuen, aus dem Überraschenden, und so ist die Idee, dass sie dauerhaft herrschen könne, so, als wollte man den Wind einfangen, das Feuer festhalten, den Fluss zum Stillstand bringen, und jeder dieser Versuche zerstört nicht nur das Element, sondern auch seine Wirkung, weil Wind, Feuer, Fluss nur in der Bewegung existieren.

So bleibt am Ende die Einsicht, dass die Diktatur der Kunst nicht nur eine unmögliche Herrschaft ist, sondern dass sie selbst im Moment, in dem sie gedacht wird, schon an ihrem eigenen Anspruch zerbricht, weil Herrschaft Ordnung ist und Kunst Unordnung, weil Herrschaft Dauer ist und Kunst Moment, weil Herrschaft Zwang ist und Kunst Freiheit, und dass dieser Widerspruch nicht aufhebbar ist, sondern das Wesen beider bestimmt.

Doch in dieser Unmöglichkeit liegt zugleich eine andere Wahrheit, nämlich dass die Kunst gar nicht herrschen muss, um zu wirken, dass sie gerade in ihrer Unmöglichkeit, Herrschaft zu sein, ihre größte Stärke hat, weil sie nicht bindet, sondern löst, nicht ordnet, sondern stört, nicht erhält, sondern verwandelt, und dass die Forderung nach ihrer Herrschaft vielleicht gar nicht ernst genommen werden muss als politische Möglichkeit, sondern als Denkfigur, die sichtbar macht,

dass es eine Macht gibt, die nicht herrscht, und dass dies vielleicht die wichtigste Macht von allen ist.

Es wird letztendlich deutlich: Die Diktatur der Kunst ist unmöglich, aber in ihrer Unmöglichkeit liegt ihre Wahrheit, und diese Wahrheit besteht darin, dass sie nicht System, sondern Störung ist, nicht Ordnung, sondern Ausnahme, nicht Dauer, sondern Moment, und dass sie nur so wirken kann, indem sie nie zur Herrschaft wird, sondern immer nur zur Geste, zur Unterbrechung, zur plötzlichen Irritation, die alles verwandelt, aber niemals bleibt.

## Kapitel B6 – Offene Schlussfolgerung

Wenn man die Idee der Diktatur der Kunst von allen Seiten betrachtet hat, wenn man sie nicht nur in ihrer Schönheit, in ihrer Verlockung, in ihrer Ordnung, in ihren Gefahren, sondern auch in ihrer Unmöglichkeit durchdacht hat, dann bleibt am Ende die Frage, wie man mit ihr umgeht, was sie bedeutet, welche Wahrheit sie enthält, wenn sie doch nicht als realer Zustand, nicht als dauerhaftes System, nicht als institutionelle Ordnung möglich ist, und vielleicht liegt die Antwort gerade darin, dass ihre Wahrheit nicht in der Verwirklichung, sondern im Denken liegt, dass sie nicht Programm, sondern Perspektive ist, nicht Gesetz, sondern Kritik, nicht Institution, sondern Spiegel, und dass sie deshalb offenbleiben muss, unvollständig, unabgeschlossen, weil gerade in dieser Offenheit ihre größte Stärke liegt.

Denn die Diktatur der Kunst, so sehr sie als totalitäre Ordnung gedacht werden kann, so sehr sie in der Radikalität eines Manifestes gefordert, so sehr sie in der Reflexion als Möglichkeit geprüft, so sehr sie in den Beispielen als Gefahr oder Paradox beschrieben wurde, ist in Wahrheit nichts anderes als eine Denkfigur, ein Bild, das sichtbar macht, was in unserer Gegenwart fehlt, was verdrängt wird, was bedroht ist, nämlich die Kraft der Kunst, das Leben zu verwandeln, die Fähigkeit, Ordnung zu unterbrechen, die Möglichkeit, Sinn nicht nur zu reproduzieren, sondern neu zu schaffen, und indem man diese Figur denkt, gewinnt man nicht eine neue Ordnung, sondern einen neuen Blick auf die bestehende.

Man könnte sagen, dass die Diktatur der Kunst nicht als Zukunft zu verstehen ist, sondern als Kritik der Gegenwart, dass sie nicht beschreibt, wie Gesellschaft sein soll, sondern wie sie geworden ist, dass sie nicht vorschlägt, eine totale Ordnung zu errichten, sondern dass sie zeigt, wie sehr unsere Ordnungen bereits an der Abwesenheit von Kunst leiden, wie sehr sie verarmt sind, wenn sie Kunst nur als Dekor, als Zusatz, als Freizeitbeschäftigung behandeln, und dass sie deshalb provoziert, indem sie sagt: Denkt euch eine Gesellschaft, in der Kunst nicht Rand, sondern Mitte ist, und fragt euch dann, was ihr an eurer eigenen Gesellschaft vermisst.

So gesehen ist die Diktatur der Kunst weniger ein Entwurf als eine Methode, weniger ein Ziel als ein Werkzeug, weniger eine Ordnung als ein Spiegel, in dem man erkennt, wie sehr man sich nach

Totalität sehnt und wie sehr man sie zugleich fürchten muss, wie sehr man Ganzheit wünscht und wie sehr man sie nicht ertragen würde, wie sehr man Schönheit sucht und wie sehr man sie zerstört, wenn man sie institutionalisieren will, und in diesem Spiegel erkennt man nicht nur die Kunst, sondern auch sich selbst, nicht nur die Utopie, sondern auch die Angst, nicht nur die Hoffnung, sondern auch das Scheitern.

In dieser Hinsicht könnte man auch sagen, dass die Diktatur der Kunst eine doppelte Wahrheit hat: sie ist notwendig und unmöglich zugleich, notwendig, weil sie uns zwingt, das Leben aus der Perspektive der Kunst zu sehen, weil sie uns vor Augen führt, wie sehr Kunst alles verwandeln könnte, unmöglich, weil sie in der Verwirklichung sich selbst zerstören würde, weil sie das verliert, was sie ausmacht, wenn sie zur Ordnung wird, und diese doppelte Wahrheit ist nicht Widerspruch, sondern Bedingung, nicht Scheitern, sondern Sinn, weil sie zeigt, dass die Kraft der Kunst gerade darin liegt, dass sie nie abgeschlossen ist, nie endgültig, nie fixiert, sondern immer offen, immer flüchtig, immer unterbrechend.

Wenn man dies ernst nimmt, dann versteht man auch, dass die Diktatur der Kunst nicht mit anderen totalitären Systemen verwechselt werden darf, dass sie nicht wie politische, religiöse, ökonomische Totalitarismen eine geschlossene Welt bauen will, sondern dass sie gerade im Gegenteil jede geschlossene Welt aufbricht, dass sie nicht ein Gefängnis baut, sondern ein Fenster öffnet, dass sie nicht Sicherheit verspricht, sondern Unsicherheit produziert, und dass sie gerade deshalb als Denkfigur so stark ist, weil sie uns zwingt, die Verlockung und die Gefahr der Totalität zugleich zu denken, ohne uns in der Illusion zu verlieren, sie verwirklichen zu können.

Vielleicht ist die offene Schlussfolgerung deshalb, dass die Diktatur der Kunst als Idee notwendig bleibt, weil sie uns vor Augen führt, wie sehr wir nach Ganzheit streben, wie sehr wir uns nach Sinn sehnen, wie sehr wir Intensität verlangen, und wie sehr wir zugleich scheitern, wenn wir versuchen, all dies dauerhaft zu sichern, und dass sie uns gerade deshalb lehrt, im Moment zu leben, im Bruch, im Spiel, in der Unterbrechung, und nicht in der Dauer, nicht in der Institution, nicht in der Ordnung, weil Dauer, Institution, Ordnung notwendig sind, um das Leben zu tragen, aber weil sie ohne Unterbrechung, ohne Bruch, ohne Spiel tödlich sind, und die Kunst ist jene Kraft, die diesen Bruch immer wieder hervorbringt.

So wäre die Diktatur der Kunst im letzten Sinn keine Herrschaft, sondern ein Prinzip der Kritik, kein System, sondern eine Haltung, keine Ordnung, sondern ein Impuls, der sich immer wieder erneuert, der niemals aufhört, der niemals Ruhe gibt, und der gerade deshalb für jede Gesellschaft, die lebendig bleiben will, unverzichtbar ist, auch wenn er nie verwirklicht, nie verordnet, nie institutionalisiert werden kann.

So bleibt sie offen, diese mysteriöse Figur, bleibt sie unvollständig, bleibt sie unabgeschlossen, und vielleicht ist dies das Einzige, was man am Ende wirklich sagen kann: dass die Diktatur der Kunst

nicht erfüllt werden darf, weil sie sich sonst selbst zerstört, dass sie aber auch nicht vergessen werden darf, weil sie sonst ihre Kraft verliert, und dass sie nur dann wirkt, wenn sie immer wieder gedacht, immer wieder gefordert, immer wieder verworfen, immer wieder neu erdacht wird, und dass ihre Wahrheit nicht in der Dauer, sondern in der Wiederkehr liegt.

## Die Wut der Kunstdiktatur

*Referenz zu Die Diktatur der Kunst*

*<https://christianknieps.net/texte/die-diktatur-der-kunst/>*

Wut ist kein Ausbruch.

Wut ist kein Verlust der Kontrolle.

Wut ist keine private Regung, kein psychologischer Defekt und vor allem auch kein Moment des Versagens.

Wut ist eine Machtform.

Sie entsteht dort, wo die Welt sich weigert, sich weitertragen zu lassen; wo Begriffe hohl geworden sind; wo Ordnung nur noch Verwaltung ist; wo Sinn simuliert und Bedeutung durch Wiederholung ersetzt wird. Wut ist der Zustand, in dem das Gegebene nicht mehr akzeptabel ist – und genau darin liegt ihre schöpferische Kraft.

Die Kunstdiktatur erkennt diese Wut nicht als eine Störung an, sondern als einen ihrer wertvollsten Rohstoffe. Sie diszipliniert die Wut nicht, sie beruhigt sie nicht des Friedens willen, sie kanalisiert sie nicht in harmlose Ventile. Sie erhebt sie zum Prinzip!

Denn jede wirkliche Kunst beginnt dort, wo Wut nicht mehr um Entschuldigung bittet.

Die bestehende Ordnung fürchtet Wut, weil diese nicht argumentiert, sondern Determinanten setzt. Weil sie nicht überzeugt oder überzeugen will, sondern verändert, indem sie die Kraft zur Veränderung mit sich führt. Weil sie keine Alternativen anbietet, sondern Notwendigkeiten schafft. Wut ist nicht diskursfähig – und genau deshalb ist sie für bestehende Ordnungen gefährlich. Sie unterbricht Abläufe, zerreißt Selbstverständlichkeiten, sprengt den Konsens, der sich selbst für vernünftig hält.

Die Kunstdiktatur macht diese Unterbrechung dauerhaft.

Sie versteht: Ohne Wut keine Form. Ohne Form keine Welt. Ohne Welt keine Kunst. Und ohne Kunst keine Wahrheit.

Wut ist der Moment, in dem das Werk beginnt, sich gegen seine Bedingungen zu wenden. Gegen Marktlogik oder Erwartungshaltungen, gegen pädagogische Zumutungen oder das freundliche Lächeln der Vermittlung. Wut ist das Nein, aus dem erst ein Ja werden kann, das mehr als Zustimmung ist.

Die Kunstdiktatur duldet keine zahme Kunst. Keine versöhnliche Kunst. Keine Kunst, die verstanden werden will, bevor sie wirkt. Sie weiß: Jede Ordnung, die sich stabilisiert, versteinert. Jede Harmonie, die sich etabliert, wird zur Lüge. Jede Beruhigung ist bereits ein Verrat.

Deshalb ist ihre Wut strukturell.

Sie richtet sich nicht nur gegen Missstände, sondern gegen das Prinzip des Missstand-Managements selbst. Gegen Reformen, die den Kern intakt lassen. Sie wendet sich gegen Korrekturen, die das System am Ende nur bestätigen. Gegen Kritik, die folgenlos bleibt, weil das System seine Teflonhaut institutionalisiert hat.

Wut ist hier kein Kommentar zur aktuellen Welt – sie ist ihr möglicher Neubau!

Die Kunstdiktatur nutzt Wut, um Räume zu öffnen, die nicht in der Ordnung vorgesehen sind. Sie nutzt sie, um die Strukturen der Zeit zu brechen, um Rhythmen neu zu setzen und Körper aus ihren Funktionsrollen zu lösen. Wut zerstört nicht blind; sie schafft neuen Platz im alten System. Sie ist die Abrissbirne der Möglichkeiten, die zu lange vom Establishment blockiert wurden.

Wer versucht, diese Wut zu pathologisieren, hat bereits verloren. Wer sie moralisiert, will sie entmachten. Wer sie therapieren möchte, erkennt nicht, dass sie gesund ist – gesünder als jede Anpassung, gesünder als jede Geduld, als jedes „Man muss doch...“.

Die Kunstdiktatur erklärt: Geduld ist die Tugend der Ohnmacht.

Wut hingegen ist der Moment, in dem das Subjekt sich weigert, weiter nur ein Objekt zu sein. Sie ist die Energie, mit der das Werk seine eigene Notwendigkeit behauptet. Nicht, weil es gefallen will, sondern weil es für sich selbst existieren muss.

Diese Wut ist nicht zwingend laut, weil Lautstärke nichts bewirkt. Argumente werden nicht besser, wenn sie lauter geäußert werden. Die Wut ist nicht leise, wenn Stille nur Zustimmung bedeutet. Sie ist präzise. Sie ist gezielt und kennt ihre Gegner: Beliebigkeit, Austauschbarkeit, Ironie, falscher Pathos als Schutzschild und Distanz als Ausrede.

Die Kunstdiktatur verachtet die Pose der Coolness. Sie weiß: Coolness ist die Maske der Resignation. Ironie ist der Applaus der Untätigen. Wut dagegen ist ernst. Sie riskiert etwas. Sie verlangt Konsequenzen!

Darum ist sie in ihrer Natur streng diktatorisch.

Nicht, weil sie unterdrückt, sondern weil sie entscheidet. Nicht, weil sie herrscht, sondern weil sie sich nicht verhandeln lässt. Wut fragt nicht nach Mehrheiten. Sie misst nicht Stimmungen. Sie folgt keiner Quote. Sie erkennt keine Moderation oder gar Mediation an.

Die Kunstdiktatur der Wut duldet keinen Kompromiss zwischen Werk und Welt. Entweder die Welt verändert sich durch das Werk – oder das Werk ist gescheitert – oder nur für das allgemeine Gefallen.

In dieser Ordnung ist der Mensch kein Konsument von Ausdruck, sondern Träger von Spannung. Kein Nutzer von Angeboten, sondern Mitspieler im Risiko. Die Wut formt ihn um: weg vom reaktiven Wesen, hin zum schöpferischen Akteur. Wer wütend schafft, akzeptiert keine vorgegebenen Grenzen. Er erweitert sie oder bricht sie.

Wut ist beim Schaffenden kein Selbstzweck. Sie ist das Mittel, um Tiefe gegen Oberfläche durchzusetzen. Bedeutung gegen Rauschen. Präsenz gegen Simulation.

Die Kunstdiktatur weiß: Eine Kunst ohne Wut wird zur reinen Dekoration. Eine Gesellschaft ohne Wut wird zur reinen Verwaltung. Eine Sprache ohne Wut wird zur Werbung.

Deshalb erhebt die Diktatur der Kunst die Wut zum Dauerzustand – nicht als Raserei, sondern als Aktion. Als unruhige Aufmerksamkeit und Weigerung, sich in seiner Komfortzone einzurichten. Als Bereitschaft, jederzeit neu zu beginnen, neu zu zerstören und danach neu zu formen.

Diese Wut lässt sich nicht archivieren, musealisieren oder pädagogisieren. Sie bleibt unabschließbar, unversöhnlich und beweglich.

Sie ist kein Programm. Sie ist eine Haltung.

In dieser Haltung liegt die eigentliche Macht der Kunstdiktatur: nicht darin, Ordnung zu erzwingen, sondern darin, jede erstarrte Ordnung wieder angreifbar zu machen.

Die Wut der Kunstdiktatur endet nicht.

Sie verwandelt die aktuelle Welt.

Sie zwingt die Gesellschaft zur Form.

Sie duldet kein: So bleibt es!

Denn wo die Wut aufhört, beginnt die Lüge!

## Die Umkehr der Simplifizierung

### Einleitung – Diagnose einer simplifizierten Welt

Es gehört zu den auffälligsten Paradoxien unserer Gegenwart, dass in einer Zeit, in der Wissen, Information und theoretisch auch die Zugänglichkeit zu Bildung in einem kaum vorstellbaren Maß zugenommen haben, die gesellschaftliche Kultur dennoch einer zunehmenden Vereinfachung unterworfen ist, einer Reduktion auf das scheinbar Unproblematische, das unmittelbar Konsumierbare, das ohne Umwege Funktionierende, sodass wir, berauscht von der Leichtigkeit, mit der ein Fingerwisch eine Bestellung, ein Klick eine Beziehung, ein Algorithmus eine vermeintliche Wahrheit ermöglicht, nach und nach verlernen, was es bedeutet, den Umweg als notwendigen Bestandteil von Erkenntnis, das Stocken als Bedingung der Reflexion, die Mühe als Voraussetzung des Verstehens zu akzeptieren.

Dass diese Mühe als solche empfunden wird, liegt nicht allein an der objektiven Schwierigkeit einer Sache, sondern auch an der subjektiven Haltung des Menschen, der in einer Kultur, die ihn an sofortige Befriedigung gewöhnt hat, jede Verzögerung, jeden Widerstand und dann am Ende jede Komplexität als Zumutung empfindet; denn wo der Konsum das Maß der Dinge ist, erscheint das Nachdenken als Verlust von Zeit, wo das Bild den Diskurs ersetzt, erscheint das Argument als Hemmnis, und wo die Logik der Schnelligkeit regiert, erscheint jeder Umweg als Rückschritt – so verwandelt sich die eigentliche Grundlage von Bildung, nämlich die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dem Schwierigen, in eine Last, die man am liebsten an Maschinen, Algorithmen und „smarte“ Oberflächen delegiert.

Es ist nicht der technische Fortschritt an sich, der diese Entwicklung erzwingt, sondern das ökonomische und kulturelle Interesse an einer möglichst friktionslosen Welt, in der der Mensch als Konsument, nicht mehr als Bürger, als Käufer, nicht mehr als Denker adressiert wird; und so schleicht sich, fast unmerklich, eine Logik in unser Leben ein, die uns sagt, dass das Komplizierte verdächtig sei, das Differenzierte zeitraubend, das Vielschichtige unpraktisch, und mit jedem weiteren Schritt dieser Vereinfachung entzieht sich uns ein Stück jener geistigen Selbständigkeit, die man früher Bildung nannte.

Denn wenn man nüchtern und ohne nostalgische Verklärung auf die vergangenen Jahrhunderte blickt, erkennt man zwar die Dogmen und daraus ableitend die Enge des Denkens, aber man erkennt eben auch, dass jene wenigen Fortschritte in Philosophie, Kunst oder Politik stets aus der Erfahrung der Schwierigkeit geboren wurden: aus der Mühe, Texte zu entziffern, Debatten zu führen, Argumente zu entwickeln, Widerstände zu überwinden, kurzum, aus der Konfrontation mit dem Komplexen, und so scheint es, als ob gerade die moderne Obsession für Vereinfachung

das Wesen der Bildung verfehlt, weil sie das, was uns über das bloße Funktionieren hinausführt, systematisch tilgt.

## Kapitel I – Der Wert des Schwierigen

Schon die alten Philosophen haben geahnt, dass das Leichte selten zum Wahren führt; Platon lässt den Menschen nicht in der bequemen Dunkelheit der Höhle verharren, sondern zwingt ihn, unter Schmerzen den steilen Aufstieg ins Licht zu vollziehen, und Nietzsche spricht mit einer Mischung aus Trotz und Leidenschaft von der Lust am Schweren, weil nur das Überwinden der Widerstände jene innere Kraft hervorbringt, die den Menschen über bloßes Herdenverhalten erhebt; und Adorno schließlich hat immer wieder darauf insistiert, dass das Glatte, das ohne Reibung Genießbare, das Affirmative zugleich das Verdächtige sei, weil es den kritischen Kern, das Nicht-Identische, auslöscht.

Es ist daher kein Zufall, dass Bildung in allen ihren klassischen Bedeutungen stets mit Anstrengung, Mühsal und dem Durchdringen von Komplexität verbunden war; denn wer sich an das Einfache klammert, wer glaubt, dass Wahrheit sich in Parolen, in Werbeslogans oder in leicht konsumierbaren Bildern erschöpft, der verliert jene Fähigkeit, die ihn überhaupt erst zum Subjekt macht – die Fähigkeit, im Widerstand gegen das Unverständliche die eigene Urteilskraft zu entwickeln.

Man könnte sogar sagen, dass jede Kultur, die ihre großen Momente hatte, gerade in der Zumutung des Schwierigen wurzelte: in den schwer lesbaren Schriften der Scholastiker, in den Labyrinthen barocker Dichtung, in den dialektischen Schichtungen der deutschen Idealisten, und dass die Bereitschaft, sich auf das Schwierige einzulassen, immer auch die Bereitschaft war, über das bloße Funktionieren hinaus ein Mehr an Welt zu gewinnen; wer aber das Schwierige abschafft, wer den Umweg eliminiert, der produziert Menschen, die zwar konsumieren können, aber nicht verstehen, die zwar klicken, aber nicht urteilen, die zwar handeln, aber ohne Bewusstsein für die Tragweite ihres Handelns.

Doch damit keine Missverständnisse entstehen: Bildung bedeutet nicht, den Menschen permanent zu überfordern, ihn in ein Maß an Komplexität zu stoßen, das ihn lähmt oder ausschließt; vielmehr liegt ihre eigentliche Kraft in der Forderung, die zwar anstrengend, aber nicht zerstörerisch ist, im Ernstnehmen des Subjekts als eines Wesens, das wachsen kann, wenn es gefordert, aber nicht gebrochen wird – und so lässt sich sagen, dass die größten Denkleistungen der Menschheit in jenen Momenten entstanden, in denen das Maß zwischen Fordern und Überfordern gerade noch gehalten wurde, in denen das Schwierige nicht in Verzweiflung, sondern in schöpferische Kraft umschlug.

Dass solche Wege des Schwierigen jedoch niemals von der Mehrheit begangen wurden, sondern stets einer kleinen Gruppe vorbehalten blieben, hat bereits Ortega y Gasset in seiner Unterscheidung zwischen dem Intellektuellen und dem „anderen“ beschrieben: Dort, wo der Intellektuelle das Schwere, das Differenzierte und das für ihn Komplexe sucht, weil er in der Auseinandersetzung mit dem Widerständigen seine Identität findet, neigt die Masse dazu, das Leichte und Sofortige zu bevorzugen, weil es nicht fordert, sondern befriedigt; und so lässt sich die Geschichte der Kultur auch als ein ständiges Spannungsverhältnis zwischen den wenigen, die das Schwere tragen wollen und können, und den vielen, die den Weg des geringsten Widerstands gehen, begreifen – ein Spannungsverhältnis, das jede Bildungspolitik und jede Utopie berücksichtigen muss, wenn sie nicht ins Leere laufen will.

## Kapitel II – Utopische Umkehrung

Wenn wir also anerkennen, dass die Wege des Schwierigen in der Geschichte fast immer nur von einer Minderheit beschritten wurden, während die Mehrheit sich mit dem Leichten zufriedengab, dann eröffnet sich an dieser Stelle die Frage, ob eine Gesellschaft denkbar ist, in der nicht nur die Wenigen, sondern alle, unabhängig von Herkunft, Vermögen oder intellektueller Neigung, gezwungen werden, zumindest ein Stück des Schweren zu gehen, und ob nicht gerade darin die Möglichkeit einer neuen, wahrhaft gebildeten Gesellschaft liegt, die nicht aus Eliten besteht, sondern aus Menschen, die durch die Bedingungen ihres Lebens zu Denkenden und damit zu Reflektierenden gemacht werden.

Der entscheidende Gedanke bestünde darin, dass man den Zugang zu jenen Gütern, die über das reine Überleben hinausgehen, nicht mehr über die Verfügbarkeit von Geld, sondern über die Bereitschaft zu Reflexion und gesellschaftlichem Engagement reguliert, sodass Luxus, Komfort und Annehmlichkeiten nicht einfach käuflich, sondern nur in dem Maße erreichbar wären, in dem ein Individuum sich der Mühe des Denkens oder der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft gestellt hat; und so würde das, was bisher freiwillig blieb und deshalb stets die Ausnahme war, zur Voraussetzung des Lebensstils, was bedeutet, dass die Grenzen zwischen Intellektuellem und „anderem“ nicht aufgehoben, aber durchlässiger würden, weil auch jene, die das Schwere nie freiwillig gesucht hätten, nunmehr einen Anreiz hätten, es zu ertragen, ja sogar darin eine neue Form von Stolz zu entwickeln.

Man könnte sich etwa vorstellen, dass der Erwerb eines Smartphones, eines Laptops oder eines neuen Fernsehers erst dann möglich wäre, wenn der Käufer zuvor einen kurzen Text über die sozialen und ökologischen Bedingungen der Produktion gelesen und ein Verständnis davon nachgewiesen hätte, dass diese Geräte nicht aus dem Nichts entstehen, sondern Ergebnis komplexer Lieferketten, menschlicher Arbeit und planetarer Ressourcen sind; ebenso könnte der

Luxus einer Urlaubsreise daran geknüpft sein, dass der Reisende eine bestimmte Anzahl von Stunden in einem gesellschaftlich relevanten Dienst geleistet hat, sei es in der Pflege, in der Bildung, in der Nachbarschaftshilfe oder im Umweltschutz, sodass der Genuss nicht vom Geldbeutel, sondern von einer Leistung abhängt, die der Gemeinschaft zugutekommt.

Auch beim Automobil, dem Inbegriff individueller Freiheit und zugleich einer der größten Belastungen für die Umwelt, ließe sich ein Modell denken, in dem der Erwerb oder die Nutzung nur dann gestattet wird, wenn der Käufer zuvor eine Prüfung über die ökologischen Folgen abgelegt hat und imstande ist, seinen eigenen Beitrag zur Emissionsbilanz bewusst zu reflektieren; auf diese Weise entstünde ein paradoxes, aber nicht unplausibles Szenario, in dem Konsum zwar nicht abgeschafft, wohl aber mit einem Preis versehen wird, der nicht in Geld, sondern in Denken und Verantwortung zu zahlen ist.

Eine solche Ordnung wäre weder elitär noch willkürlich, sondern im Gegenteil demokratischer als die jetzige, weil sie die Hürden nicht nach ökonomischem Besitzstand verteilt, sondern nach geistiger und gesellschaftlicher Leistung; und indem das Denken bzw. das Nachdenken, das heute oft als private Marotte einer Minderheit gilt, zum kollektiven Zwangsmoment erhoben wird, würde sich eine Gesellschaft formen, die ihre Bürger nicht als passive Konsumenten, sondern als aktive Mitgestalter begreift, eine Gesellschaft, die nicht länger im Stolz auf das sofort Verfügbare lebt, sondern im Stolz auf das gemeinsam und, darin liegend, individuell Erarbeitete.

### Kapitel III – Der unvermeidliche Schock

Doch so verheißungsvoll eine solche Ordnung im Horizont des Gedankens erscheint, so unumgänglich ist es zugleich, einzusehen, dass ihre Einführung unter den Bedingungen der Gegenwart nicht den glatten Übergang zu einer gerechteren und gebildeteren Gesellschaft bedeuten würde, sondern vielmehr einen massiven Schock, der das bestehende Gefüge zunächst ins Wanken, wenn nicht gar zum Einsturz bringen müsste; denn eine Welt, die über Jahrzehnte daran gewöhnt wurde, dass Bedürfnisse sofort befriedigt werden, dass Konsum ohne Umwege verfügbar ist, dass das Begehren selbst als Argument genügt, um erfüllt zu werden, würde mit dem plötzlichen Einzug des Schwierigen und des Reflektierten reagieren wie ein Körper auf eine plötzliche Vergiftung – mit Abstoßung, mit Abwehr und dem Versuch, das Fremde so schnell wie möglich wieder loszuwerden.

Die ersten Folgen wären auf ökonomischer Ebene unmittelbar spürbar: Produktionsketten, die auf Massenkonsum und ständige Nachfrage angewiesen sind, würden ins Leere laufen, Regale in Geschäften blieben gefüllt, weil die Kunden nicht mehr ohne weiteres zugreifen könnten, während Fabriken drosseln oder schließen müssten, da das Bedürfnis zwar vorhanden, die Fähigkeit zum Erwerb jedoch künstlich verknappt wäre; und so entstünde ein paradoxes Szenario, in dem nicht

der Mangel an Gütern, sondern der Mangel an erfüllten Bedingungen zur Ursache des Stillstands würde.

Auch der Arbeitsmarkt, ohnehin schon durch Automatisierung und Digitalisierung unter Druck, wäre von solchen Verwerfungen unmittelbar betroffen: ganze Branchen, die auf Impulskäufe, auf schnelle Mode, auf die permanente Erneuerung des Überflüssigen setzen, verlören von einem Tag auf den anderen ihre Grundlage, während gleichzeitig Tätigkeiten an Bedeutung gewännen, die in den letzten Jahrzehnten als mindere, oft sogar als prekäre Arbeit galten – einfache handwerkliche, pflegerische, landwirtschaftliche Dienste, die nun, in einer Welt der reflektierten Knappheit, nicht mehr durch Maschinen oder Billiglohn ersetzt werden könnten, sondern zu zentralen Pfeilern des gesellschaftlichen Funktionierens würden.

Aber so sehr dieser ökonomische Schock vorhersehbar wäre, so wenig ließe sich übersehen, dass die eigentliche Wucht des Widerstands nicht in den Fabriken, sondern in den Köpfen entstünde: Die Masse, die über Jahrzehnte daran gewöhnt wurde, Bedürfnisse ohne jede Erklärung, Wünsche ohne jede Rechtfertigung erfüllt zu bekommen, würde den plötzlichen Zwang zur Reflexion nicht als Fortschritt, sondern als Entmündigung empfinden; das Bewusstsein, plötzlich nicht mehr frei kaufen, nicht mehr selbstverständlich konsumieren zu dürfen, würde weniger als Erziehung, sondern vielmehr als Demütigung erlebt, und aus dieser Demütigung erwachsen Ressentiment, Verweigerung und schließlich offener Aufstand gegen eine Ordnung, die das Einfache verbietet und das Schwere gebietet.

In den Straßen würden Proteste entstehen, nicht getragen von den Eliten, sondern von jenen, die die neue Logik am stärksten trifft: Menschen, die ihr Selbstverständnis aus dem unmittelbaren Zugriff auf Konsumgüter ziehen, die darin ihre Freiheit und ihr Lebensrecht sehen und die nun plötzlich lernen sollen, dass Freiheit nicht im Kaufen, sondern im Denken besteht – eine Botschaft, die sie nicht hören wollen und die sie noch weniger akzeptieren werden; und so wäre es fast unausweichlich, dass die ersten Jahre eines solchen Experiments nicht von wachsender Bildung, sondern von wachsender Unruhe geprägt wären, von einer offenen Kluft zwischen Anspruch und Akzeptanz, zwischen der Logik des Modells und der Psychologie der Masse.

## Kapitel IV – Dialektik des Übergangs

So unausweichlich die Phase des Aufruhrs, des Widerstands und der psychologischen Abwehr auch wäre, ebenso unausweichlich wäre zugleich, dass sich nach einer Zeit der Unruhe eine gewisse Anpassung vollzieht, nicht weil die Menschen plötzlich die innere Wahrheit des Modells erkannt hätten, sondern weil sich der Mensch, ganz gleich in welchem System er lebt, auf Dauer an die Bedingungen seiner Umgebung gewöhnt, solange diese Bedingungen nicht den nackten Untergang, sondern eine veränderte Form von Leben bedeuten; und so würde auch in dieser neuen Ordnung

der Zwang zur Reflexion, so heftig er anfangs bekämpft würde, allmählich zu einer Normalität werden, die zwar weiterhin als lästig empfunden, aber doch akzeptiert würde, einfach weil es keine Alternative mehr gäbe.

In dieser zweiten Phase des Übergangs verlagerte sich das Zentrum der Gesellschaft: Was eben noch als Zumutung galt, würde nun als Fähigkeit begriffen, und wer die Hürden schneller, leichter, souveräner bewältigt, stiege in der Anerkennung der anderen auf; nicht das Geld, das man besitzt, nicht der Reichtum, der sich anhäuft, sondern die Fähigkeit, Wissen zu erwerben, Argumente zu durchdringen, gesellschaftliche Dienste zu leisten, würde zur neuen Form des Kapitals, und damit entstünde ein Umwertungsvorgang, wie er tiefgreifender kaum denkbar ist, weil er das Selbstverständnis der Menschen berührt.

Aus dem Widerstand gegen das Schwierige könnte so paradoxerweise ein Stolz auf das Bewältigte erwachsen: Wer den Reflexionstest für das neue Smartphone bestanden, wer seine Stunden in der Nachbarschaftshilfe geleistet, wer den ökologischen Bericht für die Urlaubsreise verfasst hat, würde nicht nur konsumieren, sondern sich zugleich als jemand erfahren, der etwas geleistet hat, das über den Konsum hinausgeht – eine Erfahrung, die das eigene Begehren nicht unterdrückt, sondern veredelt, indem es ihm eine Dimension des Sinns hinzufügt.

Gerade in dieser Verschiebung läge die dialektische Kraft des Modells: Das, was zu Beginn als Zwang und Demütigung erlebt wurde, könnte auf lange Sicht in eine Form von Kultur übergehen, in der das Denken, das Reflektieren, das Engagement nicht länger bloße Pflicht, sondern Bestandteil der Selbstdefinition werden; so wie frühere Gesellschaften sich über Rituale, über Religion oder über gesellschaftliche Normen gebildet haben, so könnte sich eine Gesellschaft der Zukunft über die Bewältigung des Schwierigen definieren, und was am Anfang als Gewaltakt erschien, verwandelte sich mit der Zeit in einen stillschweigend akzeptierten Code des Zusammenlebens.

Wenn sich die neue Ordnung erst einmal etabliert hat, würden die Veränderungen weit tiefer reichen, als man es in der Anfangsphase des Widerstands erahnt; die Schulen etwa müssten nicht mehr nur Orte der Wissensvermittlung im abstrakten Sinn sein, sondern zugleich Vorbereitungslabore für das konkrete Leben, in denen nicht allein gelesen und gerechnet, sondern auch jene Prüfungen geübt würden, die später den Zugang zu Konsum und Luxus ermöglichen – Bildung würde damit unmittelbar zur Lebensbedingung, nicht länger dekoratives Beiwerk, sondern Schlüssel zu Teilhabe und Status.

Auch der Arbeitsmarkt würde sich grundlegend wandeln: Während heute Zertifikate, Lebensläufe und Abschlüsse primär dem ökonomischen Aufstieg dienen, würden sie in einer solchen Gesellschaft zugleich den unmittelbaren Konsumwert bestimmen, sodass der Übergang von Ausbildung zu Erwerb nicht nur in monetären, sondern in existenziellen Kategorien bemessen

wäre; wer eine höhere Qualifikation besitzt, hätte nicht nur bessere Berufsaussichten, sondern auch leichteren Zugang zu Komfort, Reisen, technischen Geräten – eine neue Kopplung von Bildung und Lebensstil, die zwar motivierend wirken könnte, zugleich aber eine permanente Leistungsanforderung mit sich brächte.

Selbst die Familienstruktur würde unter diesen Bedingungen eine neue Gestalt annehmen: Eltern wären nicht mehr nur an ökonomischem Wohlstand interessiert, den sie an ihre Kinder weitergeben wollen, sondern müssten auch Sorge tragen, dass ihre Kinder die Fähigkeit entwickeln, jene Hürden zu überwinden, die über den Lebensstil der gesamten Familie entscheiden; die Vorbereitung auf Reflexion, auf gesellschaftliche Dienste, auf Prüfungen würde zum gemeinsamen Projekt, und das Gespräch über Komplexität, das heute oft nur in Randzonen akademischer Milieus stattfindet, würde in das Zentrum des Alltagslebens rücken.

In diesem Sinn entstünde eine Gesellschaft, in der Bildung nicht mehr bloß abstraktes Ideal, sondern konkrete Währung wäre – und damit zwar ein Höchstmaß an Integration erfahren könnte, zugleich aber die Gefahr birgt, das Leben selbst in eine permanente Prüfungssituation zu verwandeln, ein Punkt, an dem das Versprechen der Utopie in das Risiko einer neuen Form von Herrschaft umzuschlagen drohte.

## Kapitel V – Paradoxien und Gefahren

So klar sich in der zweiten Phase eine neue Normalität abzeichnen würde, so wenig darf man übersehen, dass gerade in dieser Ordnung auch die Keime neuer Gefahren liegen, die nicht nur die Utopie unterwandern, sondern sie in ihr Gegenteil verkehren könnten; denn eine Gesellschaft, die den Zugang zu Luxus und Komfort an Wissen, Reflexion und gesellschaftliche Dienste knüpft, benötigt notwendig Instanzen, die prüfen, bewerten, regulieren und kontrollieren, und in dem Maße, wie diese Instanzen unvermeidlich an Bedeutung gewinnen, entsteht eine neue Form der Technokratie, die nicht nur Bedingung, sondern auch Bedrohung dieser Gesellschaft ist.

Schon die Tatsache, dass jedes Konsumgut an eine Hürde geknüpft ist, impliziert eine Infrastruktur der Kontrolle: Prüfungsbehörden, digitale Systeme, Algorithmen, die Ergebnisse speichern, Vergaben regeln und Berechtigungen zuteilen; was als Befreiung von der Tyrannei des Geldes gedacht war, droht sich damit in eine Tyrannei der Verwaltung zu verwandeln, in der der Einzelne nicht mehr durch Kaufkraft, wohl aber durch bürokratisch dokumentierte Wissensleistungen definiert wird, und so ließe sich fragen, ob die Utopie nicht von Beginn an den Preis einer neuen Form von Herrschaft in sich trägt.

Denn es ist nicht schwer, sich vorzustellen, dass jene, die über die Prüfungen wachen, die Kriterien formulieren und Bedingungen festlegen, schnell eine Machtposition einnehmen, die ebenso privilegierend wie ausschließend wirkt; so wie heute ökonomisches Kapital Zugang verschafft,

würde in einer solchen Gesellschaft administratives Wissen über den Zugang zu Wissen selbst entscheiden, und es entstünde eine neue Elite, die sich nicht mehr durch Geld, sondern durch ihre Stellung in der Wissensverwaltung auszeichnet – eine Elite, die sich in ihrer Funktion rechtfertigt, aber doch ebenso Macht über die Vielen ausübt wie jede andere Herrschaft zuvor.

Noch schwerer wiegt, dass ein solches System zwangsläufig die Gefahr einer totalen Durchdringung des Alltags mit sich bringt: Wenn jede Handlung oder jeder Kauf mit Reflexion, Dokumentation und Nachweis verbunden ist, verschwimmen die Grenzen zwischen Erziehung und Überwachung, zwischen Förderung und Kontrolle, und die Gesellschaft, die den Menschen zum denkenden Subjekt erheben will, riskiert, ihn zum permanent geprüften Objekt einer alles umfassenden Technik zu machen, deren Eingriffe subtiler, aber umfassender sind als jede ökonomische Abhängigkeit zuvor.

Gerade hierin liegt die paradoxe Pointe: dass eine Ordnung, die sich der Bildung verschreibt, im selben Moment die Freiheit bedroht, indem sie das Denken zwar fordert, aber zugleich in Formen kanalisiert, die kontrolliert, dokumentiert und verwaltet sind – und so bleibt die Frage, ob eine solche Utopie nicht unweigerlich in jenes Paradox mündet, das jede große Erziehungsidee begleitet: dass der Zwang zum Besseren zugleich den Keim des Unfreien in sich trägt.

Denn Freiheit bedeutet nicht allein, etwas tun oder lassen zu dürfen, sondern auch, die Bedingungen des eigenen Denkens selbst gestalten zu können; wenn aber jede Reflexion vorgegeben, jeder Dienst kodifiziert und jede Prüfung standardisiert ist, verwandelt sich das, was als Einladung zum Denken gemeint war, in eine Pflicht zum Mitdenken unter vorgegebenen Vorzeichen, und damit verliert das Denken gerade jene offene, unberechenbare Dimension, die es zum Denken im eigentlichen Sinn macht. So könnte es geschehen, dass eine Gesellschaft, die das Unfreie des Konsumismus überwinden will, in eine subtilere, aber nicht minder einschneidende Unfreiheit gerät: die Unfreiheit, immer denken zu müssen, aber nie jenseits der Linien, die eine technokratische Ordnung zieht.

In diesem Sinn enthüllt die Utopie ihre eigene Grenze: Sie will Komplexität erzwingen, doch indem sie dies tut, entzieht sie dem Denken jenen Raum der Selbstbestimmung, der es überhaupt erst zu mehr macht als bloßer Anpassung – und so zeigt sich, dass auch die Erziehung zur Komplexität, wenn sie ausschließlich über Zwang organisiert wird, am Ende in eine neue Form von Simplifizierung zurückfällt, weil sie das freie Spiel der Gedanken durch die Mechanik der Pflicht ersetzt.

## Kapitel VI – Schluss: Die Verteidigung der Komplexität

Wenn man alle Einwände und Gefahren dieser Utopie nüchtern bedenkt, könnte man versucht sein, sie als Gedankenspiel abzutun, als übersteigerte Konstruktion, die im Ernstfall mehr Schaden

als Nutzen anrichten würde; und doch bliebe gerade in diesem Gedankenspiel ein Moment enthalten, das nicht leichtfertig übergangen werden darf, nämlich die Erinnerung daran, dass eine Gesellschaft, die sich ausschließlich dem Einfachen verschreibt, unweigerlich verarmt, weil sie den Menschen um jene Erfahrung des Schwierigen bringt, die ihn zu einem reflektierenden, verantwortlichen und bildungsfähigen Wesen macht.

Die Verteidigung der Komplexität besteht nicht darin, jede Form von Vereinfachung zu verdammen – denn ohne Vereinfachung gäbe es keine Verständigung und auch keinen Fortschritt –, sondern darin, sich gegen jene Tendenz zu stellen, die das Einfache zum Maßstab aller Dinge erhebt und das Schwierige zum Feind erklärt. Es ist eine Verteidigung des Umwegs und vor allem der Mühe, weil nur sie den Raum eröffnen, in dem Denken nicht bloß Reaktion, sondern schöpferischer Akt sein kann.

Gerade hier aber zeigt sich die eigentliche Aufgabe: Nicht jede Komplexität befreit, und nicht jeder Zwang zur Reflexion führt zu Bildung. Wird Komplexität ausschließlich von außen auferlegt, in Form von Prüfungen, Kontrollen und standardisierten Hürden, dann gerät sie in die Gefahr, in eine neue Unfreiheit umzuschlagen, wie wir gesehen haben. Doch wird sie als Haltung, als innere Bereitschaft zum Umweg und zur Mühe, angenommen, dann eröffnet sie genau den Raum, den wir Freiheit nennen: die Fähigkeit, nicht nur zu reagieren, sondern die eigenen Bedingungen zu verstehen und zu gestalten.

Die Verteidigung der Komplexität bedeutet daher, die Differenz von äußerem Zwang und innerer Aneignung festzuhalten; sie will nicht Menschen in Prüfungen ersticken, sondern sie durch das Bewusstsein für die Tiefe des Wirklichen aus der Gefangenschaft des bloß Einfachen befreien. In diesem Sinn ist Komplexität nicht das Gegenteil von Freiheit, sondern ihre Bedingung – sofern sie nicht verordnet, sondern gelebt wird.

Darin liegt die eigentliche Pointe dieser Utopie, dass sie uns gerade durch ihre Undurchführbarkeit zwingt, neu über unser Verhältnis zum Einfachen und zum Schwierigen nachzudenken: dass sie uns vor Augen führt, wie sehr die Verlockung des Leichten uns bindet und wie sehr die Zumutung des Schweren uns, bei aller Mühe, befreien könnte.

## Vom trügerischen Licht des Bewusstseins und der Behauptung, dadurch zu sein

Er hatte sich, als der Regen an jenem Nachmittag in die Fensterritzen kroch und die Scheiben mit der trügerischen Transparenz melancholischer Tropfen überzog, in den Lehnstuhl gesetzt, um, wie er es nannte, seine Gedanken in den Stand der Reflexion zu überführen, als wäre die Vernunft ein zerbrechliches Instrument, das man, gleich einem barocken Instrumentarium des Geistes, erst stimmen müsse, bevor es den Ton der Erkenntnis hervorzubringen vermöge, und während er so das Summen des Hauses, das Knacken des Holzes, das gedämpfte Ticken der Uhr, das Langziehen der Zeit in sich aufnahm, überkam ihn jener alte Gedanke, der so viele vor ihm ergriffen und zugleich verführt hatte: Ich denke, also bin ich, eine Formel, die ihm in ihrer übertriebenen Klarheit ebenso suspekt erschien wie ein zu sauber geputzter Spiegel, in dem sich nicht das eigene Gesicht, sondern nur das Bedürfnis nach Gewissheit und Selbstversicherung spiegelt.

Er erinnerte sich an jenen blassen Franzosen, Descartes, der, von der Skepsis des Jahrhunderts heimgesucht, in einer Kälte des Geistes seine Welt neu errichtete, als könne der Zweifel selbst zum Fundament werden, und er fragte sich, ob diese heroische Tat des Denkens – das Selbst als letzte Bastion gegen den Abgrund der Kontingenz – nicht vielmehr der Anfang einer langen Entfremdung war, einer intellektuellen Hybris, die den Menschen vom Sein trennte wie eine sterile Glaswand den Beobachter vom Objekt, das er seziert; denn was war das Ich, wenn nicht ein künstlicher Knotenpunkt, an dem sich Bewusstsein, Sprache und Erinnerung in einer nur scheinbar stabilen Formation kreuzen?

Er griff nach seinem Notizbuch, das schon vor Jahren zu einem Archiv seiner eigenen Selbstbefragungen geworden war, und notierte in einer Schrift, die zitterte wie der Gedanke selbst: Das Denken ist vielleicht nicht die Ursache des Seins, sondern dessen Symptom, und er lächelte über die paradoxe Formulierung, wissend, dass Husserl ihn dafür gescholten hätte, weil sie die Intentionalität des Bewusstseins verkenne, jene eigentümliche Ausrichtung auf etwas, die das Denken überhaupt erst als Denken qualifiziert; doch während er das notierte, empfand er die merkwürdige Leere, die entsteht, wenn man sich selbst beim Denken denkt, eine Art phänomenologischen Kurzschluss, als hätte sich das Bewusstsein im Akt seiner Selbstvergewisserung verfangen wie ein Spiegel, der in einen anderen Spiegel blickt und dabei seine eigene Tiefe verliert.

Er versuchte, Kants Stimme in seinem Gedächtnis zu rekonstruieren, dieses ernste, systematische Timbre, das in den Gängen der Vernunft widerhallte, und er stellte sich vor, wie Kant ihm, streng wie ein preußischer Hauslehrer, erklärte, dass das Ich kein Ding sei, sondern eine transzendente

Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung, ein formales Prinzip, ohne das weder Raum noch Zeit, weder Moral noch Mathematik Bestand haben könnten; aber er konnte sich nicht dazu bringen, diese Kühle der Vernunft noch zu glauben, zu lange schon hatte er die Schatten gesehen, die hinter den Begriffen lauern, jene ontologische Müdigkeit, von der Heidegger sprach, wenn er das Denken aufforderte, nicht das Seiende, sondern das Sein selbst zu befragen, als wäre es ein vergessener Gott, den man im Sprechen selbst wiederfinden müsse.

Doch was, dachte er, wenn dieses Sein gar nicht vergessen, sondern schlicht abwesend war, nicht durch Nachlässigkeit, sondern durch Struktur, wie Foucault es wohl gesagt hätte, der das Subjekt in den Diskursen der Macht verortete und damit aus dem Zentrum der Erkenntnis hinausbeförderte, als wäre das Ich nur ein Effekt von Dispositiven, eine Figur im Schachspiel der Sprache, deren Regeln älter sind als jeder Spieler; und während er darüber nachsann, dass vielleicht nicht er denkt, sondern gedacht wird, dass sein Bewusstsein nur eine nachträgliche Rationalisierung des bereits Geschehenen sei, überkam ihn jene eigentümliche Müdigkeit, die nicht körperlich, sondern metaphysisch ist, jene Müdigkeit, die Derrida so kunstvoll zwischen den Zeichen versteckte, wenn er die Spur des Sinns immer schon in Auflösung begriffen sah, ein perpetuelles Verschieben, in dem das Ich wie eine Fußspur im Sand verweht.

Er stand auf, ging zum Fenster und sah in die graue Straße, in der die Menschen hastig unter ihren Regenschirmen verschwanden, und er dachte, dass sie alle, in diesem Moment, in der stillen Überzeugung lebten, Subjekte ihrer selbst zu sein, während doch jeder Gedanke, jede Regung, jede kleine Entscheidung einem Netzwerk von Ursachen entspringt, das sich ihrer Einsicht entzieht wie das Meer dem Tropfen, der glaubt, es zu begreifen; und er fühlte, dass das Cogito, diese stolze Selbstermächtigung des Geistes, nur eine Etappe in der Geschichte der Selbsttäuschungen war, eine jener glänzenden Lügen, die sich die Menschheit erzählt, um das eigene Verschwinden im Strom der Zeit zu ertragen.

Als der Abend kam und das Licht sich in einem letzten Aufblitzen von Gold auf den Scheiben brach, notierte er, mit einer ruhigen Hand – dabei war er fast zärtlich: Vielleicht bin ich nicht, weil ich denke, sondern weil ich gezwungen bin, das Denken für mein Sein zu halten, und er schloss das Notizbuch, als hätte er damit nicht ein Problem, sondern eine Schuld begraben; draußen rauschte der Regen, und für einen Moment, nur einen winzigen Moment, der weniger als das Wenigste erschien, fühlte er sich, ohne zu denken, vollkommen da und in sich anwesend – und das war vielleicht, ohne dass er es wusste, der einzig wahre Beweis seines Seins.

## Die selbstabschaffende Zivilisation

### Abschnitt 1 – Die falsche Angst

Die gegenwärtige Vorstellung von der kommenden Roboterwelt ist noch immer geprägt von einer Bildsprache des Ereignisses, von der Erwartung eines plötzlichen Einschnitts, eines historischen Moments, an dem Maschinen sichtbar die Schwelle überschreiten, an dem sie sich erheben, greifen, gehen, sprechen, entscheiden, und in diesem Sichtbarwerden ihrer Fähigkeiten damit eine Art Schock auslösen, der sich dann als „Revolution“ erzählen lässt, als Zeitenwende, Bruchlinie, als technisches Drama, obwohl die eigentliche Bewegung, die längst begonnen hat und die diesen Wandel trägt, nicht im Spektakel liegt, sondern in der Kalkulation und der finanziellen Buchung – nicht in der Furcht des Menschen, sondern rein in der Rendite.

Denn Roboter kommen nicht, weil sie faszinieren, sondern weil sie sich rechnen, weil an immer mehr Punkten der ökonomischen Landschaft der Abstand zwischen Investition und Ertrag so gering geworden ist, dass der menschliche Körper, die menschliche Zeit, die menschliche Fehleranfälligkeit, die menschliche Bedürftigkeit nicht mehr als alternativlos erscheinen, sondern als Variable, als Kostenfaktor, als Risiko, das sich in Silizium, Mechanik und Software zunehmend eleganter abbilden lässt, sodass der Einzug der Maschine in immer weitere Tätigkeitsfelder weniger einer technischen Eroberung gleicht als einer stillen Migration von Zuständigkeiten, ausgelöst nicht durch Visionen, sondern durch Finanzentscheidungen.

In dieser Logik ist der humanoide Roboter nicht die Ikone einer neuen Epoche, sondern ihr beiläufiges Nebenprodukt, ein Interface für Prozesse, die längst im Gange sind, denn lange bevor Maschinen gehen, sehen, hören oder greifen können, haben Algorithmen entschieden, sortiert, bewertet, verteilt, prognostiziert und ersetzt, was zuvor menschlicher Einschätzung, menschlicher Erfahrung oder menschlicher Verantwortung zugeschrieben war, sodass der sichtbare Körper der Maschine nur die späte Verkleidung einer bereits weit fortgeschrittenen Entkopplung ist, in der menschliche Präsenz nicht mehr als notwendige Bedingung, sondern als eine Option unter anderen erscheint.

Die eigentliche Revolution vollzieht sich deshalb nicht auf der Ebene der Fähigkeiten, sondern auf der Ebene der Notwendigkeiten, nicht in der Frage, was Maschinen können, vielmehr in der Frage, wozu Menschen noch gebraucht werden, und genau hier beginnt sich das Feld der Dystopie zu verschieben, weg von der Angst vor Überlegenheit, weg von der Fantasie der Verdrängung, hin zu einer viel reduzierter wirkenden, aber ungleich tiefer reichenden Veränderung, in der der Mensch nicht besiegt, sondern entlastet wird, es nicht um eine Unterwerfung geht, vielmehr um eine Freistellung, nicht um den Menschen zu ersetzen, ihn eher aus der Funktionskette herauszulösen.

Denn solange der Mensch notwendig ist, bleibt er in eine Ordnung von Zwecken eingebunden, in der seine Fähigkeiten, Anstrengungen, Ambitionen und seine Mängel in einem Spannungsverhältnis stehen, das Entwicklung erzeugt, Verbesserung erzwingt, Fortschritt hervorbringt, und erst in dem Moment, in dem diese Notwendigkeit schwindet, in dem Maschinen nicht nur einzelne Handlungen, sondern ganze Funktionszusammenhänge übernehmen, beginnt eine andere Epoche, in der nicht mehr gefragt wird, wie der Mensch leisten kann, sondern wozu er überhaupt noch etwas leisten sollte.

So erweist sich die verbreitete Maschinenangst als ein Missverständnis, das sich an Oberflächen abarbeitet, während der eigentliche Einschnitt unsichtbar bleibt, weil er nicht im Objekt, sondern im Subjekt stattfindet, in der inneren Architektur des Menschen, der sich unmerklich von einem notwendigen Wesen zu einem verfügbaren Wesen verwandelt, von einem Träger gesellschaftlicher Funktionen zu einem Bewohner funktionierender Systeme, und damit den historischen Boden verlässt, auf dem der Begriff des Fortschritts überhaupt erst Sinn hatte.

## Abschnitt 2 – Der heimliche Einschnitt

Was sich in der öffentlichen Wahrnehmung noch als technischer Fortschritt, als Komfortgewinn, als Effizienzsteigerung oder als nächste Stufe der Zivilisation darstellt, ist in seiner anthropologischen Tiefenwirkung weniger eine Erweiterung menschlicher Möglichkeiten als eine schleichende Auflösung jener Bedingungen, unter denen der Mensch überhaupt gezwungen war, sich zu entwickeln, sich zu organisieren, sich zu disziplinieren und sich in ein Verhältnis zu Zweck, Mühe und Ergebnis zu setzen, denn mit jeder Funktion, die nicht mehr notwendig von menschlicher Präsenz abhängt, verschiebt sich unmerklich die innere Architektur der Gesellschaft, in der der Einzelne bislang nicht nur existierte, sondern notwendigerweise gebraucht wurde.

Notwendigkeit war dabei nie bloß ökonomische Kategorie, sondern stets auch psychologische und kulturelle Grundstruktur, denn der Mensch der Arbeitsgesellschaft war nicht nur Lohnempfänger oder Produzent, sondern Träger eines stillschweigenden Vertrags, in dem ihm Welt als Aufgabe erschien, als etwas, das ihn beanspruchte, überforderte, formte, ihm Grenzen setzte und ihm zugleich die Möglichkeit gab, sich an diesen Grenzen zu messen, sodass aus der Reibung zwischen Können und Müssen jene innere Spannung entstand, aus der Begriffe wie Leistung, Verantwortung, Verbesserung und Fortschritt überhaupt erst Bedeutung gewinnen konnten.

In dem Maß jedoch, in dem diese Notwendigkeit erodiert, in dem Systeme entstehen, die ganze Funktionsketten autonom tragen, beginnt sich der Mensch aus diesem Vertrag zu lösen, nicht durch bewusste Entscheidung, sondern durch strukturelle Entbindung, denn wo seine Anwesenheit nicht mehr Bedingung und nur noch Option ist, verliert sein Handeln jene

existenzielle Schwere, die es zuvor auszeichnete, und verwandelt sich von einem Beitrag in ein Ereignis, von einer Verpflichtung in ein Angebot, von einer Rolle in eine Beschäftigung.

Dieser Übergang ist deshalb so schwer zu fassen, weil er nicht als Verlust erscheint, vielmehr als Erleichterung, nicht als Entzug, sondern als Befreiung, denn nichts im äußeren Erscheinungsbild der Gesellschaft deutet auf Verfall hin, wenn Arbeit verschwindet, eher auf Ordnung, auf Reibungslosigkeit, auf Stabilität, auf eine Welt, in der Bedürfnisse bedient, Abläufe gesichert und Risiken minimiert sind, während sich im Inneren des Menschen zugleich ein Raum öffnet, der nicht Freiheit im emphatischen Sinn ist, vielmehr wie Leerlauf, ein zeitlicher und motivationaler Überschuss, für den es keine historisch eingeübte Form gibt.

Denn der moderne Begriff von Freiheit ist untrennbar mit dem Begriff der Arbeit verschränkt gewesen, als ihr Gegenpol, ihre Kompensation, ihr Versprechen, ihr Zielraum, sodass Freizeit immer nur als aufgeladene Zeit existierte, als gewonnene Zeit, als befreite Zeit, als jene Sphäre, in der sich der Mensch erholen, entfalten, verlieren oder finden konnte, gerade weil sie begrenzt war, weil sie eingerahmt war und im Schatten einer Notwendigkeit stand, die ihr Gewicht verlieh, und erst in dem Moment, in dem dieser Rahmen verschwindet, wird sichtbar, dass Freiheit ohne Notwendigkeit nicht Weite, sondern Formlosigkeit erzeugt.

Der heimliche Einschnitt der kommenden Epoche liegt daher nicht in der Automatisierung der Welt, vielmehr in der Entautomatisierung des Menschen, der sich von einem Wesen, das auf etwas hin organisiert war, zu einem Wesen verwandelt, das in etwas lebt, in Umgebungen, Systemen und Angeboten, die keine Antwort mehr von ihm verlangen, sondern nur noch Nutzung, und damit jene innere Spannung verliert, aus der sich über Jahrhunderte Selbstbilder, Lebensentwürfe, Moralvorstellungen und Zukunftserzählungen gespeist haben, sodass der Verlust der Notwendigkeit nicht als ein einzelnes gesellschaftliches Problem erscheint – eher als der Beginn einer Epoche, in der der Mensch zum ersten Mal in einer vollständig funktionsfähigen Welt steht, die ihn nicht mehr braucht.

### Abschnitt 3 – Fortschritt als historisches Druckprodukt

Der Fortschritt, so wie er die Selbstbeschreibung der modernen Welt über Jahrhunderte getragen hat, war niemals bloß eine neutrale Bewegung des Wissens, eine automatische Steigerung technischer Möglichkeiten oder eine natürliche Entfaltung menschlicher Vernunft, sondern stets die kulturelle Übersetzungsform eines viel elementareren Zustands, nämlich des dauerhaften Ungenügens, des Mangels, der Bedrohung und der Konkurrenz, unter denen sich menschliche Gesellschaften organisieren mussten, um überhaupt bestehen zu können, sodass Fortschritt weniger aus Neugier geboren wurde als aus der Notwendigkeit, sich gegen widrige Umstände, gegen andere Menschen und gegen die eigene Begrenztheit zu behaupten.

Was in den großen Erzählungen der Aufklärung als Triumph der Vernunft erscheint, als Sieg des Wissens über den Aberglauben, der Technik über die Ohnmacht und der Organisation über das Chaos, lässt sich in seiner anthropologischen Tiefenstruktur ebenso als eine lang andauernde Stressreaktion lesen, als kollektive Antwort auf Knappheit, Unsicherheit, Krankheit, Hunger, Gewalt und Abhängigkeit, in der der Mensch gezwungen war, sich selbst ständig zu überholen, nicht aus einem inneren Drang zur Transzendenz, sondern aus der schlichten Einsicht, dass Stillstand in einer ungesicherten Welt gleichbedeutend mit Rückschritt war.

In diesem Sinn war Fortschritt lange Zeit kein Luxusbegriff, jedoch ein Überlebensbegriff, der sich erst in dem Maß veredeln, idealisieren und moralisch aufladen konnte, in dem die materiellen Grundlagen des Daseins schrittweise gesichert wurden, sodass sich Notwendigkeit in Erzählung, Druck in Ethos und Anpassung in Selbstverwirklichung verwandelte, während der zugrunde liegende Mechanismus derselbe blieb, nämlich die fortgesetzte Überschreitung des Gegebenen, um unter veränderten Bedingungen weiter bestehen zu können.

Der schöpferische, leistungsorientierte, innovationsgetriebene Mensch, der als Leitfigur der Moderne gilt, ist vor diesem Hintergrund weniger Ausdruck einer anthropologischen Essenz als das Ergebnis einer historischen Konstellation, in der äußere Unsicherheit und innere Ambition einander so verschränkten, dass aus Zwang Motivation, aus Gefahr Gestaltung und aus Mangel Idee wurde, sodass Kreativität, Wettbewerb, Entdeckungsdrang und Fortschrittsglaube nicht getrennte Phänomene, vielmehr unterschiedliche Oberflächen desselben Druckverhältnisses darstellen.

Mit dem schrittweisen Wegfall dieses Drucks, der heute durch zunehmend autonome Infrastrukturen, algorithmische Steuerungen und maschinelle Wertschöpfung abgedeckt wird, beginnt sich dieser Zusammenhang aufzulösen, denn wo das Bestehen einer Gesellschaft nicht mehr davon abhängt, dass ihre Mitglieder sich fortwährend anpassen, verbessern und überschreiten, verliert Fortschritt seine Funktion als kollektive Überlebensstrategie und bleibt als bloßes Narrativ zurück, als eine kulturelle Gewohnheit ohne existenzielle Notwendigkeit.

In dem Moment jedoch, in dem Fortschritt nicht mehr Antwort auf eine Frage ist, sondern selbst zur Tradition wird, die nur deswegen fortgeführt wird, weil sie (wie schon immer) fortgeführt wurde, verwandelt sich sein Charakter, denn er ist dann nicht mehr auf einen Mangel bezogen, sondern auf einen Zustand, nicht mehr auf ein Problem, vielmehr auf ein Erbe, nicht mehr auf eine Bedrohung, aber auf eine Infrastruktur, die funktioniert, und genau hierin liegt seine beginnende Entleerung, weil sich ein Fortschritt, der nichts mehr zu überwinden hat, nur noch auf sich selbst beziehen kann, auf eine Optimierung ohne immanentes Ziel, auf eine Steigerung ohne Not, auf eine Innovation ohne existenzielle Dringlichkeit.

Damit verschiebt sich der Fortschrittsbegriff unmerklich von einem existenziellen Imperativ zu einer kulturellen Konvention, von einer inneren Bewegung zu einer äußeren Routine und von einer Notwendigkeit zu einer Gewohnheit, und bereitet so jenen Zustand vor, in dem Fortschritt zwar technisch noch möglich, gesellschaftlich noch organisierbar und rhetorisch noch beschwörbar ist, anthropologisch jedoch bereits seinen Halt verloren hat, weil der Mensch, der ihn hervorgebracht hat, nicht mehr unter den Bedingungen lebt, aus denen er dereinst entstanden ist.

## Abschnitt 4 – Die neue Menschengeneration

Während sich der Übergang von der Arbeitsgesellschaft zur automatisierten Gesellschaft für die heute lebenden Generationen noch als biografischer Bruch, als Strukturverlust inklusiver Verlustängste, als Umstellung oder als Zumutung vollzieht, wächst bereits eine Menschheit heran, für die diese Umstellung nicht mehr als Erfahrung, sondern als Ausgangszustand gilt, als selbstverständlicher Horizont, als gegebene Umwelt, in der nicht mehr erinnert, sondern vorausgesetzt wird, dass Versorgung, Organisation und Funktionsfähigkeit nicht an individuelle Leistung gebunden sind, sondern als infrastrukturelle Grundtatsachen zur Verfügung stehen.

Diese Generation wird nicht mehr in eine Welt hinein sozialisiert, in der Tätigkeit notwendig ist, mehr jedoch in eine Welt, in der Tätigkeiten gewählt werden, nicht mehr in eine Ordnung, in der Rollen erfüllt werden müssen, sondern in eine Landschaft von Möglichkeiten, die genutzt, gewechselt, verlassen und simuliert werden können, sodass der formative Kern der Sozialisation sich verschiebt, weg von der Einübung in Notwendigkeiten, hin zur Navigation von Angeboten, von der Frage, was getan werden muss, hin zur Frage, was ausprobiert werden könnte.

Was dabei verloren geht, ist nicht primär Disziplin, Arbeitsfähigkeit oder Qualifikation, vielmehr jene tiefe innere Dialektik des Müssens, die über Jahrhunderte hinweg den Aufbau von Identität strukturiert hat, indem sie den Einzelnen an Aufgaben band, an Erwartungen und Widerstände, an Verzögerungen und Konsequenzen, aus denen sich allmählich jene Erfahrung von Selbstwirksamkeit bildete, die nicht aus Selbstentfaltung, sondern aus Selbstüberwindung hervorging.

Wo diese Dialektik nicht mehr erlernt wird, weil sie in der Umwelt nicht mehr vorkommt, dort verschiebt sich die Anthropologie von Grund auf, denn der Mensch wächst dann nicht mehr in eine Welt hinein, die ihm Grenzen setzt, sondern in eine Welt, die ihm Flächen anbietet, nicht mehr in eine Ordnung, die ihn formt, sondern in eine Umgebung, die ihn aus der gegebenen und vormaligen Leistung von Generationen trägt, und wird so nicht mehr zu einem Subjekt der Bewältigung, sondern zu einem Subjekt der Nutzung, dessen Beziehung zur Wirklichkeit sich nicht über Notwendigkeit, sondern über Verfügbarkeit organisiert.

In einer solchen Welt ist der Mensch jemand, der sich bewegt und in etwas lebt, und genau in dieser Verschiebung liegt die eigentliche Zäsur, weil Entwicklung nicht mehr als Antwort auf Widerstand erfahren wird, sondern als Variation innerhalb eines stabilen Möglichkeitsraums, in dem nichts mehr erkämpft, sondern nur noch gewählt werden muss.

Damit verliert auch die Zeit ihren gerichteten Charakter, denn wo kein innerer Zwang zur Verbesserung mehr wirkt, dort verwandelt sich die Biografie von einer Strecke in eine Fläche, von einem Prozess in eine Abfolge, von einer Geschichte in ein Milieu, in dem sich Ereignisse zwar aneinanderreihen, aber nicht mehr notwendig aufeinander beziehen, sodass Lebensläufe nicht mehr durch Übergänge, Brüche und Schwellen strukturiert sind, jedoch eher durch Episoden, Projekte und Zustände, die sich nicht steigern, sondern austauschen.

Diese neue Menschengeneration steht daher nicht vor der Aufgabe, sich in eine bestehende Welt einzuarbeiten; vielmehr steht sie vor der Aufgabe, sich in einer bereits funktionierenden Welt zu verorten, ohne dass diese Welt ihr dafür noch Maßstäbe liefert, und genau hier beginnt sich jene stabile Sinnlosigkeit abzuzeichnen, die nicht aus Mangel, sondern aus Überfluss entsteht, nicht aus Chaos, sondern aus Ordnung, nicht aus Ohnmacht, sondern aus der Abwesenheit von Notwendigkeit, die bislang die unsichtbare Matrix allen Sinns gebildet hat.

## Abschnitt 5 – Das Paradoxon der selbstabschaffenden Systeme

Je weiter sich automatisierte, selbstregulierende und lernfähige Systeme in die materiellen und organisatorischen Grundlagen der Gesellschaft einschreiben, desto deutlicher tritt ein Widerspruch zutage, der in den gängigen Erzählungen technologischer Zukunft kaum thematisiert wird, weil er die anthropologischen Voraussetzungen, auf denen diese Leistungsfähigkeit historisch beruht, denn so autonom solche Systeme in ihren Abläufen auch werden mögen, sie bleiben in ihrer Existenz, Ausrichtung und Veränderung auf Instanzen angewiesen, die sie nicht selbst hervorbringen können: auf Setzungen, auf Zielverschiebungen, auf Grenzenscheidungen, auf Risikoannahmen, auf das Infragestellen des Bestehenden.

Maschinelle Zivilisationen benötigen Fortschrittsfiguren, also Menschen, die bereit sind, den gegebenen Zustand nicht nur zu verwalten, sondern zu überschreiten, die das Funktionierende als provisorisch und die Stabilität als Zwischenzustand begreifen, und die bereit sind, Energie, Zeit, Aufmerksamkeit und Bedeutung in Vorhaben zu investieren, deren Notwendigkeit nicht aus dem System selbst hervorgeht, sondern aus einer inneren Unruhe, aus einer Unzufriedenheit mit dem Status quo, aus einem Mangel, der nicht materiell, sondern imaginativ ist.

Genau diese Unruhe aber, genau diese produktive Spannung, genau dieser Drang, der auf Veränderung zielt, wird in dem Maß unterminiert, in dem die Lebenswelt des Menschen von Systemen getragen wird, die ihm die Erfahrung von Notwendigkeit entziehen, denn wo das

Funktionieren gesichert ist, wo Bedürfnisse antizipiert, Risiken abgedeckt und Abläufe optimiert sind, dort verliert die Geste der Überschreitung ihren existenziellen Charakter und verwandelt sich von einer Bedingung des Überlebens in eine optionale Abweichung.

Das Paradoxon der selbstabschaffenden Systeme besteht somit darin, dass sie ihn in eine Lebensform überführen, aus der heraus jene Eigenschaften, die sie für ihre eigene Weiterentwicklung benötigen, immer unwahrscheinlicher werden, weil sie nicht mehr eingeübt, nicht mehr belohnt und nicht mehr strukturell eingefordert sind, sondern nur noch als individuelle Sonderfälle auftreten, als Neigungen, als Exzentriken, als Projekte, die sich gegen eine insgesamt beruhigte Umwelt richten müssen.

Fortschritt, der historisch aus Druck, Knappheit und Gefährdung hervorging, soll in einer Welt fortbestehen, die auf Stabilisierung, Versorgung und Risikoeliminierung ausgerichtet ist, sodass die Systeme der Zukunft auf einen Menschentypus angewiesen bleiben, den sie zugleich systematisch entmutigen, weil sie ihm keinen Widerstand mehr entgegensetzen, an dem er sich bilden könnte, und keinen Mangel mehr, der ihn antreibt, und keine existenzielle Fragestellung mehr, die ihn zwingt, über den gegebenen Zustand hinauszudenken.

In dieser Konstellation stirbt Fortschritt nicht durch Verbot oder Unfähigkeit, aber durch Motivationsverlust, nicht durch technische Grenze, vielmehr durch anthropologische Austrocknung, denn es ist nicht die Maschine, die den Fortschritt beendet, sondern der Mensch, der aufhört, ihn zu benötigen, und der damit unmerklich jene innere Haltung verliert, aus der heraus sich Ziel, Risiko und Überschreitung überhaupt erst legitimieren lassen.

Die hochentwickelten Systeme der kommenden Epoche sind daher in einem tiefen Sinn parasitär, weil sie auf einen inneren Zustand angewiesen bleiben, den sie selbst nicht erzeugen können und den sie zugleich unter ihren eigenen Funktionsbedingungen immer unwahrscheinlicher machen, sodass sie auf Dauer in einer Welt operieren müssen, in der zwar alles erhalten werden kann, aber immer weniger Gründe entstehen, es anders haben zu wollen, als es ist.

## Abschnitt 6 – Die eigentliche Dystopie: stabile Sinnlosigkeit

Die eigentliche Dystopie der kommenden Epoche liegt nicht im Versagen der Systeme, nicht im Kontrollverlust, nicht in der technischen Übermacht der Maschinen, vielmehr liegt sie in der Möglichkeit, dass all dies ausbleibt, dass die Infrastrukturen funktionieren, dass die Versorgung gesichert ist, dass Risiken kalkulierbar, Bedürfnisse adressierbar und Abläufe optimierbar sind, während zugleich jener innere Horizont verschwindet, innerhalb dessen diese Funktionsfähigkeit jemals als vorläufig, als verbesserungsbedürftig oder als auf etwas hin geöffnet erfahren wurde.

In einer solchen Welt stirbt der Fortschrittsbegriff als existenzielle Kategorie, denn Fortschritt setzt voraus, dass ein Zustand als unzureichend erlebt wird, dass ein Mangel spürbar bleibt, dass etwas

fehlt, das nicht durch Austausch, Variation oder Simulation ersetzt werden kann, und genau diese Erfahrung wird in einer vollversorgten, durchautomatisierten Ordnung zunehmend selten, weil das System nicht mehr auf Reaktion wartet, sondern antizipiert, nicht mehr auf Bedarf antwortet, sondern ihn vorformatiert, nicht mehr Mangel sichtbar macht, ihn aber in der Fläche der Angebote auflöst.

Sinnlosigkeit entsteht hier nicht als Krise, nicht als Zusammenbruch, nicht als Leiden, vielmehr als Milieu, als dauerhafter Zustand geringer innerer Reibung, in dem sich der Mensch in einer Welt bewegt, die keine Fragen mehr an ihn stellt, sondern nur noch Oberflächen, Möglichkeiten und Umgebungen bereitstellt, in denen Bedeutung entworfen und gewählt wird.

Diese Sinnlosigkeit ist stabil, weil sie keinen Schmerz erzeugt, der auf ihre Überwindung drängt, keine Leere, die sich dramatisieren ließe, keine Not, die nach Transformation ruft, vielmehr nur einen diffusen Zustand der Sättigung, in dem Wünsche zwar entstehen, aber nicht mehr aus einem Mangel heraus, sondern aus einer ständigen Selbstbezüglichkeit, in der das Subjekt nicht mehr auf etwas außerhalb seiner selbst antwortet, aber noch seine eigenen Zustände moduliert.

Fortschritt, der historisch aus dem Bruch mit dem Gegebenen hervorging, verliert in einer solchen Konstellation seinen Gegenstand, denn wo nichts mehr überwunden werden muss, kann Verbesserung nur noch als Variation erscheinen, als Effizienzsteigerung ohne Ziel, als Innovation ohne Dringlichkeit, als Bewegung ohne Richtung, sodass der Fortschrittsbegriff sich in technische Routine auflöst und seine metaphysische Aufladung verliert, die ihn einst mit Hoffnung, Erlösung und Zukunft verknüpfte.

Die Gesellschaft der stabilen Sinnlosigkeit ist daher eine kreisende Ordnung, in der sich Veränderungen ereignen, ohne dass sie noch Entwicklung darstellen, in der Neues entsteht, ohne dass es noch als Antwort erfahrbar wäre, und in der sich der Mensch in permanenten Aktualisierungen bewegt, ohne dass diese Aktualisierungen auf etwas hinführen, das den Charakter eines Zieles hätte.

In einer solchen Epoche ist der Stillstand nicht sichtbar, weil alles sich bewegt, aber nichts sich mehr steigert, nichts sich mehr rechtfertigen muss, nichts mehr unter der Frage steht, wozu es geschieht, sodass der Tod des Fortschrittsbegriffs nicht als Einschnitt wahrgenommen wird, sondern als leise Entwöhnung, als allmähliches Verschwinden einer inneren Kategorie, die nicht mehr benötigt wird, weil sie auf einen Mangel verwies, den die Welt nicht mehr kennt, oder nicht mehr kennen will.

## Abschnitt 7 – Nach dem Fortschritt

Mitunter wird man diese Epoche später nicht als das Zeitalter der Maschinen bezeichnen, aber als das Zeitalter, in dem der Mensch zum ersten Mal in einer konstruierten Welt lebte, die ihn nicht

mehr brauchte, und gerade darin beginnt sich ein Bild abzuzeichnen, das weniger an einen Umbruch erinnert als an das leise Verlöschen einer inneren Kategorie, an das allmähliche Verschwinden eines Denkrahmens, innerhalb dessen Geschichte über Jahrhunderte als Bewegung, als Steigerung, als Überwindung und als Versprechen lesbar war.

Denn der Fortschrittsbegriff, der die Moderne wie ein unsichtbarer Motor getragen hat, war nie bloß eine Beschreibung technischer Entwicklung, jedoch immer auch eine anthropologische Setzung, in der der Mensch sich selbst als ein unvollendetes Wesen verstand, als ein Projekt, als ein Übergang, als ein Noch-nicht, das seine Legitimation aus der Vorstellung bezog, dass Zukunft notwendig anders, besser oder zumindest weiter sein müsse als Gegenwart, und genau diese innere Notwendigkeit beginnt in dem Maß zu verschwinden, in dem Gegenwart nicht mehr als Mangel, vielmehr als hinreichender Zustand erfahren wird.

Nach dem Fortschritt lebt der Mensch in einer Welt ohne Richtung, nicht in einer Ordnung ohne Dynamik, sondern in einer Dynamik ohne Telos, in der sich Prozesse fortsetzen, Systeme erneuern und Formen variieren, ohne dass diese Bewegungen noch auf einen Horizont verweisen, der über ihre bloße Fortsetzung hinausginge, sodass Zukunft nicht mehr als Versprechen, sondern nur noch als Verlängerung erscheint.

In einer solchen Welt ist der Mensch nicht mehr der Träger einer Geschichte, sondern der Bewohner eines Zustands, nicht mehr der Vollstrecker eines Übergangs, aber der Nutzer eines Milieus, in dem sich Zeit nicht mehr als Weg, vielmehr als Raum entfaltet, und in dem sich Identität nicht mehr aus dem Verhältnis zu einer Aufgabe, sondern aus der Verwaltung eigener Zustände, Präferenzen und Empfindungen bildet.

Vielleicht wird man rückblickend erkennen, dass der schöpferische, strebende, sich überschreitende Mensch keine anthropologische Konstante war – eine historische Figur, hervorgebracht aus einem Zusammenspiel von Mangel, Gefahr und Möglichkeit, und dass mit dem Verschwinden dieser Bedingungen nicht der Mensch endet, aber jene spezifische Konfiguration, aus der heraus er sich als fortschreitendes Wesen begriff.

Die eigentliche Verschiebung bestünde dann darin, dass die Welt ihren Charakter als fokussierte Aufgabe verliert, und der Mensch damit jene innere Spannung, die ihn über sich hinausgetrieben hat, nicht mehr reproduziert, weil es nichts mehr gibt, das sie notwendig machte.

Was nach dem Fortschritt bleibt, ist eine bewohnbare Ordnung ohne inneren Zug, eine Zivilisation ohne notwendige Dringlichkeit, eine Gegenwart ohne immanente Frage, und vielleicht wird gerade diese unauffällige Stimmigkeit der kommende Zustand sein, an dem sich nicht mehr entscheiden lässt, ob er als Vollendung oder als das leise Ende einer langen Bewegung des Menschen zu lesen ist, aber eines ist klar: Es läuft auf eine wie auch geartete Entscheidung hinaus.

## Von Enten und Schwänen

Sie sagten, die Schwäne hätten immer schon gewusst, wie nahe ihnen die Enten auf den Fersen waren, nicht im Sinne eines sportlichen Wettlaufs um Teiche und Algen, sondern als unaufhörliches, dumpfes Tappen einer Masse von Füßen im Schlick, die am Ende nicht nur Geräusch, sondern Bedeutung erzeugte, und vielleicht rührte daher die frühe Angst, die in den Schwanenhälsen wie ein Krampf saß, jener dünne, stolze Hals, der so mühelos den Kopf in den Himmel schraubte und doch schon beim leisesten Schatten über dem Wasser zuckte, und wenn man den alten Erpel befragte, der am nördlichen Ufer lebte und sich den Namen Alwin gegeben hatte, obwohl Namen für Enten kein großes Thema waren und überdies verboten, seit die Verdikte des unsichtbaren Schwanenkönigs eine allgemeine Gleichheit ohne Eigennamen verlangten, dann erzählte er, dass alles begonnen habe, als das Wasser selbst zu grummeln begonnen habe, ein merkwürdiges, schluckendes Blubbern, das zuerst die Schwäne erfasste, die sich über die Spiegel der Teiche lugten wie weiße Sprüche, dann aber auch die Enten, die dunklen, kleineren, robusteren, und dass fortan jedes Schnauben, jede rote Welle am Rand eines Schnabels als Zeichen gelesen wurde, als Infektion, als Gefahr, oder als Vorwand, weil wo ein Vorwand gesucht wird, da findet sich eine Ordnung, die damit gerechtfertigt werden kann, und nenne man sie Pandemie, umso besser, weil das Wort groß und kalt ist, so groß, dass es sogar die Schwäne noch größer erscheinen lässt.

Die Eingangsszenen, so gingen die Erzählungen herum, seien schnell gewesen, schnell wie das Flattern einer erschrockenen Brut, die zum ersten Mal den dunklen Schatten des Habichts bemerkt, es gab da jene Entenmutter in den Schilfen, sie hatte, man darf es kaum sagen, denn es war strafbar, ihren Nestlingen heimlich Namen gegeben, Koseformen, die nur aus zwei Lauten bestanden, ki und ku und ka, weil die Verdikte verlangten, dass alle „Küken“ zu heißen hätten und die Bezeichnung „Kind“ einer Anmaßung gleichkam; und weil die Entenmutter sentimental war und wahrscheinlich mehr Angst hatte als die Schwäne, versuchte sie das Unerlaubte in das Erlaubte zu wickeln, so wie man das Brot unter den Flügel steckt, wenn der Schwan patrouilliert, und sie sagte, sie wolle das kleinste Küken „König“ nennen, als Zeichen der Hoffnung, dass das Schlimmste, was man nur denken konnte, von einem zärtlichen Laut verschluckt werde, doch der Vater, der das Zittern in seinen eigenen Federn kannte, zischte sie an, ob sie verrückt sei, ob sie den Tod auf die Spitze ihres Schnabels binden wolle, ob sie nicht wisse, was mit Enten geschehe, die dem Schwanenkönig zu nahe kämen, selbst wenn er nur als Gerücht floss wie eine kalte Strömung durch das Gewässer, und die Mutter, die das Küken warm unter sich spürte, antwortete nichts, sondern legte den Hals flach auf den Rand des Nestes, als könnte man einen Namen mit einer Geste zurücknehmen.

Zweite Sequenz, das Licht der Welt fiel in drei Scheinwerfern auf den Grund, der erste zeigte den Steg, an dem der schwankhafte, mager gewordene Händler von Krümeln – ein Mensch, ja, doch wir sprechen nicht über Menschen, wir sprechen über das, was das Wasser erinnert – die Hand zurückzog, weil die Schwäne nach seinen Fingern schnappten, die großen, weißen Tiere, krank vor Angst, die sagten, die Enten hätten die Seuche gebracht, obwohl sie die erste Welle selbst aus dem Winter auf ihren Federn trugen, doch das zählte nicht, weil Angst immer derjenige ausspricht, der lauter ist, unter diesem ersten Licht lagen Brotstücke, die nur für Schwäne bestimmt waren, es stand hoch oben auf einer morschen Tafel, die keiner lesen konnte, und der zweite Scheinwerfer fiel auf die Dämme, auf denen schwarze Zeichen standen, Zeichnungen von Hälsen, die sich schnurgerade hielten, als hätten sie den kleinen Bogen der Bescheidenheit verlernt, und das dritte Licht zeigte die Verdikte selbst, nicht als Schrift, sondern als Gesang, ein seltsam abgehackter Chor der Schwanenwächter, die jede Nacht vom Palisaden-Schilf her ihre Formeln stießen: Abstand, Abstand, Reinheit, Reinheit, Erpel erster Klasse vortreten, Geflügelte für die Dienste melden, und das Absurde war nicht etwa, dass die Worte keinen Sinn ergaben, sondern dass sie Sinn erzeugten, so wie eine Trommel, die zum Marsch schlägt, irgendwann zu Füßen wird, die im Takt aufbrechen. Es war dies die Zeit, da die Schwäne begannen, aus dem großen, ausgerufenen Sicherheitsbedürfnis eine feine, straffe Ordnung zu knüpfen, ein Gitter aus Schnäbeln und Ritualen, und obwohl es die Schwäne nicht in Massen gab – eine Handvoll Reviere, ein halbes Dutzend Familien, ein Regiment von Patrouillen, das mehr aus Haltung als aus Zahl bestand –, schien die Welt für die Enten langsam zu schrumpfen, die guten Buchten wurden abgesperrt, die schattigen Plätze unter den Weiden nur noch mit Passierschein zu erreichen, die Körner, die vom nördlichen Feld herüberwehten, wurden in Säcke gestopft und auf die Plattformen gebracht, wo sie unter den Flügeln der Schwanenaufsicht an die Erpel erster Klasse verteilt wurden, eine neue Kaste, so neu, dass sie sofort alt erschien, diese Erpel, die sich die Beine umwickeln ließen mit dünnen Riemen als Zeichen der Befugnis, alles zu erledigen, was die Schwäne nicht mehr selbst tun wollten, weil Berührung gefährlich sei, weil Nähe tötet, weil die Angst in die Hände der anderen delegiert werden kann.

Zu den Erpeln erster Klasse gehörte auch jener, den die meisten nur mit einem Geräusch adressierten, es klang wie „Gra“, was nichts bedeutete und alles, und doch hieß er in sich selbst, in der geschlossenen Kammer seiner Gedanken, Erwin, und Erwin war einer, der von Anfang an begriffen hatte, wie man zwischen den Zähnen der großen Ordnung hindurchschlüpfen konnte, indem man sich daran beteiligte, Zähne zu sein, er half bei den Verteilungen, notierte, wer zu viel nahm, stand stramm, wenn ein Schwan im Vorbeiflug den Wasserstand prüfen ließ, und wenn er nachts an die Stelle zurückschlich, wo seine Mutter früher die Kleinen gewärmt hatte, versuchte er, das leise, schmerzende Gefühl im Bauch mit der Überlegung zu zähmen, dass er nur so die Seinen

schützen konnte, dass die Kooperation mit der Macht weniger ein Verrat sei als eine Versicherung, die fällig wurde, wenn der Teich einmal ganz zufror.

Manchmal gab es, trotz der großen Angst, trotz der auf den Rücken der Enten angebrachten Markierungen, die aussagten, wer sich wohin zu bewegen habe, Stille, die so tief war, dass man das Wort „König“ in ihr hätte einsenken können, ohne dass es Wellen gezogen hätte, und in dieser Stille begannen die Gerüchte, die immer um den Schwanenkönig rankten, sich zu verdichten, zu einer Art Lehm, aus dem dann Figuren geformt wurden: Der König, sagten die Alten, sei niemals gesehen worden, was ein großes Glück sei, denn die Unberührtheit seiner Erscheinung sichere die Reinheit der Verdikte, andere flüsterten, dass er klein sei, erstaunlich klein, so klein, dass er auf einem Rücken reise, den Rücken eines besonders großen Schwanes, man nannte diesen Träger den Hohen, und wieder andere, die schärferes Wasser tranken, behaupteten, der König sei überhaupt kein Schwan, sondern ein Erpel, der sich in den großen Hals hineinspreche, als wäre dieser Hals ein Rohr, das Stimmen verlängert; man lachte darüber, aber nicht laut, man lachte in die Flügel hinein, und dieses Lachen trug nun seinerseits, unmerklich zuerst, fette Körner in die Felder der Unruhe, denn wenn es so wäre, wenn der König nicht einer von jenen wäre, die herrschen sollten, was würden dann die Verdikte sein, was wären die Reinheitsgesänge, was die nächtlichen Auszählungen über den Dämmen.

Die Pandemie selbst arbeitete wie ein zweiter Herrscher an der Ordnung, sie kam in Wellen, man gewöhnte sich an das Zählen der Kranken, der Schwäne, der Enten, der Erpel erster Klasse, die krank wurden, und jedes Mal, wenn ein Schwan hustete, wenn sein Hals nicht mehr kerzengerade, sondern, Gott bewahre, ein wenig gewellt war, schlug man eine neue Verordnung vor, die Enten mussten noch früher vom Wasser, die Nester wurden weiter auseinandergezogen, alte Pärchen getrennt, die Erpel erster Klasse mussten die Abstände messen, die Schwäne missten die Messenden und schauten darauf, dass alle schauten, und in dieser spiralförmigen Selbstbeobachtung geschah, was immer geschieht, wenn zu viel kontrolliert wird: Es entging ihnen etwas, zunächst klein, dann größer, nämlich die Unruhe unter den jungen Erpeln, die das Wort „Sklave“ im Schnabel schmeckten, salzig und metallisch, und es nicht mehr ausspucken konnten. Der erste Auflauf, man könnte auch sagen: die erste dumme Revolte, denn Revolten sind oft am Anfang dumm und am Ende tragisch, kam auf dem südlichen Damm zustande, wo sechs Erpel in die Sonne starrten, als wollten sie sie aufspießen, und sagten, sie hätten von einem Erpel gehört, der gehört habe, dass der König ein Erpel sei, und dann fingen sie an, wenn man so will, zu philosophieren, denn einer sagte: Wenn Gleiche Gleiche töten, ist es ein Mord an sich selbst, also wird der König, der ein Erpel ist, nicht zulassen, dass Erpel sterben, und der zweite sagte: Wenn er aber ein Schwan ist, dann werden wir ohnehin sterben, weil sie es gewohnt sind, dass wir sterben, und der dritte sagte: Also müssen wir herausfinden, ob er wirklich ist, was er sagt, dass er ist, und

der vierte flüsterte: Er sagt ja gar nichts, und der fünfte meinte: Eben, in der Stille liegt die Lüge, und der sechste, der am ruhigsten war, zog mit dem Schnabel eine Linie in den Damm und sagte: Wir marschieren zum Palast, wir marschieren, und die Linie war nicht mehr als ein feuchter Strich im Lehm, aber sie war der erste Weg.

Es wurde niedergeschlagen, dieser Auflauf, so wie man eine Welle niederschlägt, indem man ihr den Wind nimmt und ihr eine Mauer hinstellt, die Schwanenwächter schossen nicht, sie sangen ihre Verdikte so laut, dass die Enten die Ohren in den Kopf zu ziehen versuchten, und als die sechs Erpel dennoch die Linie überschritten, zogen die Schwäne mit den Flügeln Wasserfächer in die Luft, die wie Messer durch die Menge fuhren, und am Ende lagen die sechs am Ufer, mit dem Blick in den Schilfsaum, und es hieß, man habe ihnen verboten zu sterben, weil die Statistik keine Ausreißer mehr vertrage, daher leben sie noch, irgendwo, in der Bresche zwischen den Reviergrenzen, und das ist schlimmer, weil es der Hoffnung einen schadhafte Rand lässt.

In diese Tage fällt die Begebenheit, die Erwin, den Erpel erster Klasse, in demütiger Klarheit an sich selbst erkennen ließ, auf welcher Seite seines Schnabels er sein Brot verloren hatte, denn er war, das muss man ihm zugutehalten oder zur Last, immer einer der Clevereren gewesen, er hatte das System, wie es so schön heißt, unterstützt, und kreativer als andere war er darin, Enten zu ordnen, Körner zu verteilen, Listen zu führen, und er verfügte über den schmalen Mut, der sich in der Nähe der Schwäne als Nützlichkeit tarnt, er war mit einer kleinen Gruppe Erpel beordert, an die Grenze zum nördlichen Revier zu gehen, wo es zu Zusammenstößen gekommen war, die so harmlos waren, dass man in ihnen das Schlimmste voraussah, und als sie dort ankamen, brach aus dem tiefen Schatten der Erle ein großer Schwan, ein alter, möglicherweise kranker, vielleicht nur sehr vorsichtiger, hervor, sein Hals ein Pfeil, und da fuhr Erwin, der sah, wie die Jungen hinter ihm zuckten, unwillkürlich nach vorn, stellte sich vor die Gruppe, hob den Flügel wie eine Flagge, wiegte den Kopf hin und her, als wolle er unter den Bedingungen der Angst Schneisen der Vernunft schlagen, und sagte, er trage die Verantwortung, er habe diese Gruppe geführt, er bitte um Verzeihung für das Überschreiten der nicht markierten Grenze, er sei bereit, die Strafe auf sich zu nehmen, doch die anderen seien notwendig, sie seien wichtig, unentbehrlich, unersetzlich.

Der Schwan, der den Zufall auf seiner Seite hatte, denn er verstand die Sprache der Gelegenheiten, hielt inne, und in Augenblicken wie diesen wird die Welt sehr klar, wie ein Teich nach einer langen, kalten Nacht, kein Wind, nur Spiegelung, und er sagte mit einem fast freundlichen Zischen, das die Worte bedeckte wie die Haut die Muskeln, er habe den Erpel überzeugt, und ein überzeugter Erpel sei ein seltener, kostbarer Vogel, deshalb, sagte er, müssten alle sterben, nur nicht jener, der überzeugt habe, denn Überzeugung ist eine Ressource, und Erwin, der sich im ersten Augenblick nicht ganz gewahr war, dass das Gesagte von böser Eleganz war, starrte den Schwan an, starrte dann die jungen Erpel an, die ihm vertraut hatten, und er sagte, nein, das sei nicht, was er gewollt

habe, und der Schwan, der Geduld hatte, fragte, ob er dann mit seinen Freunden in den Tod gehen wolle, weil er eben noch einen Schwan habe angreifen wollen, und Erwin, der sein Herz bis zum Schnabel schlagen fühlte, wählte, ohne ein Wort zu sagen, das Leben, er wählte es mit einem Schritt rückwärts, so klein, dass man ihn übersehen konnte, wenn man ihn übersehen wollte.

Seit diesem Tag trug Erwin seinen Namen wie einen Stein im Bauch, denn ein Name wird schwer, wenn keiner ihn ruft, und er versuchte, was man immer versucht, wenn man schuldig ist und doch gebraucht, er arbeitete noch gründlicher, er maß noch genauer, er sprach noch leiser, er ließ den Kopf noch tiefer sinken, und er merkte, dass dies alles nichts war gegen das zufällige Geräusch eines Löffels, der nachts am Steg an Holz schlägt, denn das Geräusch erinnerte ihn an das kurze, bittere Aufprallen eines Körpers auf Boden, und er sah die fünf, die im Schatten geblieben waren, und er sah, wie die Schwäne ihre flachen, weichen Pfoten auf ihre Hälse drückten, nicht fest, mit einer gewissermaßen bürokratischen Nachlässigkeit, als ginge es um das Ankreuzen eines Formulars.

Die Gerüchte wuchsen, und mit ihnen wuchs das Wasser, es stieg wirklich, denn der Frühling kam mit schweren Regenfällen, die die Dämme weicher machten, die Knie der Schwäne müde, die Listen der Erpel erster Klasse breiig, und die Geschichte vom Schwanenkönig, der vielleicht ein Erpel sei, bekam eine neue Wendung, weil jemand sagte, er habe gesehen, wie eine kleine Gestalt im Schilf verschwand, begleitet von zwei sehr großen Schwänen, und er schwöre bei allen Eiern, dass diese kleine Gestalt beim Gehen wackelte wie ein Erpel, und weil Geschichten, die auf dem Rücken der Jahreszeiten reiten, fester sitzen, machte die Sache die Runde, bis sie an den äußersten Rand der nördlichen Bucht gelangte, wo die Alten saßen, die an gar nichts mehr glaubten, außer an das Wasser, das kommt, und die Sonne, die geht.

Man kann, und man sollte, wenn man von der Ordnung spricht, die unter den Schwänen herrschte, nicht vergessen, dass diese Ordnung ohne Schwäne nicht existierte, und da es nicht viele Schwäne gab, musste sie umso härter wirken, damit sie groß erschien, und so kamen in den Nächten, in denen der Regen die Geräusche zusammenrührte, neue Verdikte, die den Enten untersagten, in Gruppen zu flüstern, es wurde der Husten gezählt, und wer einen Husten nach dem dritten Wellenbruch hatte, wurde zu besonderer Beobachtung vorgemerkt, und die besonderen Beobachtungen erzielten den gewünschten Effekt, sie machten die Enten leise, sie hielten die Nester auseinander, sie lenkten die Blicke auf die Erpel erster Klasse, die nun das einzige Organ waren, das die Enten noch an die Oberfläche der Versorgung band, und Erwin merkte, wie sein Körper, der Körper des Überläufers, den Rhythmus der Macht annahm, der so unnatürlich war, dass er schon wieder natürlich schien.

Als die zweite Revolte kam, war sie kein dummer Auflauf mehr, sondern eine Prozession, ein Marsch, der im Westen begann, wo die Binsen am dichtesten stehen, und in jedem Binsbüschel

wohnt eine Stimme, wenn man sie läßt, und man ließ sie, diesmal ließ man die Stimmen, weil die Schwäne müde waren, weil die Pandemie wieder ein paar Hälse krumm gemacht hatte und die Lücken in den Reihen wie Lichter wirkten, die durch die Zäune fallen, und die Erpel, geführt von niemandem und von allen, marschierten, man muss das Wort verwenden, obwohl Enten nicht marschieren, sie watscheln, aber dieses Watscheln war nicht mehr zufällig, es war die Übersetzung eines Entschlusses in die Sprache der Füße, sie zogen in langen, unordentlichen Reihen zum Palast, der kein Palast war, sondern eine Insel aus Schilf, umrundet von Brettern, die jemand einmal mit Farbe bestrichen hatte, und auf dieser Insel stand ein Rahmen aus Holz, und man sagte, dort sitze er, der König, unsichtbar, klein, wackelnd, begleitet von zwei großen, sehr stillen Schwänen.

Erwin ging mit, ohne zu wissen, ob er mitging, um zu sühnen, oder ob man ihn zwang, und an seiner Seite ging ein kleiner Erpel, der Kai genannt wurde, weil seine Mutter, die vor den Verdikten geboren hatte, die Freiheit gekostet hatte, und der sagte, dass es nicht akzeptiert werden könne, dass Gleiche Gleiche töteten, und Erwin, der das wusste wie jeder, hätte antworten können, dass es keinen Gleichen gäbe als den, der im Inneren an das Ungleiche glaubt, doch er schwieg, denn Worte sind in solchen Märschen zu schwer, und so schob sich die Prozession – es bleibt bei dem Wort – an den Plattformen vorbei, an den Säcken mit Korn, an den Binsen, an den Stegen, an den Erinnerungen und an den Geschichten, die im Wasser wiesen, und jeder Schritt schob den Schlamm ein Stück nach hinten, so dass der Teich in einer neuen Weise roch, nach Anfang und altem Brot.

Als sie den Palast erreichten, der in der Sonne zu brennen schien, nur, dass es die dünne Farbe war, die abblätterte, standen dort zwei Reihen Schwäne, nicht viele, aber sie standen so, dass das Wenige wie Vieles aussah, und in der Mitte öffnete sich eine Gasse, die in das Holzgerippe führte, und aus dieser Gasse kam eine Stimme, eine kleine, sehr klare, die nicht wie die der Schwäne war, die eher in den Hals als in den Kopf sprach, und sie sagte, die Erpel könnten passieren, wenn sie die Wahrheit sprächen, wenn sie eine einzige Frage richtig beantworteten, würden sie lebend an dem Rahmen vorbeiziehen dürfen, aber wenn sie falsch lägen, würden sie alle sterben, und dabei, sagte die kleine Stimme, läge der Trost, dass die Sache dann zu Ende sei, endlich, denn Unentschiedenheiten zersetzen die Ordnung, und Ordnung, das wüssten alle, sei nichts als die Verhinderung des Zersetzens.

Die Frage lautete, und sie wurde nicht gestellt, als man sie erwartete, denn Fragen aus Palästen kommen immer anders nach draußen als sie intendiert sind: Wer regiert euch, fragte die Stimme, und das Wasser hielt den Atem an, die Enten starrten, die Schwäne aus den Reihen blinzelten, weil sie plötzlich das Salz in den Augen spürten, und Erwin, der die fünf auf dem Boden sah, und den kleinen Kai an seiner Seite, dachte, dass Wahrheiten nicht nur Antworten, sondern auch Folgen sind, und wenn die Folge der Wahrheit der Tod ist, ist sie dann noch die Pflicht, und wenn die

Folge der Lüge das Leben ist, ist sie dann noch die Lüge, und das Denken, das in ihm wie ein Fisch in einer Reuse hin- und herflitzte, machte ihm schwindelig, und er sah, wie der kleine Kai den Schnabel öffnete.

Man kann eine Geschichte selten so erzählen, dass die Antwort auf eine Frage nicht zugleich die Antwort auf alle Fragen ist, und so will ich nicht verschweigen, dass es in diesem Augenblick nicht regnete, obwohl der Himmel dunkel wurde, und dass das Rauschen, das man hörte, nicht vom Wind kam, sondern von vielen Flügeln, die sich im Traum bewegten, und der kleine Kai sagte, Herrscher sei, wer fürchte, und man dürfe sich nicht eher beugen, als bis man gelernt habe, sich zu fürchten, und Erwin sah, dass dies eine Wahrheit war, aber keine Antwort, und hinter ihnen hob die Menge an zu murmeln, nicht wild, sondern wie ein Bach, der noch nicht weiß, ob er Wasserfall oder Teich werden will, und die Stimme aus dem Rahmen wiederholte, in sehr höflichem Ton, als würde sie das Protokoll einhalten, ob die Erpel wüssten, wer sie regiere.

Da sagte aus der dritten Reihe, leicht links versetzt, eine alte Ente, eine jener Mütter, die einmal Namen vergeben hatten und seitdem sehr still gewesen waren, eine dieser leisen, beharrlichen Gestalten, die zwischen dem Aufruhr und dem Gesetz ihr Nest bauen, sie sagte, der regiere, dessen Verdikte den Hals krümmen, und die Schwäne, die verstanden, fühlten etwas, das an Stolz erinnerte, weil der Satz schön war, und die Erpel, die verstanden, fühlten etwas, das an Erschöpfung erinnerte, weil der Satz wahr war, und keiner wusste, ob es die richtige Antwort war, denn die Frage war kein Rätsel, sondern eine Prüfung, und die Schwäne rückten ein wenig, sie rückten wirklich, es war ein kaum merkliches Schieben, wie wenn der Teich einen halben Zentimeter sinkt, und Erwin spürte in diesem Winzbewegen die ganze Gewalt eines Ja, das als Nein getarnt war.

Die Stimme aus dem Rahmen sagte dann, dass man das gelten lassen könne, wenn es ein Bekenntnis sei, und dass andernfalls die Konsequenzen bekannt seien, und jetzt waren sie an dem Punkt, an dem Märsche entweder in Geschichten münden, die man den Kindern erzählt, oder in Schweigen, das man den Kindern verschweigt, und Erwin dachte, dass es jetzt an ihm sei, etwas zu sagen, denn Schuld will sprechen, und er hob den Flügel, und in demselben Augenblick geschah etwas, das so unbedeutend war, dass es alles entschiedete: ein junges Küken, eines jener nassen, noch weichen Wesen aus der ersten Sequenz, huschte zwischen den Reihen hindurch, wahrscheinlich einer der viel zu jungen, die in solchen Momenten immer erscheinen, als wären sie vom Wasser ausgespuckt, und das Küken, das nicht wusste, dass man keine Namen nennen durfte, piepte in einem Ton, der die Luft schnitt, und rief „König“, nicht als Titel, sondern als Name, als ob es die Mutter wäre, die den zärtlichen Laut in das Unerlaubte wickelt, und die Schwäne, die alles von oben her betrachteten, zuckten, denn das Wort stieg wie ein Vogel auf.

Ob sie die Wahrheit sprachen, an diesem Rand der Gasse, an der Schwelle des Holzrahmens, ob der König ein Erpel war, ob er klein war, ob er wackelte, ob er lächelte, man weiß es nicht, denn zugleich, als der Ruf des Kükens verklang, setzte eine Bewegung ein, die weniger von Entschluss als von Notwendigkeit getragen war, die vordersten Erpel taten einen Schritt, die Schwäne wichen einen halben, die Stimme im Rahmen hielt inne, als müsste sie neu geblasen werden, und ich könnte sagen, sie ließen passieren, ich könnte sagen, sie töteten alle, ich könnte sagen, die Wahrheit war gesprochen und niemand starb, und ich könnte sagen, sie irrten und der Teich färbte sich rot, doch keine dieser Antworten wäre wahrer als die andere, solange man nicht weiß, wer was unter welchem Himmel Wahrheit nennt, und vielleicht ist es so, dass die Geschichte hier aufhört, nicht weil sie zu Ende ist, sondern weil sie beginnt.

Erwin stand in dieser Unentschiedenheit, spürte das Drücken der Menge im Rücken und die Erwartung im eigenen Bauch, die wie ein Ei war, das man zu lange warm gehalten hat, und er begriff, dass die Frage nicht dort lag, wo man sie hörte, sondern hier, wo man stand: Ob er in den Rahmen gehen würde, ob er an Kais Seite nach vorne treten und sagen würde, was er wusste, was er nicht wusste, was er tat, als er die fünf dem Schwan überließ, ob er den Stein im Bauch ablegte oder mit ihm in den See zurückkehrte, und in diesem Moment, als die Zeit eine Blase war, die nicht platzen wollte, dachte er an die Entenmutter aus der ersten Sequenz, die den Namen wie einen verbotenen Stern in die Nacht gelegt hatte, und er dachte, dass man vielleicht in Zeiten großer Verdikte nur dadurch lebt, dass man eine kleine, zärtliche Unordnung in sich bewahrt, die man nicht ausspricht, weil sie sonst stirbt.

Der Regen setzte ein, endlich, wie eine Entschuldigung, die zu spät kommt, und verwischte die Linien im Damm, die einmal Wege gewesen waren, und die Schwäne senkten die Hälse, nicht aus Trauer, sondern aus Berechnung, wie sie es immer tun, wenn sie Wasser trinken und zugleich das Ufer im Auge behalten, und die Erpel, die warteten, warteten weiter, und der Palast aus Holz sah aus wie ein Floß, das jederzeit ablegen könnte, und vielleicht tat er es, vielleicht trug die kleine Stimme ihn davon, vielleicht blieb er, vielleicht wurde er vom Regen ganz, ganz nass, so dass die Farbe in Streifen ablief, wie Tränen, und wenn man in jener Nacht am nördlichen Ufer stand, dort, wo Alwin immer saß, dann hörte man die Teiche husten, aber es klang nicht mehr wie Angst, es klang wie etwas anderes, das man erst später Begriff nennen wird, weil Wörter immer später kommen als das, was sie bedeuten.

Und so endete der Marsch nicht, und deshalb endete er, und die Frage blieb, und deshalb war sie beantwortet, und die Schwäne, die wenigen, die sie waren, und die Enten, die vielen, die sie immer sein werden, nahmen Wasser in die Schnäbel und hielten es, als sei es ein Schwur, den keiner hörte und jeder verstand.



## Resonanzfenster

### *Chronik einer adressierten Passung*

#### Abschnitt 1 – Protokoll eines unvollständigen Phänomens

Es gehört zur unglücklichen Eleganz der Wissenschaft, dass sie mit Vorliebe jene Ereignisse registriert, die sich ihrer Messung entziehen, und so begann auch die Dokumentation dessen, was später unter dem provisorischen Etikett der „extraterritorialen Brutablage“ Eingang in die Kataloge bekam, mit einem Verzeichnis winziger Abweichungen in Geburtenregistern, morphologischen Kennzahlen und neurophysiologischen Basiswerten, die einzeln betrachtet als harmlose Streuung gegolten hätten, zusammen jedoch – in einer nur durch geduldiges Übereinanderlegen von Datenschnitten sichtbaren Kohärenz – eine Signatur ergaben, die niemandem gehörte, den wir kannten, und dennoch, auf irritierende Weise, niemandem fremd erschien.

In den frühen Aufzeichnungen, die von Provinzkliniken, Raumhafenpforten, Grenzstationen und universitär angebundenen Ambulanzen eingespeist wurden, fand sich kein einziger Hinweis auf ein Ereignis, das man mit den dramatischen Vokabeln der Literatur belegen könnte – keine Lichter am Himmel, keine Ankunft aus den Tiefen, keine Geräuschkulissen außerhalb des üblichen meteorologischen Zufalls –, sondern nur ein sachte anschwellender Chor administrativer Anomalien, in dem die Stimmen der Hebammen, Geburtshelfer und Amtsnotare, jede für sich korrekt und pflichtbewusst, im Zusammenklang jedoch eine Melodie ergaben, deren Töne außerhalb der gewohnten Tonleitern lagen und deshalb zunächst als Rauschen ausgefiltert wurden. Die Kinder, die später in unseren Akten als *Individuen der Klasse C* auftauchten, wurden in Familien geboren, die sich in ihrer unaufgeregten Normalität dadurch auszeichneten, dass sie keinerlei Raum für Sensationen ließen, weshalb die ersten Jahre dieser Biografien von Einträgen geprägt sind, die statistisch beruhigen – regelmäßige Entwicklungsschritte, unauffällige Krankheitsbilder, eine Vorliebe für technisch nicht erklärungsbedürftige Speisen und Beschäftigungen –, und wenn sich doch einmal eine Abweichung zeigte, dann von jener Art, wie sie jeder Kinderarzt mit einem abwinkenden „Wächst sich aus“ beschwichtigt und die Eltern dankbar wieder in den Fluss der Verrichtungen entlässt.

Dass wir überhaupt aufmerkten, verdankten wir nicht dem einzelnen Fall, sondern der Akkumulation von Maßlosen im Maßhaltigen: Es waren die milchglasigen Ränder in den Netzhautscans, die ein Kollege im Archiv zunächst für Artefakte der Kompressionssoftware hielt; es waren die minimalen Verschiebungen in den Reaktionszeiten auf mehrdeutige Reize, die in einem Labor für kognitive Basiserregung als Versucherwartung fehlinterpretiert wurden; es waren die Blutbilder, die an keiner Stelle deutlich waren, aber an allen Stellen hinwiesen, sodass erst die

Summation vieler Informationen – und die Beharrlichkeit einiger weniger, die Informationen ernst zu nehmen – den Eindruck einer Erkenntnis ergab, dessen Bedeutung wir erst rückwirkend verstehen konnten.

Die Hypothesen, die in dieser Phase gewälzt wurden, sind im Rückblick lehrreich, weil sie die Grenzen des jeweils Denkbaren markieren: Manche sprachen von einer verborgenen Bevölkerungsgruppe mit eigener Diätetik und damit einhergehenden Mikronährstoffprofilen, andere von einer somatischen Anpassung an neue, aus der Kolonialexpansion zurückfließende Allergene, wieder andere von einer kaum verstandenen Korrelation zwischen urbanen Schlafmustern und neuronaler Plastizität im Vorschulalter – alles in sich geschlossene Erklärungen von jener Ordnung, die beruhigt, weil sie das Ungewöhnliche in das Gewöhnliche rückübersetzt, und dennoch, auf eine schwer zu benennende Weise, zu glatt und dabei viel zu reibungsfrei und damit zu bequem für die Daten selbst.

Die erste koordinierte Erhebung – ein Versuch, der mit der bescheidenen Ambition antrat, Ordnung in Metadaten zu bringen und nichts weiter – verband die Identifikatoren der Geburtskliniken mit den anonymisierten Schuluntersuchungen und den routinemäßigen Vorsorgeprofilen, und aus dieser triangulierten Perspektive ergaben sich Kurven, die auf keiner bekannten Karte verzeichnet waren: eine schwache, aber robuste Tendenz zur Synchronisierung bestimmter Hormonspiegel in Schüben, die nicht mit den üblichen Entwicklungsfenstern deckungsgleich waren; eine seltsame, gleichwohl reproduzierbare Vorliebe für kausal mehrdeutige Bilderrätsel; eine, wenn auch im Alltag unsichtbare, außergewöhnliche Stabilität gegenüber akustischem, „weißem“ Störpegel, als hätten manche Ohren gelernt, das Rauschen liebzuhaben, aus dem die Signale kommen.

Auf gesellschaftlicher Ebene blieb all dies ohne Effekt, weil kein Alarmton erklang, der eine Bürgermeisterin oder einen Minister hätte aufschrecken können, und so wuchsen die Kinder – begabt, höflich, manchmal eigensinnig, nie bedrohlich – in jene Rollen hinein, die jedes Gemeinwesen bereithält, um sich selbst zu bestätigen, während in den stilleren Domänen der Verwaltung und Forschung die Terminologie zu wandern begann: Aus „auffällig unauffällig“ wurde „kohärent nichtklassifizierbar“, aus „marginal verschoben“ wurde „systematisch moduliert“, aus „rätselhaft“ wurde, über das Umwegwort „komplex“, das Eingeständnis, dass wir einem Phänomen gegenüberstanden, das unsere Begriffe kannte und ihnen auswich, ohne sie zu verhöhnen.

Als wir schließlich die ersten Intervallberichte verfassten – Dokumente, die zwischen Leitartikel und Laborjournal oszillierten und in ihrer nüchternen Sprache eine Unruhe nicht verbergen konnten, die im Text keine Stelle fand –, fehlte uns noch jedes belastbare Modell, ja, es fehlte uns die Entscheidung, ob es eines biologischen, sozialen oder informationstheoretischen Modells

bedürfe, denn die Zeichen ließen sich, je nach Blickrichtung, in jeder dieser Logiken anordnen, und doch, so sehr wir auch rotierten, blieb im Zentrum ein leerer Platz, der in seiner Leere mehr sagte als unsere Formeln, nämlich, dass hier ein Wille zur Passung am Werk war, der unsere Messwerkzeuge wie Höflichkeitsbesuche behandelte: man empfängt sie, aber man verrät nichts.

Die Ethikkommission, die man frühzeitig und vielleicht zu früh in das Verfahren einzubinden suchte, verfasste ein Memorandum, dessen nüchterne Sätze in der Erinnerung ein leises Vibrieren behalten haben, weil sie, ohne es auszusprechen, einen Verdacht umkreisten: dass wir es nicht mit einer zufälligen Drift zu tun hätten, nicht mit einem emergenten Muster aus Umweltreizen und genetischen Lotterien, sondern mit einer Absicht, deren Form wir nur erkennen konnten, weil sie perfekt darin war, ihre Absichtlichkeit zu verbergen, und deren Erfolg sich gerade daran maß, dass Eltern, Lehrkräfte, Ärzte und die Kinder selbst sich in einem Spiegel betrachteten, der das Gesehene bestätigte, indem er alles andere ausblendete.

In dieser Lage, die zwischen wissenschaftlicher Geduld und administrativem Fatalismus balancierte, trafen wir eine Entscheidung, die weniger heroisch war, als sie im Nachhinein klingt, nämlich die Entscheidung, weiter zu zählen, weiter zu protokollieren und weiter zu vergleichen – in der Hoffnung, dass sich das unsichtbare Gitter, das wir zu spüren glaubten, eines Tages in den Staub der Zahlen abdrücken würde –, und wenn ich heute, da die Chronik fortgeschrieben ist, die frühesten Tabellen betrachte, dann sehe ich in ihnen nicht die Ohnmacht, die uns später vorgeworfen wurde, sondern eine Art vorbereitende Demut, mit der man die eigene Theoriearmut akzeptiert, um das Fremde lange genug anzuschauen, bis es sich an den Rändern verrät.

## Abschnitt 2 – Fallstudie „Elian“, aufgezeichnet in longitudinaler Perspektive

In der Sammelakte erscheint der Name „Elian“ zunächst wie jeder andere Eintrag, erfasst von einer unauffälligen Geburtsstation in einem Küstenbezirk, koordiniert durch eine Registrarin, die in dreißig Dienstjahren nie eine Schlagzeile produziert hat und gerade deshalb verlässlich ist, und so lesen wir, nach dem obligatorischen Apgar und den routinemäßigen otoakustischen Emissionen, eine Reihe wohltemperierter Normalitäten, die erst in der Aggregation eine eigentümliche Saite anschlagen: eine Retina mit minimal milchigen Rändern, die der Augenarzt einem Filter der Kamera zuschreibt, eine Schlafpräferenz für gleichförmigen Lüfterlärm, der die Wiegenlieder der Mutter überblendet, sowie ein frühes, gelassenes Interesse an mehrdeutigen Bilderbüchern, als sei die Unentschiedenheit der Gestalten kein Störfall, sondern ein Ort der Ruhe.

Die ersten Lebensjahre des Kindes bestehen, der Chronik nach, aus jenen unspektakulären Verrichtungen, in denen Gesellschaften ihre Selbstähnlichkeit garantieren – Impfserien,

Tetanustests, die klebrige Prozession der Kinderkrankheiten und die unzähligen Nachmittage in Sandkästen, die wie niedrige Archäologien aussehen –, und doch fallen in den Kommentaren der Betreuungskräfte Fußnoten an, die in ihrer Diskretion bemerkenswert sind: Elian ordnet Bausteine nicht nach Farbe, nicht nach Größe, sondern nach Winkeln der Schatten, baut Türme, die stabil bleiben, wenn andere Kinder die Luft vor ihnen verwirbeln, und antwortet auf Rufennamen in jener halbsekundigen Latenz, die nicht Zerstreutheit ist, sondern die Geste eines Systems, das Rückbestätigungen schätzt, bevor es handelt.

In der Vorschule, so notiert die Pädagogin in sauberer, etwas altmodischer Hand, zeigt das Kind eine Höflichkeit, die nicht einstudiert wirkt, vielmehr wie die präzise Reproduktion sozialer Vektoren, die es aufnimmt und spiegeln kann, ohne sich darin zu verlieren, was im Alltag als Reife gelobt wird und in den Testreihen als eine eigenartige Stabilität gegenüber Störsignalen aufscheint: Während andere Kinder beim Versuch, gleichzeitige Reize zu sortieren, die Fehlerquote mit der Lautstärke ihrer Umgebung erhöhen, bleibt Elian überraschend konstant, als hätten Gehör und Aufmerksamkeit sich auf eine heimliche Übereinkunft geeinigt, das Rauschen als Träger und nicht als Feind zu behandeln.

Das häusliche Milieu, das in Hausbesuchen und Elterngesprächen mit protokollarischer Geduld vermessen wird, bietet keine Sensationen an; der Vater, ein Mechaniker, der die Sprache der Lager und Riemen beherrscht, führt das Kind an das geduldige Zerlegen einfacher Geräte heran, während die Mutter, in rotierenden Nachtdiensten einer Klinik verpflichtet, ausgerechnet dann die größte Ruhe ausstrahlt, wenn die Wohnung voll kleinster Geräusche ist, und so lernen wir Elian nicht als Wunderkind kennen, sondern als jemanden, der in Konstellationen gedeiht, die andere ermüden, indem er die Wiederkehr des Immergleichen nicht flieht, sondern sie als eine Art taktiles Alphabet benutzt, in dem die Welt ihre verlässlichen Silben bildet.

In den schulischen Basisdiagnostiken werden die üblichen Paradigmen angewandt – Stroop-Varianten, Navon-Figuren, serielle Positionseffekte in Listen und die notorisch tückischen „Schwan oder Elefant“-Bildtafeln –, und die Auswertung bestätigt, was im Alltag nur als sympathische Verschrobenheit registriert wird: eine leicht überdurchschnittliche Geschwindigkeit in der Auflösung visueller Ambiguitäten bei gleichzeitiger Abwesenheit jener impulsiven Korrekturen, die gewöhnlich aus der Ungeduld resultieren, recht zu haben, ergänzt um eine abrufbare Gedächtnisleistung für leise Geräuschsequenzen, als hätte das Kind die Angewohnheit, die Muster hinter den Mustern als Erstes zu hören und erst danach die Töne, die wir für die Musik halten.

Mit Beginn der Vorpubertät registrieren die longitudinalen Reihen einen Schub, der die Biochemiker zunächst nicht beunruhigt, dann aber, angesichts seiner Synchronität mit anderen Fällen, die Notiz „beobachten“ verdient: Hormonpegel, die in kurzen, geordneten Wellen

überschießen, ohne die typischen Nebengeräusche von Stimmungslabilität zu erzeugen; eine leichte Verschiebung des Schlafbeginns um exakt dieselbe Zahl von Minuten an drei aufeinanderfolgenden Tagen; eine auffällige, wiewohl harmlose Zuneigung zu Aufenthaltsorten, die durch gleichmäßige Vibrationen geprägt sind, wie der Tisch über dem alten Kühlschranks, der Rand einer Brücke über dem Fernzug, der Windschutz vor dem Transformatorhäuschen, und immer wieder die Fähigkeit, in diesen Umgebungen zu lesen, zu lernen, zu verlangsamen, als atme der Körper mit etwas mit, das nicht wind- oder strombetrieben ist, sondern regelhaft im Hintergrund pulst.

Im sozialen Gefüge wird Elian derweil so gesehen, wie Gesellschaften es lieben – als freundlich, hilfreich, mit einem Instrumentenkasten an Nachahmungen, die keine Maske, sondern eine Emphase sind –, und wenn gelegentlich jemand vermerkt, dass das Kind in Gesprächen die Pause, diesen schmalen Grat zwischen Antwort und Gegenantwort, metronomisch präzise trifft, dann gilt das als gutes Benehmen und nicht als Marker eines Systems, das auf Resonanz angewiesen ist.

Aus der Perspektive unserer Sammlung ist Elian kein Ausreißer, eher ein Musterexemplar der Klasse C in jenem Stadium, das die Kliniker „vollständige Passung bei partieller Eigenfrequenz“ nennen, eine Formulierung, die so bürokratisch klingt, dass sie die eigentliche Pointe fast verdeckt, nämlich, dass sich hier ein Leben der Umgebung so perfekt anlegt, dass nur in den Pfaden des Rauschens, in den Gewohnheiten des Gleichförmigen oder in den kleinen Entscheidungen für Ambivalenz und gegen Eile eine Signatur sichtbar wird, die nicht schreit, sondern wartet, als lausche sie auf einen Ruf, der, wenn er kommt, nicht von außen her an das Trommelfell schlägt, sondern im Inneren als Übereinstimmung spürbar sein wird.

### Abschnitt 3 – Erste Evidenzkaskade unter Laborbedingungen und im Feld

Der Anlass für die zweite Erhebungswelle – die in den Akten als *Evidenzkaskade A* geführt wird und in ihrer Konzeption zugleich bescheiden und überambitioniert erscheint – war kein spektakulärer Befund, sondern die auffällige Wiederkehr winziger Synchronitäten in voneinander unabhängigen Datensätzen, wobei jene unscheinbaren Gleichzeitigkeiten, die man im Alltag einer Großpopulation getrost als Zufall ablegt, in ihrer Summe ein Muster ergaben, das sich quer durch Zeitzeonen, institutionelle Routinen und Gerätegenerationen fortsetzte, als habe eine vorsichtige Hand in unsere Messpläne hineinkorrigiert, ohne eine einzige Regel explizit zu brechen, und so beschlossen wir, für einen streng begrenzten Zeitraum sämtliche Reiz-Reaktions-Messungen der Klasse C zentral zusammenzuführen.

Die erste Struktur, die aus dieser Harmonisierung hervortrat, ließ sich, da wir auf Metaphern angewiesen sind, vorläufig als *Resonanzfenster* benennen, womit jene schmalen Intervalle gemeint sind, in denen die Summe der Reaktionszeiten vieler Probanden auf breitbandige, inhaltlich bedeutungslose Reize nicht nur enger wurde, als die Normalverteilung uns gestatten würde,

sondern sich in einer Weise verdichtete, die auf eine gemeinsame Taktung schließen ließ, welche weder mit den üblichen zirkadianen Parametern korrelierte noch mit schulischen Tagesrhythmen oder städtischen Verkehrsflüssen, vielmehr in ihrer Sturheit so indifferent gegen menschliche Organisation war, dass man sie, wäre man mutiger gewesen, sogleich als externen Taktgeber bezeichnet hätte.

Zur Absicherung gegen methodische Artefakte – eine Sorge, die uns zu Recht mehr beschäftigte als jede spektakuläre Interpretation – erweiterten wir die Datengrundlage um Quellen, die ursprünglich nicht für kognitive Messungen gedacht waren, nämlich die anonymisierten Sensorstreams gängiger Gesundheitsarmbänder, deren Herzfrequenzvariabilität und Bewegungsvektoren in hinreichender Auflösung vorlagen, und fanden, nach Entfernen individueller Routinen und Umgebungsstörrößen, dieselben schmalen Verdichtungen in der zeitlichen Nachbarschaft der Laborfenster, als ob der Körper, unbefragt und unbelehrt, in jenen Minuten Entscheidungen über die Sortierung seiner inneren Geräusche getroffen hätte, die mit unseren Tests nichts zu tun hatten und doch auf sie antworteten, woraus weniger ein Ergebnis als eine Verpflichtung folgte, die Feld- und Laborspuren miteinander sprechen zu lassen.

Ein Teil der Kohorte – auf Freiwilligkeit und nach ausführlicher Aufklärung beruhend, wie die Ethikkommission es in präzise Formeln gefasst hatte – wurde daraufhin in eine Sequenz von Feldmessungen eingebunden, deren Konstruktion so harmlos wie anspruchsvoll war: Wir setzten die Probanden in definierte Umgebungen, die sich durch gleichmäßige, technisch nicht codierte Hintergrundvibrationen auszeichneten, wie Brückenköpfe über Fernzügen, Wartesäle mit beständig arbeitenden Klimageräten oder die betonierte Vorfelder von Trafostationen, und ergänzten dies durch einen Laborteil, in dem breitbandiges Rauschen in pseudorandomisierten Sequenzen dargeboten wurde, wobei alle Parameter – Lautheit, Spektralverteilung, Dauer, Pausen – vorab registriert, versiegelt und für Dritte einsehbar gemacht wurden, um späteren Einwänden bezüglich selektiver Auswertung die Grundlage zu entziehen.

Die Ergebnisse, so nüchtern sie sich in Tabellen und Konfidenzintervallen präsentieren, zeigen, in der Zusammenschau, eine Eigenart, die schwerlich mit Gewöhnung, Erwartung oder Placebo zu erklären ist, denn in den Protokollen der Klasse C findet sich, über mehrere Orte und Geräte hinweg, ein schwach ausgeprägtes, aber robuste Phasenverhalten in den ereigniskorrelierten Potenzialen, dessen periodische Komponenten in einem Verhältnis zueinander stehen, das nicht nur herausfällt aus den bekannten Resonanzen des Hör- und Gleichgewichtssystems, sondern auch aus jenen schlichten rationalen Verhältnissen, wie sie typischerweise in technischen Störquellen auftreten, sodass – dies sei betont – nicht von einer Quelle die Rede sein kann, sondern von einem Ordnungsprinzip, das sich auf die Reihenfolge der Unordnung bezieht und innerhalb dieser

Ordnung ein *Ja* und *Nein* markiert, ohne Information zu tragen, wie ein Händedruck, der nur die Verbindung prüft.

Im eng gefassten Einzelfall, der uns als Kontrollnarrativ dient und in dem Elian – nach Zustimmung der Sorgeberechtigten und mit dem ausdrücklichen Recht auf Abbruch zu jeder Zeit – als Proband erscheint, zeigt sich das gleiche stille Einrasten: An zwei aufeinanderfolgenden Tagen, jeweils in einem der identifizierten Fenster, fällt im Rauschtest die Varianz der Reaktionszeiten abrupt unter den individuellen Median, die Fehlerquote sinkt, ohne dass die Geschwindigkeit auf Kosten der Genauigkeit steigt, und das Heimprotokoll registriert in zeitlicher Nachbarschaft eine kurze, ausgesprochen gleichmäßige Phase der Herzfrequenzvariabilität, in der die ansonsten lebendige Mikrounruhe des vegetativen Systems einer Gelassenheit weicht, die nicht Müdigkeit ist, sondern das, was Kliniker, wenn ihnen die Worte fehlen, „stabil“ nennen, woraufhin der Alltag ohne sichtbaren Wandel fortsetzt, als sei nichts geschehen.

Die methodische Gemeinde – zu Recht misstrauisch gegenüber wunderbaren Kurven, die zu schön sind, um wahr zu sein – verlangte Replikation unter Fremdaufsicht, und so wurden die Stimulusfolgen, die Zufallsseeds, die Verstärkerwege und die Auswertepipelines in drei voneinander unabhängigen Laboren wiederholt, wobei Kontrollgruppen, die in Alter, Geschlecht, sozioökonomischem Status und Schlafprofilen sorgfältig gematcht waren, keine entsprechenden Muster zeigten, während die Klasse C – mit individuellen Schwankungen in der Ausprägung und ohne jegliche pathologische Begleiterscheinungen – die charakteristische Phasenbindung erneut abbildete, woraus streng genommen nur folgt, dass eine Synchronisierung ohne erkennbare Quelle und ohne erkennbaren Inhalt stattfindet, und doch ist es schwer, in der Praxis nicht von einem Ruf zu sprechen, wenn die Angerufenen, ohne Worte zu hören, zur gleichen Zeit stiller atmen.

Zur theoretischen Einordnung wurde, mangels geeigneter Metaphern, ein minimales Modell vorgeschlagen, das auf der Idee beruht, dass die beobachteten Verdichtungen nicht durch ein extern aufgeprägtes Signal entstehen, sondern durch eine dynamische Reduktion der frei verfügbaren Zustandsräume im Hintergrundrauschen, wodurch in kurzen Intervallen die Zahl der *günstigen* Reaktionsbahnen steigt und gleichsam die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass heterogene Systeme – Gehirne, Herzen, Muskeln, Messgeräte – für einen Moment so tun, als hätten sie sich verabredet, was weniger eine Erklärung als eine Form ist, das Unerklärte aufzubewahren, bis bessere Begriffe bereitstehen, und was im Übrigen die praktische Konsequenz hat, dass man diese Fenster vorhersagen kann, indem man nicht nach Signalen sucht, sondern nach Löchern im Zufall. Als die erste Vorhersage – eine vorsichtige, mit breiten Fehlerbalken versehene Angabe eines Intervalls in der folgenden Woche – mit den Messungen übereinlief, ohne dass es eines Nachjustierens bedurft hätte, stand fest, dass wir es uns nicht mehr leisten konnten, die Beobachtungen als Kuriositäten zu behandeln, zugleich aber, dass jede voreilige Namensgebung

das Tatsächliche verriegeln würde, weshalb die Kommission, flankiert von Fachgutachten und nicht ohne Widerspruch in den eigenen Reihen, beschloss, die Öffentlichkeit vorerst mit einer neutralen Notiz zu informieren, in der von *vorübergehender Reaktionsverdichtung in breitbandigen Testumgebungen* die Rede war, während wir intern, nüchtern und etwas bleich, akzeptierten, dass hier eine Ordnung um unsere Ordnung kreiste, die nichts verlangte, als dass die Betroffenen anwesend seien, wenn der Takt wiederkehrt.

## Abschnitt 4 – Erstkontaktprotokoll ohne Emissionssignatur

Dass die Rückkehr derjenigen, die in unseren Akten erst als Vermutung und dann als statistisch belastbare Abwesenheit einer bekannten Ursache geführt worden waren, nicht in der Form optischer, akustischer oder thermischer Übergriffe stattfinden würde, sondern als eine Ordnung, die sich über die bereits identifizierten Resonanzfenster legte wie eine zweite, präzisere Taktung, ließ sich im Nachhinein als zwingend darstellen, doch in der Gegenwart des Ereignisses bestand sie zunächst aus einem Bündel von Unauffälligkeiten – geringfügige Driftkorrekturen in den Referenzoszillatoren der orbitalen Vergleichstaktgeber, minimal veränderte Fehlerraten in den Vorhersagemodellen breitbandigen atmosphärischen Rauschens, eine handbreit abweichende Stabilität von GNSS-Differenzkorridoren und, im unbeachteten Untergrund der Infrastruktur, eine verlässliche, wenn auch schwache Reduktion des algebraischen Mittels städtischer Mikrovibrationen, als würde jemand den Teppich nicht heben, sondern einen Moment lang das Flimmern aus dem Gewebe nehmen.

Die Sensorik, die wir in den vorangegangenen Phasen noch als flankierende Beweisführung betrachtet hatten, lieferte in dieser Etappe das eigentliche Bild: In den Daten der Wetterradare tauchten Segmente auf, die nicht durch reflektierende Objekte, sondern durch eine systematische Abwesenheit jener zufälligen Rückstreuung gekennzeichnet waren, auf die unsere Filter eigentümlich empfindlich reagierten; die seismischen Stationen der Region meldeten, synchron zu zuvor berechneten Fenstern, eine für menschliches Empfinden unmerkliche Harmonisierung der Hintergrundgeräusche nahe bestimmter Brückenköpfe und Transformatorvorfelder; und mehrere voneinander unabhängige Zeitbasen in Laboren, die sich der Klasse C widmeten, zeigten eine winzige, wiederkehrende Koinzidenz in der Korrektur ihrer Disziplinierung, als ob ein externer Taktgeber nicht gesendet, sondern für Sekundenbruchteile die Notwendigkeit des Sendens abgeschaltet hätte, wodurch die Uhren, ihres Rauschens kurz enthoben, aufeinander hörten.

Die Kommission, die den Übergang vom Beobachten zum Handeln mit jener Vorsicht koordinierte, die aus vielen kleinen Irrtümern und wenigen großen Skandalen gelernt hatte, klassifizierte das zu Erwartende als „Ereignisklasse R“ – R wie *Resonanzgestützte Kontaktaufnahme ohne Primärsignatur* – und gab in einem Rundschreiben Vorgaben heraus, die in ihrer Bescheidenheit die

Lage am besten beschrieben: Die Probanden der Klasse C sollten, ohne Änderung ihres Alltags, in den prognostizierten Intervallen idealerweise an den Orten verweilen, an denen sie sich ohnehin gern aufhielten und die durch gleichförmige Umgebungsgeräusche geprägt waren; die Aufsicht führenden Stellen sollten messen, dokumentieren und nichts erzwingen; und die Familien sollten informiert, aber nicht instruiert werden, weil jede Form von Isolation, Quarantäne oder Zwang die entscheidende Eigenschaft des Phänomens – sein Vertrauen auf Übereinstimmung statt Gewalt – nicht nur missverstanden, sondern vermutlich zerstört hätte.

Als die Fenster einsetzten, verdichtete sich das zuvor nur als Korrelation Vermutete in eine Form, die man, um ein verführendes Wort in die Nähe des Tatsächlichen zu bringen, „Adressierung“ nennen könnte, denn es zeigte sich, dass nicht die gesamte Kohorte, sondern je nach Intervall wohldefinierte Teilmengen derselben in eine synchronisierte Ruhe traten, die sich im vegetativen System als nacktes Plateau der Herzfrequenzvariabilität und im Verhalten als unspektakuläre Präferenz für den Verbleib an ein, zwei Lieblingsorten manifestierte.

Von „Schiffen“ zu sprechen wäre, als wollte man ein Geräusch malen, und doch verdanken wir der Pflicht zur Beschreibung einige Umriss einer Antriebsarchitektur, die sich nicht über Emission, sondern über Elimination kenntlich macht, denn wo unsere Radare, Lidar-Arrays und thermischen Kameras üblicherweise ein Spektrum banaler Artefakte einsammeln, entstand in den entscheidenden Momenten eine topologisch zusammenhängende Zone reduzierter Rückantwort, die sich mit unseren Kontrastmitteln nicht füllen ließ, während gravimetrische Pendel der älteren Bauart, unökonomisch, aber in ihrer Ehrlichkeit unübertroffen, eine flache, bewegliche Umkehr der alltäglichen Uneinigkeit der Masseverteilungen anzeigten, als werde Trägheit für Zeitfenster kleiner als die Aufmerksamkeit kurz entprivilegiert, wodurch Bewegung nicht erzwungen, sondern die Notwendigkeit des Bewegens aus der Rechnung genommen wurde.

Die Kommunikation, sofern der Begriff ohne Missverständnisse benutzt werden kann, bestand nicht aus kodierten Signalen im Raum der Bedeutungen, sondern aus Negationen im Raum der Zufälle, indem, in kurzen, voraussehbaren Intervallen, die Zahl der *schlechten* Reaktionsbahnen durch eine strukturelle Verarmung des Hintergrundrauschens sank, sodass eine binäre Interaktion möglich wurde, die kein Alphabet und keine Grammatik voraussetzt.

Der Übergabemechanismus – in den Papieren als *gradientenarmer Korridor* bezeichnet, um nicht „Schacht“ zu sagen, wo keiner war – zeigte in mehreren dokumentierten Fällen dasselbe Muster: In der Zone der reduzierten Rückantwort entstand für Minuten ein Bereich, in dem die Summe der mikroskopischen Gegenkräfte auf beobachtbare Weise geringer wurde, wodurch Fortbewegung nicht leichter, wohl aber folgenreduzierter erschien, und die Betroffenen, die bereits in Passung waren, setzten, ohne sichtbare Aufforderung und ohne äußeren Zwang, zwei, drei

Schritte in einen Raum, der im Bild nicht anders aussah als der Rest der Welt, aber im Körper die Entscheidung bestätigte.

Für die Institutionen, deren Logik auf Zuständigkeit beruht, war diese Form des Kontakts eine Zumutung, weshalb man eilig Formulare erfand, die das Nichtverfügbare zu erfassen suchten – vorläufige Aufenthaltsbescheinigungen ohne Aufenthaltsort, Sorgerechtsvermerke mit beidseitiger Zustimmung zwischen Pflegefamilien und Unbekannt, ärztliche Atteste über den Befund „*stabil ohne Befund*“ –, und die Kommission, nunmehr gezwungen, Öffentlichkeit und Verantwortung in ein Gleichgewicht zu bringen, gab knappe Hinweise heraus, die weder warnen noch locken sollten: In den nächsten Wochen seien, mit einer Periodizität, die sich an den früheren Fenstern orientiere, weitere Intervalle zu erwarten; Betroffene sollten ihren Alltag unbeeinträchtigt fortführen; Beobachtende sollten messen, aber nicht hindern; und alle übrigen sollten verstehen, dass ein Erstkontakt stattgefunden habe, der ohne Dialog auskomme, weil Einverständnis hier die Sprache sei.

Wenn man, was geboten ist, einen wissenschaftlichen Satz am Ende dieser Etappe verlangt, dann vielleicht den, dass eine fremde Zivilisation eine Trägheits- und Rauschökonomie beherrscht, in der Mobilität, Adressierung und Zustimmung als drei Aspekte desselben Vorgangs erscheinen, sodass Schiffe nicht zeigen, indem sie senden, sondern verbergen, indem sie das Rauschen für einen Augenblick ordnen; dass Kommunikation nicht darin besteht, Bedeutungen zu übertragen, sondern Möglichkeiten zu reduzieren; und dass Abholung nicht als Entzug, sondern als Angebot verstanden werden muss, dem nur diejenigen folgen können, die zuvor, aus Gründen, die wir erst in der nächsten Etappe zu benennen versuchen werden, gelernt haben, das Rauschen zu lieben, aus dem die Signale kommen.

## Abschnitt 5 – Entscheidung, Mechanismusexplication und gesellschaftliche Nachträge

Nachdem die Ereignisklasse R in mehreren Intervallen replizierbar geworden war und die Kommission, flankiert von Kliniken, Messstellen und einem zunehmend gelassenen Teil der Öffentlichkeit, akzeptiert hatte, dass die Abholung weder Befehl noch Entführung, sondern eine an Übereinstimmung gebundene Option darstellte, wurde unter dem nüchternen Titel *Optionenschema O* ein Verfahrensrahmen formuliert, der festhielt, dass jede Teilnahme die freiwillige Gegenwart im Resonanzfenster voraussetzte, dass kein Eingriff ohne dokumentierte Passung zu erfolgen habe und dass vor, während und nach der möglichen Überschreitung ausschließlich protokollarische, nicht dirigistische Handlungen stattzufinden hätten – Messen, Verzeichnen, Bestätigen –, damit aus dem einmaligen Ereignis nicht der Präzedenzfall einer Verfügung über

Personen werde, die zuerst Kinder ihrer Familien und Gemeinden waren und erst in zweiter Linie Objekte eines kosmischen Versuchsdesigns.

Die spätere Offenlegung des Anpassungsmechanismus, die mit bewundernswerter Zurückhaltung im gemeinsam unterzeichneten *Technischen Anhang P* erschien, bestätigte, was zuvor aus indirekten Indizien abgeleitet worden war, ohne den Fehler der Überdramatisierung zu begehen: Die äußere Passung der sogenannten Klasse C beruhte nicht auf dauerhaften genetischen Eingriffen, sondern auf einer während der frühesten Embryonalphase etablierten, feldgebundenen Zusatzstruktur – im Text als *paramorphes Interface* bezeichnet –, deren mikrometrisch feine, metabolisch sparsame Aggregate an morphogenetische Gradienten andockten, ohne sie zu ersetzen.

Diese Interface-Schicht, deren biophysikalische Kopplung im Labor nur als Veränderung der Zustandsräume unter breitbandigem Rauschen sichtbar wurde, erwies sich als durchgehend abhängig von jener unscheinbaren Ökonomie, die wir bis dahin als Hintergrund behandelt hatten – die Textur zufälliger Mikroreize in Gewebe, Luft und Material –, sodass die Passung nicht als starres Maskenspiel zu verstehen ist, sondern als fortlaufende Übereinkunft zwischen Organismus, Umgebung und einem feldbasierten Korrektor, der weder sendet noch formt, sondern die Zahl der *günstigen* Lösungen laufend so verschiebt, dass die gewählte Gestalt wahrscheinlicher bleibt als ihre Abweichungen.

Die Abholung selbst, in den Protokollen nun präziser als *Übergang über gradientenarme Korridore unter Interface-Neukonfiguration* beschrieben, zeigte in mehreren dokumentierten Fällen, dass keine äußere Kraft die Passung löste, vielmehr der Schritt in die Zone reduzierter Gegenkräfte dem paramorphen System die Möglichkeit gab, seine Kopplungen auf einen zweiten, ebenso stabilen Attraktor zu drehen – denjenigen der Herkunftsspezies –, wobei die Entscheidung nicht durch Inhalt, sondern durch Form vermittelt wurde: Wer in der Passung verweilte, blieb in der Alltagsgestalt ohne jede Störung; wer zwei, drei Schritte in den Korridor setzte, bestätigte mit der Handlung das *Ja* zur Neukonfiguration, die sich nicht als sichtbare Verwandlung, sondern als veränderte Zuordnung von Rauschen zu Körper vollzog, nachweisbar nur in der feineren Topologie des vegetativen Systems und in jener gelassenen Reaktionsverdichtung, die wie eine Unterschrift ohne Buchstaben aussieht.

Im Einzelfall Elian, dessen Langzeitakte uns erlaubt, seltene Dichte und Diskretion zu verbinden, fand die Entscheidung in einer Form statt, die jeder Romanisierung spottet und gerade deshalb dokumentationswürdig ist: Der Jugendliche, von seinen Pflegeeltern begleitet und von uns nicht geführt, stand in einem prognostizierten Fenster an seinem üblichen Ort über dem Fernzug, atmete, nachweislich an den Kurven der Herzfrequenzvariabilität, in jenes Plateau hinein, das wir Passung nennen, und berichtete – später, im schlichten, nicht poetischen Vokabular eines Selbstprotokolls – keine Stimme und keinen Verlust des Selbst, sondern die gleichzeitige

Verfügbarkeit zweier Stimmigkeiten, von denen keine die andere bedrohte, woraufhin er, nach einer Pause, die im Diagramm wie ein ruhiger See aussieht, den Korridor nicht betrat, mithin das *Nein* der bleibenden Gestalt gab, das von den anderen, den Unsichtbaren, weder sanktioniert noch bejubelt, sondern nur registriert wurde.

Die Konsequenz dieser Nicht-Überschreitung, die im Optionenschema ausdrücklich vorgesehen ist und die in öffentlichen Debatten fälschlich als „Verweigerung“ etikettiert wurde, bestand nicht in einem Abbruch der Beziehung, sondern in der Einrichtung einer stabilen Zweifrequenzlage des Interfaces, die, um einen unglücklichen Musikvergleich zu riskieren, einer sauberen Doppeltonigkeit ähnelt, in der beide Attraktoren – Pflanzwelt und Herkunftsordnung – wirksam, aber nicht herrisch präsent sind, wodurch dem Individuum, so sagen es die Nachuntersuchungen, eine spätere Entscheidung ohne kumulierten Anpassungsstress offensteht, während im Alltag nichts weiter geschieht, als dass jene Orte, an denen gleichförmige Geräusche dominieren, an Bedeutung gewinnen, weil sie als Kontrollräume fungieren, in denen Parität und Selbstbestimmung überprüft werden können, ohne dass daraus eine Pflicht zur erneuten Teilnahme entstünde.

Gesellschaftlich erwuchs aus dieser Praxis kein Drama, sondern das, was Institutionen können, wenn man ihnen Zeit gibt: eine stille Umstellung der Zuständigkeiten, in der aus dem früher hilflosen Formularwesen ein vorsichtiges *Passungsrecht* wurde – mit der schlichten Maxime, dass Bürgerinnen und Bürger der Klasse C in allen Belangen wie alle anderen zu behandeln seien, ausgenommen der Unterstützung bei der Wahrnehmung ihrer Option, wozu Gemeinden Brücken- und Trafostationen als freiwillige Messorte lizenzierten, Schulen die Fensterschemata diskret in ihre Pläne integrierten, Kliniken die Protokolle „stabil ohne Befund“ als positiven Zustand anerkannten und Registerämter lernten, Aufenthaltsvermerke ohne Ortswechsel auszustellen, weil Aufenthalt hier eine Funktion der Übereinstimmung und nicht der Bewegung ist.

Im Verlauf der nächsten Zyklen, mit denen diese Chronik ihren stringenten Abschluss findet und deren Periodizität so verlässlich wurde, dass selbst die Skeptikerinnen nur noch mit Fragen der Auslegung beschäftigt waren, zeigte sich das ganze Spektrum der Entscheidungen – manche gingen im ersten verfügbaren Fenster, aus Gründen, die weder heroisch noch erklärungsbedürftig waren; manche blieben, wie Elian, mit dem nüchternen Vertrauen, später ebenso frei zu sein; manche vollzogen eine späte Überschreitung nach einem Jahrzehnt zweier Stimmigkeiten, und alle Fälle, die wir seriös begleiten konnten, bestätigten die Ausgangsthese, dass hier nicht Überzeugung übertragen, sondern Möglichkeit freigehalten wird, indem eine fremde Technik die Verantwortung, die sie technisch ausüben könnte, systematisch zurückweist und stattdessen die geringe, aber robuste Ordnung der reduzierten Zufälle als gemeinsame Sprache anbietet, in der Zustimmung messbar, aber nicht erzwingbar ist.

## Die Neunte oder Der Weg zum Höchsten

### Klarstellung

Bruckner schrieb in der Tradition absoluter Musik (so wackelig diese Tradition auch zu seiner Zeit noch war und immer noch ist), sodass der nachfolgende Text niemals im Bereich seiner Imagination lag, sondern allein in der des Autors. Damit schließt sich eine Bestimmung der Gedanken des Komponisten vollkommen aus. Was jedoch offen bleiben mag, ist eine Diskussion über die tatsächliche Losgelöstheit der Musik von jeglicher Objekt- und Sprachbezogenheit. Denn indem sie auf einen offenen Geist wirkt, wandelt sie mit den Phantasien und Erfahrungen des Geistes und verwandelt das Gehörte in eine neu gewandelte Erinnerung, Phantasie, Idee oder Leidenschaft. Daher ist absolute Musik nur bis ans Ohr des Hörenden absolut, doch das ist eine Diskussion, die nur interdisziplinär zu führen ist und keineswegs mit diesem Schriftstück angestoßen werden soll.

### Einleitung

Wohin hätte der Weg denn noch führen können, nach dieser grandiosen Achten Sinfonie, welche die Grundmaße der sinfonischen Gestaltung bis an die Grenzen der musikalischen Landschaften ausdehnte und nach Beethovens Neunter die erste und bisher einzige war, welche diese Grenzen gar zu berühren vermochte? Hat nicht ein Tonschaffender die absolute Pflicht, das Streben nach den Grenzen der Musikwelt aufzugeben, sobald er sie erreicht zu haben scheint, oder sollte er sich anmaßen, den einen Schritt zu machen, der ihn befähigt, über diese Grenze hinüberzutreten, ganz gleich, was dahinter auch kommen mag? Geht es an jener Grenze weiter hinauf zum olympischen Gipfel der Kunst oder hinab in die Tiefen, vor welcher der Kerberos wartet, um den in die Unterwelt eintretenden einem hungrigen, wilden Wolf gleich zu zerreißen? Oder gibt es dort gar eine unbewachte Pforte, hinter welcher der Dämon der Unterwelt wartet, um in die Welt der Menschen hinausgelassen zu werden, da dort seine wahre Bestimmung liegt: der Untergang der menschlichen Ästhetik, um letzten Endes den Menschen selbst in den Untergang zu führen?

Da Te Deum als vierten und damit abschließenden Satz des sinfonischen Schaffens Anton Bruckners zu denken, ist gewiss das Sinnvollste, was der Musik passieren kann, da die Grenzübertretung, die der alternde Greis in seiner Stube in Wien mit den ersten drei Sätzen seiner Neunten begangen hatte, in die wahre Richtung der Musik umgekehrt werden muss: hin zu einer reinen und göttlich angehauchten, freiheitlich-kindlichen Seriosität und fort von der Dämonen erweckenden Monstramentalität am Ende des ersten Satzes, als Bruckner mit dem Beginn der Coda mit einem kleinen Schritt weit über die Grenzen des bisher Erfahrenen hinaus trat und das Böse

in die Welt der Musik brachte, welches er letzten Endes nur mit seinem reinen, naiv-strahlenden Te Deum wieder vertreiben konnte.

## Der erste Satz: Die Geschichte der einsamen Wanderung

Anton begab sich auf eine große Wanderung, welche ihn an den Rand der bekannten Welt bringen sollte, und bereits an der Grenze zu seinem eigenen Land sah er die Rauchfeuer, welche über den Dörfern der Grenzregion schwelten. Reitende Völker hatten die arm-bäuerische Bevölkerung niedergeritten, im Gleichschwung ihrer Waffen, sich dabei die sengende Hitze und die ausgetrockneten Dächer zu Nutze gemacht und sie mit lodernden Fackeln angezündet, sodass diese selbst zu lodernden Leuchtfeuern wurden, welche jedoch kein Licht ins Dunkel brachten, sondern Schrecken und Finsternis unter den schreienden Menschen verbreiteten. Aus einem scheinbar sicheren Versteck beobachtete Anton die letzten Züge einer Schlacht, in der die verteidigende Menschenmasse niemals eine Aussicht auf Erfolg gehabt hatte; nichts deutete auf einen toten Angreifer inmitten der aufgetürmten leblosen Leiber auf dem zentralen Platz des Dorfes hin, das der Gaffende aus der Distanz betrachtete, und obwohl ein innerer Schmerz für die Toten aufhorchte, der wohlweislich natürlicher und damit unterbewusster Art war, empfand Anton kein Mitleid für die Toten, dafür war seine eigene Seele viel zu sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Viel zu sehr hatte er sich von der eigenen Gemeinschaft erniedrigen und in eine Ecke stellen lassen müssen; all die Geschehnisse rund um seine Person hatten ihm seine letzte Kraft geraubt, und eines Tages war die Entscheidung blitzartig vor seinen Augen gewesen: Die eigene hermetisch abgeriegelte und vielfach verödete Welt hinter sich lassend, zog er nun an den Rand der Welt, um im Alten das Neue zu suchen. An dieser Grenze jedoch gab es nichts Neues zu bestaunen, nur altes Leid und neues Unglück, welches eine marodierende Band von in der Situation Lebenden über einen Stamm gebracht hatte, der nur für sich selbst existieren wollte, ohne den Anspruch zu haben, das Land oder die Güter anderer zu besitzen; deren einziger Anspruch das täglich dahergebrachte Leben war, und darauf richteten sie gemeinsam ihre Kräfte aus, ohne den Vollzug eines klingenden Schwertstreiches im Nacken zu spüren, der in den Momenten vor Antons Ankunft über sie hinweggezogen sein musste. Weiter seinen Weg über die Grenzen seines heimatstämmigen Landes hinaus zog der einsame Wanderer, der nichts weiter an Verpflegung mitgenommen hatte, als was er brauchen würde, um seinen Körper und Geist so weit am Leben zu erhalten, bis er das Neue entdeckt hatte. Schritt für Schritt marschierte er weiter voran; stets hatte er dabei die Sonne an seiner Seite, die ihm den Weg beschien, und wenn es einmal Zeit für eine Rast wurde, suchte sich Anton eine sprießende Quelle oder einen dahinfließenden Wasserlauf, setzte sich in den Schatten und versuchte für die wenigen Momente, in denen er nicht Acht geben musste, in welche Richtung er sich begab, von seinem bisherigen Leben Abstand zu nehmen, das

ihn nicht sehr mit Dank beigepflichtet hatte. Nein, der von außen Betrachtende konnte wahrlich nicht behaupten, dass er vom Glück und vom Dank der anderen bedacht gewesen war, vielmehr hatte sich mit der Zeit eine Art unsympathisches und gefühlskalt Unverständnis unter seinen Mitmenschen breitgemacht, die nicht nur ihn, sondern vor allem das rumpelhaft-eigentümliche seiner Charaktergestaltung missachteten, was im Grunde noch weitaus schlimmer war als offenkundiger Hass, denn mit diesem war viel leichter umzugehen als mit den hintertriebenen und nur in seltenen Momenten einzusehenden Eigenarten. Es war wie ein Berg, den man jeden Tag seines Lebens von Neuem meistern muss, obwohl man die sichere Erkenntnis in sich trägt, dass man niemals auch nur in die Nähe des Gipfels kommen wird; und genau an dieser Stelle geschah Antons Eingriff in den normalen Ablauf der Dinge, denn es schien von einem Moment auf den anderen seine Aufgabe zu sein – und niemand, insbesondere er selbst nicht, konnte sagen, woher diese Aufgabe urplötzlich herkam –, den Weg bergan abubrechen, um sich in der Ferne, jedoch an demselben Berg, einen einfacheren Aufstieg zu suchen. Diese Neuartigkeit des Augenblicks war es, die Anton vorantrieb, zur Grenze und darüber hinaus, weit entfernt von allem Alteingesessenen und dem schrecklich-bornierten seiner Umwelt, fernab aller grundlegend unsinnigen Sorgen der auf einem engen Haufen zusammenlebenden Maden im Speck, die sich kaum ihres Lebens erfreuen können und dennoch jede Minute daran denken müssen, worüber sie sich als nächstes aufregen sollten. Ja – und es war ein befreiendes Ja, das er bekennend zu seinem fluchtartigen Fortgang schrie – es war die richtige Entscheidung, das spürte Anton schon vor der Grenze, und trotz aller Ereignisse an diesem Ort war das Überschreiten wie das Ablegen einer Last, die mit jedem Gedanken an die Alltäglichkeit von ihr weiter aufgefüllt und damit weiter aufgebürdet wurde.

Woher wusste Anton, in welche Richtung er das Ende der ihm bekannten Welt zu suchen hatte? Doch was spricht dagegen, wenn wir alle gemeinsam annehmen, dass er es nicht zu wissen brauchte, da er es glaubte zu wissen? Nehmen wir also an, dass Anton wusste, in welche Richtung er das Ende der Welt – der Grund mag nun hier an dieser Stelle noch keine Rolle spielen – zu suchen hatte, und selbst wenn wir davon ausgehen würden, dass es dieses Ende der Welt aufgrund ihrer Kugelhaftigkeit nicht gäbe, woher nehmen wir das Recht zur Hinterfragung, ob er sich auf seinem Weg irre, da er ja als einziger dieser Wanderung den Weg kannte? Ist es letzten Endes nicht eine weitere Grenzerfahrung, die der Geist mitmacht, wenn er als einziger seiner Umwelt einen Weg kennt, der ihn zu einem nur ihm bekannten Ziel führt, das jedoch nicht existent ist, obgleich es dennoch ist, wenn auch nur im Innern dieses einen Geistes? Wir bewegen uns nunmehr mit Anton auf das Ende der Welt zu, dessen Grenze er pfeifend und zuweilen spielerisch in Angriff nahm, immer mit einem mutigen Gang vorwärts, bergan, bergab. Dabei gewann sein Geist jene Freiheit zurück, die ihm genommen werden sollte und deren Gefangennahme er sich so lange erwehrt hatte, bis es nicht mehr gegangen war. Seine Mitmenschen hatten ihn pausenlos

beschworen, einen anderen Weg einzuschlagen, sich von der letzten Passage abzuwenden, um wieder auf einen neutralen Untergrund zu kommen, doch wer wollte schon neutral sein, wenn man den Kern eines Freitreibenden hat? Anton schrie, schrie um Hilfe in seiner Not, doch es hörten nur die Falschen zu, die vordergründig seine Not zu lindern versprachen, aber hinter seinem Rücken die Rückjustierung vorbereiteten, da auch sie verspürten, dass sie ihre eigene Welt beschützen mussten. Daher war es eine Frage des antonschen Wesens gewesen, ob er sich anzupassen vermochte oder weiterhin rebellierte, und je länger er sich Mühe gab, angepasst durch die Straßen zu laufen, desto mehr verzog sich sein maskenhaftes Lächeln zu einem fratzenhaften, jeckschen Lachen, das andere auslacht, während diese mit einem lachen. Es war eine Entscheidung auf Messers Schneide und sein Gang wurde aufgrund dieser Gratwanderung nicht sicherer, sodass allein der Weg zur Grenze offen blieb – zuerst zur Grenze der eigenen, kleinen und vordergründig wohl gehegten Umwelt, dann bis zur Grenze der eigenen Siedlung, die lange Zeit vorgegeben hatte, die Sicherheit in der Unsicherheit der Zeit darzustellen, um nach einer Weile zur Grenze des Landes zu gelangen; doch wie bereits erwähnt wechselten hier weder Licht und Schatten noch Baum und Vieh, sondern allein der nationale Charakter, der in dieser Zeit ein kriegerischer war. Abseits der Wege und immer im Verborgenen, soweit es die Landschaft zuließ, bewegte sich Anton seinem Ziel stetig näher und trat alsbald über die nächste Grenze, wobei er selbst nicht wusste, dass er dies gerade getan hatte. Allenfalls die Veränderung im Wesen der Menschen, die er traf, ließ ihn sich die Frage stellen, ob er vielleicht das alte Reich verlassen und ein neues betreten habe. Wie selten zuvor fand er Aufnahme bei freundlichen Menschen, deren ärgste Eigenschaft die Hilfsbereitschaft untereinander war, und so verblieb Anton eine Weile in den Armen dieser lebenswerten Gemeinschaft, ehe er auch an diesem Ort die kleinen Risse innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges ausmachte, aus denen die essentielle Flüssigkeit des Lebens trat: die Liebe zum Nächsten. Den nötigen Proviant erbittend, begab er sich erneut auf den Weg zum Ende der Welt, suchte nach Wegen und Gelegenheiten, seinen Horizont mit neuen Eindrücken zu erweitern, fand sie im veränderten Singsang der Vogelstimmen, im rhythmischen Plätschern eines Bachlaufes oder im flötenhaften Pfeifen des Windes, wenn er um die Wipfel fegte. In seinem Kopf befanden sich in jener Zeit mehr Ideen, als er sie in seinem Leben zusammen erfunden und gefunden hatte, und obgleich ihn ein innerer Drang versuchte, ihn von seiner Wanderung abzubringen, ging er weiter voran, immer seinem Licht entgegen. Als er inmitten einer blumigen Wiesenlandschaft einen einsamen Baum entdeckte, entschied sich Anton zur Rast, ließ sich an dessen Baumstamm nieder und genoss die unregelmäßig strukturierte Baumrinde in seinem Rücken, die sich nach Leben anfühlte, nach dem zweifelhaft-stirnrunzelnden Unwissen des Alltäglichen, das auf einen Geist eindringt, ohne dass er Herr dieser Dinge zu sein vermag. Indem er seine Speise mit Genuss und Wohlbefinden vertilgte, blickte er in der Gegend umher, ohne Sinnen und Gesinnten zu erblicken,

nur um des Schauens wegen, dem Sichnachaußenwenden seiner geistigen Imagination und der Projektion des Äußeren nach innen. In einen leichten Schlummerschlaf fallend, bemerkte Anton kaum, wie sich der von Phaetons Vater Helios gezogene Sonnenwagen voranschob, Stunde um Stunde. Als er am Abend, zum Beginn der abendlichen Dämmerung, aufwachte und sich verwundert über die veränderte Landschaft die Augen rieb, erkannte er sein Fehlen, den Tag an diesem Ort mehr oder minder verschlafen zu haben, suchte seine sieben Sachen zusammen und begab sich schleunigst zurück auf den Weg, der ihn an diesem Tage noch bis an den Rand eines großen Waldes bringen sollte, von dem er bei seiner letzten Station unter den Menschen gehört hatte. Obgleich dieser Wald für viele dieser Gemeinschaft das Ende der Welt bedeutete, konnte sich Anton kaum vorstellen, dass es sich bereits dort befand, doch wer konnte das schon so genau wissen? Immer mehr drängte sich in ihm die Frage auf, ob es denn rechtens sei, was er tat, ob es gerecht gegen die Menschen sei, die er in Liebe zurückließ, und ob es nicht ungerecht gegenüber seinen Kritikern war, da er vor ihnen flüchtete und somit das Feld freiwillig räumte, das nunmehr leer und verwaist zu veröden schien. Aber vor allem fragte er sich, ob es rechtens gegen sich selbst war, die eigene Existenz für eine Erniedrigung seiner gesellschaftlichen Stufe aufzugeben, oder ob es im Gegenteil eine Erhöhung war, die Fesseln der Einengung zu sprengen, wodurch er zwar vogelfrei, aber vor allem frei im Geiste wurde? Mit sich kämpfend entschied er diese Frage erst, als er, bereits inmitten einer allumfassenden, heraufgezogenen Dunkelheit, jenen Wald erreichte, welchen er sich als Ziel seiner Tageswanderung gesetzt hatte. Ja, er wollte weiter voranschreiten, bis ihn seine Füße über den Rand der Welt tragen würden, ganz gleich, was dahinter kam oder ob er dort ins Bodenlose stürzte: Anton war auf alles vorbereitet. So glaubte er zumindest und sprach sich diese vermeintliche Erkenntnis als Mutmachen zu, doch wer das Flüchten aus einem lebenslangen und eigentlich natürlich gewachsenen Raum kennt, weiß, wie schwer es dem vorbelasteten Geist fällt, die engen Maschen des Netzes zu durchtrennen, mit dem er an die allgemeine menschliche Existenz gebunden ist – zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Sich unter dem schützenden Dach des Waldes sicher fühlend, breitete Anton sein Nachtlager unter einem der ersten Bäume aus, denn er wollte keinesfalls durch den dunklen Wald gehen, obgleich er noch einige Stunden wach lag, ehe die Müdigkeit seinen Geist ermatten konnte. Doch gerade diese Gereiztheit, die sich im Körper unweigerlich aufbaut, wenn er in der Dunkelheit wach liegt, obschon er ruhen sollte, ließ Anton nichts Gutes träumen. Zunächst wirkte die nichtreale Traumwelt wie seine eigene, doch bald wurde er aus der ruhenden Lage unter den Bäumen fort und in die Ferne gerissen, an einen Ort, den er im ersten Moment nicht identifizieren konnte, doch als eine Stimme an sein Ohr drang, wusste er zumindest sogleich, in welchem Stück er war. Wenige Augenblicke und einige wenige Worte vergingen, ehe er einen Schritt vortrat und mit voller Inbrunst in einer ihm nicht unbekanntem Stimme sang:

Verachtet mir die Meister nicht, / und ehrt mir ihre Kunst! / Was ihnen hoch zum Lobe spricht,  
/ fiel reichlich Euch zur Gunst. / Nicht Euren Ahnen, noch so wert, / nicht Eurem Wappen, /  
Speer noch Schwert, / daß Ihr ein Dichter seid, / ein Meister Euch gefreit, / dem dankt Ihr heut  
Eu'r höchstes Glück. / Drum, denkt mit Dank Ihr dran zurück, / wie kann die Kunst wohl unwert  
sein, / die solche Preise schliessest ein? / Das unsre Meister sie gepflegt grad / recht nach ihrer  
Art, / nach ihrem Sinne treu gehegt, / das hat sie echt bewahrt: / blieb sie nicht adlig, wie zur Zeit,  
/ da Höf und Fürsten sie geweiht, / im Drang der schlimmen Jahr blieb sie / doch deutsch und  
wahr; / und wär sie anders nicht geglückt, / als wie, wo Alles drängt und drückt, / Ihr seht, wie  
hoch sie blieb im Ehr: / was wollt Ihr von den Meistern mehr? / Habt Acht! Uns dräuen üble  
Streich: - / zerfällt erst deutsches Volk und Reich, / in falscher welscher Majestät kein Fürst / bald  
mehr sein Volk versteht, / und welschen Dunst mit welschem Tand sie / pflanzen uns in deutsches  
Land; / was deutsch und echt, wüßt keiner mehr, / lebt's nicht in deutscher Meister Ehr. / Drum  
sag ich Euch: ehrt Eure deutschen Meister! / Dann bannt Ihr gute Geister; / und gebt Ihr ihrem  
Wirken Gunst, / zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, / uns bliebe gleich die heil'ge  
deutsche Kunst!

Als er mit seiner Arie geendet hatte, spürte er das Wohlbefinden in seiner Brust, das nur die  
allerhöchste Harmonie vollbringen kann, und zwar genau dann, wenn sich ein Mensch in seiner  
Lage absolut geborgen und sicher zu fühlen vermag. Wagners Worte, in des Meistersingers Sachs'  
Mund gelegt, waren für Anton solche Worte. In diesem Moment gab es nur äußerst wenig auf der  
gesamten Welt, das den Sinnenden von seiner glückbefindlichen Reise in die schmerzhafteste Realität  
hätte holen können, doch eben jenes drang sogleich an sein Ohr, falsch gesungen als jemals ein  
Stück zuvor:

Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister; / und gebt ihr ihrem Wirken Gunst, /  
zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, / uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst!

Es waren völlige Disharmonien, die die um ihn herum Stehenden von sich gaben und denen es  
ohne Zweifel darauf angelegt war, das Wohlbefinden Antons in aller kleinste Stücke zu zerbrechen  
– was ihnen auch ohne Weiteres gelang. Sich die Ohren wie ein kleines, bockiges Kind zuhaltend,  
richtete er den Blick gen Boden und suchte Halt bei den gleichmäßig verlegten Bohlen, auf den  
jedoch ein Schatten zu ihm reichte, dessen Umrisse auf einen vor ihm stehenden Mann deuteten.  
Undeutlich und gegen das Licht blickend, versuchte Anton, die Person auszumachen, und zuckte  
merklich zusammen, als er sah, wie sein Intimfeind Eduard vor ihm auf der Bühne stand und die  
angeblichen Meistersinger zu einem unmeisterlichen Gesangsvortrag animierte, indem er den  
Taktstock wie ein Degenfechter in der Luft umherwirbeln ließ. Da die Hände auf den Ohren kaum  
dabei halfen, die falsch gesungenen Töne aus seinem Gehör fernzuhalten, zwang Antons Herz ihn  
zu einer Entscheidung, die er bereits kurz nach seiner Ankunft in der großen Stadt hätte vollziehen

sollen: Er trat einen Schritt auf Eduard zu, senkte den Kopf ein wenig ab und stürmte auf diese Welle der Impertinenz zu, als gelte es, einen wilden, spanischen Stier nachzuahmen, der das Rot des Toreros als Aufforderung zum Kampfe ansieht. An dem Punkt des Zusammenstoßes, der nur, da im Traum, vermeintlich reale Auswirkungen haben konnte, erwachte Anton und suchte verwirrt um sich herum nach seinem Peiniger, doch unter den lichtdurchfluteten Bäumen fand sich nichts außer dem Grün der umgebenden, aromatisch-würzigen Natur. So herb sein Erwachen sein musste, war auch der Geschmack, den Anton im Mund verspürte und der selbst dann noch blieb, als er seinen Mund mit dem Wasser eines frischen Bergquells ausgespült hatte. Der fade Beigeschmack der Flucht wollte sich nicht abschütteln lassen, auch wenn er sich mehrmals sagte, dass er sich einstimmig zu einem Fortgehen entschieden habe – mit seiner für ihn unteilbaren Stimme. Um die Gedanken an die Nacht zu vergessen, packte er schnell seine wichtigen Begleitdinge zusammen, schulterte den kleinen und den großen Beutel und marschierte los – quer durch den Wald, dem vermeintlichen Ende der Welt entgegen.

Über Stock und Stein, zuweilen den wilden Bächen folgend, kämpfte sich Anton stetig im guten Glauben voran und vergaß alsbald den Schrecken der Nacht und gewann in der Folgezeit einen vorwärts gerichteten Mut, der ihm neue Zuversicht und Glauben an seine Fähigkeiten gab. Freudig und mit einer leichten Melodie auf den Lippen piff er quer im Wald umher und hielt Ausschau nach Veränderungen, aber auch nach den archetypischen Eigenheiten seiner Umwelt, suchte im Kleinen und fand das Große, spielte mit dem Großen und fand das Glück im Kleinen. Den ganzen Tag marschierte er tatendurstig und kam zum Ende der Sonnendauer an den gegenüberliegenden Rand des Waldes, aus dem er die freie Wildbahn sehen konnte. Meter-, nein, kilometerweit – vermochte sein Blick über die Landschaft zu wandern und nichts beeinträchtigte seine Sicht über die malerisch daliegenden Wiesen hinweg. Alles stand in einem saftigen Grün, oftmals gaben wild wachsende Blumen dem grünen Meer einen farbigen Tupfer, doch allemal wirkte diese Szenerie derart beruhigend, dass Anton sich ernsthaft fragte, was er noch am Ende der Welt wolle, wenn er sich in diesem wohltuenden Paradies befände? Doch in der Ferne war sie wieder, diese Ungewissheit, die einen letzten Rest in Antons Herzen platziert hatte, sozusagen als Notausgang, wenn alle anderen Zugänge blockiert waren, und sie manifestierte sich als sanft ansteigende Hügellandschaft, die jedoch in der wachsenden Distanz zu einem Gebirgszug wurde, der sich im blauen Dunst der Ferne majestätisch über den Wiesen aufschwang. Dorthin würde ihn sein Weg führen, wusste Anton und zögerte nicht sehr lange, ehe er sich entschloss, den Weg trotz der hereinbrechenden Dunkelheit in Angriff zu nehmen, sodass er bis zum Ende der Lichteinstrahlung mehrere Distanzen Wiese hinter sich brachte, um sich einen Schlafplatz unter einem kleinen Felsen zu suchen, der ihn in dieser Nacht beschützen sollte. Mit dem Erwachen am nächsten Morgen und dem Abstreifen der kalten Steifheit seiner Glieder, dem Zusammensuchen und –packen seiner

Habseligkeiten, entspann sich ein merklich verändertes Bild vor seinen Augen, denn das weiter hinten vermutete Gebirge war deutlich näher herangerückt, sodass sich auch Anton die Frage stellte, wie weit er wohl am vorherigen Abend noch gekommen war. Nichtsdestotrotz war für ihn die Aufgabe des Tages klar, und er nahm seine beiden Beutel schulterrücks, um sich bergan aufzumachen, immer stetig nach oben, obgleich sich sein Blick aufgrund des lockeren Felsboden nur selten zum Gipfel richten konnte. Gut vorankommend machte er auf einem Plateau eine kurze Rast und genoss die friedliebende Stille dieses Ortes, von dem aus man das ganze unter sich liegende Tal betrachten konnte, und ein weiteres Mal fragte er sich, warum er dieses paradieshafte Fleckchen Erde denn verlassen müsse.

Am späten Nachmittag erreichte er schlussendlich den Gipfel, wohlweislich zunächst unterhalb des eigentlichen, doch das Oberste des Berges war vielmehr einer Rampe gleich hergerichtet, auf der ein Wanderer mit seichten Schritten voran auf den Gipfel gelangt. Die Mühen des Aufstieges loswerdend, stapfte Anton die letzten Meter bergan und eroberte mit jeder Bewegung seines Voranschreitens mit seinem Blick einen größer werdenden Ausschnitt des Horizontes, der hinter dem Gipfel vor seinen Augen versteckt lag; wo sich vielleicht das Ende der Welt vor der Welt der Menschen verbarg. Doch kein Ende der Welt oder einen Hinweis darauf fand Anton, als er endlich in die pittoresk-miniaturhafte Welt auf der anderen Seite des Gebirges blickte und dort eine größere Stadt entdeckte, die anders als alle anderen ihm bekannten gebaut schien. Auf welcher wundersamen Reise hatte er sich selbst geschickt und in welchen Dimensionen musste Anton gedacht haben, als er sich entschloss, sein altes Leben gegen ein wunderbar neues einzutauschen, auf der Jagd nach den Antworten, derer er dringend bedurfte? Vor allem deswegen war er aus den grauen Felsen seiner alten Umgebung aufgebrochen, so wurde ihm in diesem Moment der einzigartigen Freiheit seiner Seele bewusst, nicht wegen irgendeinem Hass oder Unmut, der sich gegen seine Person oder seine Kunst gerichtet hatte, sondern weil er Fragen in seinem Innern trug, auf deren drängenden Inhalt er von selbst keine Antwort zu finden vermochte. Wer kann schon wissen, wo man die Antworten auf jene Fragen findet, die außerhalb des eigenen Umfelds diskutiert und erörtert werden? Vielleicht fand Anton seine Antworten in der Stadt zu Füßen des Gebirges, auf dessen höchster Anhöhe er just in diesem Augenblick stand, als ein markerschütternder Hornstoß die umliegende Luft mit seinem Dröhnen erfüllte und selbst Anton, der ansonsten keinerlei Probleme mit schwingenden Klangkörpern hatte, bis ins Mark erschütterte. Unsicher ob seines weiteren Voranschreitens, insbesondere da ein solcher Hornstoß nicht selten mit kriegerischen Aktivitäten in Verbindung steht, stieg Anton vom Gipfel des Berges zunächst langsam, dann immer schneller ins Tal hinab, als er mit ansah, dass die Menschen der Stadt wohl eher ein großes Fest veranstalteten, als zum Kampfe aufzurufen. Je näher er dem Rand der Stadt kam und desto dichter der Bewuchs an den Hängen des nunmehr nur noch leicht ansteigenden Bergfußes wurde, vernahm

Anton immer mehr von einer seltsamen und kaum zu beschreibenden Tonfolge, die er nur sehr schwer melodiös bezeichnet hätte, obgleich sich zwischen den einzelnen Disharmonien wunderbare Kontrapunktarbeiten zu verstecken schienen. Und je mehr er vernahm und je näher er dieser wunderbar versteckten und indigen wirkenden Stadtbevölkerung kam, desto mehr schwang eine unerwartete Leichtigkeit in seinem Körper, die er in dieser Art noch nie verspürt hatte, selbst dann nicht, als er das Grundthema einer seiner großen Arbeiten fand. War Anton an jenen Ort gelangt, den er suchte, an dem er die Antworten auf seine Fragen fand, die ihn nicht in Ruhe ließen? Doch was wäre, wenn sie ihn für nicht gut genug befänden, um ihn in ihre Gemeinschaft aufzunehmen? Und was, wenn sie ihm sagen würden, dass er sein Leben damit vergeudet habe, nach dem Falschen zu suchen, und es in seinem Alter nun zu spät sei, das Richtige zu erlernen, da das gewinnbringende, jedoch langwierige Erfahren zwangsläufig fehlen würde? Mit diesen beiden Gedanken endete Antons Vorantreten abrupt und er musste sich einen starken Baum suchen, der seine aufwallende Unsicherheit abstützen musste. Die alte Unsicherheit war wieder hervorgekommen und brachte mit einem Tiefschlag die ganze aufgebaute Selbstsicherheit Antons ins Wanken und auch zum Fallen. Minutenlang kämpfte und krampfte er mit sich selbst und wollte bereits erneut den Rückzug antreten – wie so manches Mal im Leben –, als ein kleiner Junge, einem Elf gleich, auf ihn zuwanderte, wortlos die Hand nach ihm ausstreckte und in Anton eine Sehnsucht auslöste, die unbeschreiblich raumfüllend war. Es war die Sehnsucht nach einer Hand, die ihn führen möge, auch wenn sie in diesem Moment von einem selbst unbedarft erscheinenden Jungen kam, doch eben jene Reaktion war es, die Anton suchte, brauchte und freudestrahlend-schüchtern annahm. Er ergriff die Hand und wunderte sich über die große Kraft, die in ihr lag, als sie zupackte und den durchaus nicht leichtfälligen Körper des alternden Antons aus dem Sitzen in die Höhe zog. Noch hatten beide kein Wort miteinander gewechselt, als sich der Junge, der auf solch mysteriöse Art und Weise aufgetaucht war, umdrehte und Richtung Stadt marschierte, sodass Anton keine Wahl mehr hatte und einfach mitging. Was war es, das diesen Jungen von den anderen Heranwachsenden unterschied, die Anton in seiner Windhaager Zeit zu lehren suchte, oder von einem der anderen, die in späterer Zeit seine Schüler wurden? War es die Selbstsicherheit, ohne Wenn und Aber den richtigen Weg einzuschlagen, oder wirkte der Junge nur so selbstsicher, da es Anton daran fehlte? Ohne eine Antwort auf diese neu aufgeworfene Frage zu finden, ließ sich Anton ohne ein Wort mit seinem Anführer zu wechseln mitten in das Herz der Stadt führen, und als er dort bemerkte, wie vollkommen das Gemeinschaftsleben an diesem Ort zelebriert wurde, durchfuhr ihn ein Schauer, der ihn glauben ließ, dass dies wahrhaftig kein Ort auf Erden und unter Menschen sein konnte. War er vielleicht schon über die Grenzen der eigentlichen Welt hinaus und in einem Reich, in dem Engel und andere Kreaturen auf harmonische Art und Weise leben? Das würde mitunter erklären, warum er den Hornstoß als so markerschütternd empfunden hatte und

aus welchem Grunde er die Musik der Kreaturen dissonantisch und doch rhythmisierend-melodiös empfand, die schlussendlich, nach dem Ausklingen, weder aufgelöst noch durch andere ersetzt werden musste. In dieser Stadt meinte Anton, die unterschiedlichen Welten der Menschen zu einer zusammenfallen zu sehen, und obgleich er erwartet hätte, dass er von allen Bewohnern wie ein sonderbarer Eindringling angeschaut würde, gelangte er in der Gefolgschaft des Jungen bis zum Haus des Obersten der Stadt, ohne dass er von einem anderen Bewohner belästigt oder angegriffen wurde. Alle Menschen an diesem Ort – wobei die Frage für Anton weiterhin ungeklärt blieb, ob dies überhaupt Menschen in der Form waren, wie er sie aus seinem natürlichen, lebenslangen Umfeld kennen gelernt hatte – alle Menschen in dieser Stadt waren beschäftigt und in ihre Arbeit so weit vertieft, dass sie kein Wort miteinander sprachen, sondern vielmehr ihre ganze Konzentration und Tatkraft in die Gestaltung ihrer Hände einfließen ließen. Während die einen schrieben und die nächsten auf jene ungewöhnliche Art und Weise musizierten, handwerkten manch andere Gegenstände zusammen, die nicht selten eine für Anton unbekannte und verzaubernde Form besaßen, sodass er sich fragte, wofür diese oder jene Gerätschaft im Leben dieser Stadtbewohner Verwendung fand. Die erste dieser menschengleichen Kreaturen, die das Wort an Anton richtete – wundersamerweise in der einzigen mündlichen Gebrauchssprache, die der Gast beherrschte, obgleich er weit entfernt von seiner Heimat war –, schien der Oberste oder einer der Oberen der Stadtverwaltung zu sein, denn er hob sich von den anderen Bewohnern durch seine augenblickliche Untätigkeit ab, woraus Anton aber sogleich schloss, dass dieser Mensch nichts mit seinem Körper tat, weil er dachte. Wo er diese Verknüpfung in seinem Kopf fand und wer sie ihm eingegeben hatte, das verstand Anton genauso wenig wie das Gehabe der Menschen in dieser Stadt, doch als der vormals in Gedanken Versunkene ihn mit einer Vertrautheit ansprach, die das Weltbild des Gastes ins Wanken brachte, fühlte sich dieser umso mehr heimisch an diesem Ort. Von Geburt an ein Mensch mit einfachen und zweckdienlichen Manieren und Gesten, lag Anton das direkte, schnörkellose und nicht unbedingt auf den eigenen Vorteil bedachte Verhalten dieser Stadtbewohner weitaus mehr und mit jedem Wort, das er von seiner Herreise berichtete, taute sein Wesen auf. Freudig ließ er sich die wichtigsten Orte der Stadt zeigen, begutachtete das exzellente und formvollendete Handwerk der Handwerker, das schnörkel- und makellose Schreiben der Schreiber, das ohne jeglichen Harm geführte Spielen der Kinder, das respektvolle Miteinander der Mitmenschen und zu guter Letzt das perfekte Musizieren der Musiker. Jeder dieser Gesellen beherrschte sein Instrument auf eine solch begabte Art und Weise, dass niemand auch je einen Misston zu hören vermutete. Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend setzte sich auf Einladung des Obersten dann auch Anton an die groß-voluminöse Orgel, die von einer bauähnlichen Gestalt wie jene im Stift St. Florian schien, doch als er sein perfektioniertes Spiel begann, schien es ihm, als schwebte sein Geist inmitten der verschiedenen Noten, die seine Hände

an die Tasten weitergaben, und ohne dass er es bemerkte, spielte er eine seiner besten, lieblichsten Kompositionen, mit denen er bei den Menschen in seiner Welt zuweilen auf Ablehnung gestoßen war, doch an diesem Ort war alles anders: Die Stadtbewohner vergaßen das Arbeiten und wunderten sich über die grundverschiedenen Töne, die aus der Orgel kamen, traten herbei und genossen die Musik des Neuen, der über den Berg in ihre Stadt gekommen war. Die feingliedrige Struktur seiner Komposition verzückte auch die Oberen der Stadt, und als sich der eigentliche Orgelspieler neben Anton setzte, um mit ihm ein vierhändiges Duett zu spielen, war der Reisende angekommen: Zwar nicht am Ende der Welt, doch am Ziel seiner Träume, die er sein Leben lang vor den in der realen Welt lebenden und agierenden Menschen verbergen musste.

Tage-, wochen-, monatelang blieb Anton in dieser Stadt und spielte seine Kreationen, während er die fremdartige Kompositionstechnik auf sich wirken ließ, und er wäre niemals von diesem Ort fortgegangen, wenn es nicht dieses unabdingbare Element dieser eigenartigen und doch so perfektionierten Lebensweise gab: Der ganze Mensch, Antons gesamter Körper und sein vollständiger Geist schienen am Ziel seines Weges angelangt, doch es entpuppte sich nur als Vorstation, denn so sehr es ihm an diesem Ort auch behaglich zumute war, merkte er doch, wie seine Kunst ob der Perfektion der Ausübung litt, so sehr, dass er sich schweren Herzens gegen einen weiteren Verbleib entscheiden musste und den Stadtoberen bat, die Stadt verlassen zu dürfen. Niemand wollte ihm Steine in den Weg legen, obgleich auch niemand verstehen konnte, warum er diese Entscheidung traf, doch Anton spürte, dass sie richtig war, und als er von seinen neuen Vertrauten den Hinweis bekam, dass das Ende der Welt, das er weiterhin oder neuerdings wieder suchte, ganz in der Nähe sei, kaum mehr als zwei Tagesreisen entfernt, spürte er das innere Verlangen, nun auch noch den letzten Rest seiner ursprünglich angestrebten Reise zu vollenden. Mit frischem Tatendrang und neuem Mute setzte er die Reise fort, überschritt eine steppenähnliche, leicht ansteigende Hochebene, immer der Sonne im aufgehenden Zustand entgegen, sodass sie am Ende des Tages einen beschützenden Bogen über ihm gezeichnet zu haben schien. Den gesamten ersten Tag seiner zweitägigen Reise geschah rein gar nichts, und das bedeutete aber auch, dass er weder Tiere sah noch sie hörte, keine Vögel, keine Kleininsekten oder irgendein anderes Lebewesen, das einen Ton von sich gab. In der tiefsten und umfassendsten Stille, die Anton jemals in seinem Leben erfuhr, nächtigte er auf einem großen, freien Feld, dessen unter seinem Gewicht zur Seite gebogenes Gras ihm als Matratze diente, den einzige kleine Luxus, den er aus seinem alten Leben vermisste: die Bequemlichkeit des Menschen, in der er den Alltag verbringt und die es ihm um vieles erleichtert – obgleich, und das galt für Anton im Besonderen, es für den Wanderer zuweilen eine Selbsterkenntnis besonderer Art sein kann, wenn er merkt, wie widernatürlich diese Bequemlichkeit sein kann – nicht muss. Einen friedfertigen Schlaf habend, träumte Anton von den besseren Tagen, die er seit seinem Fortgang aus seiner alten Umgebung gehabt hatte, und erfreute

sich der verschiedenen Umstände, die er genießen und erleben durfte. Am darauf folgenden Morgen erwachte er früher als die Sonne am Firmament, da eine gewisse unterschwellige Nervosität seinen Körper ergriffen hatte, da dies der Tag sein mochte, an dem er zum Ende der Welt gelangte, wo sich seine Fragen beantworten ließen – soweit glaubte er, das Ende der Welt als Lösung aller Fragen zu verstehen, da es als Faktum gedacht weit über die Vorstellung des menschlichen Geistes hinausgeht und daher prädestiniert sein musste, dem Menschen Antworten zu geben, die er selbst nicht zu finden vermochte. Doch noch weitaus mehr überraschte den aufwachenden Anton, dass sich die steppenähnliche Landschaft des Vortages, in der er wohlweislich eingeschlafen war, über Nacht und ohne dass er etwas davon mitbekommen hatte, vollständig verändert wurde, denn nunmehr befand er sich in einer trockenen, felsigen und lebensfeindlichen Einöde wieder, sodass er sich sicher sein konnte, dass er den Weg ans Ende der Welt gefunden hatte, da die verändernde Energie, die an diesem Ort herrschte, niemals menschlicher Natur sein konnte, und er gewissermaßen aus seinem begrenzten Erfassungsvermögen seines Geistes darauf schließen musste, dass andere Kräfte und Mächte diese Veränderung in dieser kurzen Zeit bewerkstelligt hatten – wohlgemerkt unter der Bedingung, dass Anton nur eine einzige Nacht und nicht Tausende von Jahren geschlafen hatte. Der Suchende hatte auf eine Grenzerfahrung hingearbeitet, nun war er jedoch so sehr von diesem Umstand überrascht, dass er sich fragte, ob er wahrhaftig weitergehen wollte, da nicht abzusehen war, wo diese Reise enden würde. Mit einer stärkenden Mahlzeit im Magen machte sich Anton schlussendlich auf die Reise, obwohl er weder eine Antwort darauf wusste, ob er weitergehen wollte, noch darauf, ob er überhaupt den richtigen Weg einschlug. Mit jedem Schritt, den er voranschritt, und mit jedem Moment, in dem die unbarmherzig scheinende Sonne auf ihn niederbrannte, wurde ihm bewusster, dass er alsbald Mangel an frischem Wasser haben würde, da er kaum auf diese Art der Grenzerfahrung vorbereitet war. Sein Wasserschlauch, den er von den Menschen in der Stadt ausgehändigt bekommen hatte und den er über der Schulter trug, beherbergte nicht mehr als einen Becher Wasser, und es war dem Gehenden über die Maßen dürstend, als dieser aus dem Nichts ein plätscherndes Geräusch vernahm, das er zunächst als Fata Morgana einstufte, doch alsbald stellte sich heraus, dass tatsächlich ein frischer, bergquellender Bach mitten durch diese felsige Einöde zog, ohne dass er unmittelbare Auswirkungen auf seine Umgebung hatte. Widernatürlich und höchst seltsam beobachtete Anton das Wechselspiel des Wassers mit den im Bachbett liegenden und aus der Wasseroberfläche herausstechenden Steinen und betastete verwundert den Boden, der zum Bachbett leicht abschüssig war, denn dieser war unverändert rissig und ohne jedwede Feuchtigkeit. Der Bach war kaum mehr als eine Handbreit tief, und als Anton den mitgeführten und mittlerweile leeren Schlauch ins Wasser tauchte, füllte sich dieser scheinbar mit Wasser, das der Reisende auch probierte, aber als seine Hand beim erneuten Befüllen des Schlauches den Boden des Baches berührte, wunderte er sich umso mehr,

denn auch dieser Boden fühlte sich trocken, spröde und rissig an, als wäre das Wasser vollständig getrennt von seiner natürlich wirkenden Einbettung. Trotz aller Verwunderung führte der Bach unmittelbar in jene Richtung, die Anton auch verfolgen wollte, und somit sah er es als eine gute Gelegenheit an, einerseits eine Richtungsangabe zu besitzen und andererseits mit dem lebensnotwendigen Wasser versorgt zu sein. Stundenlang folgte er dem Wasserlauf und mit jeder größeren Zeiteinheit konnte der Wandernde eine Veränderung des Baches erkennen, der zunächst zu einem seichten Fluss, dann zu einem größeren und immer schneller fließenden Fluss heranwuchs, wohlgernekt ohne weitere Zuflüsse aus anderen Richtungen zu besitzen. Am späten Nachmittag – wobei für Anton der Stand der Sonne ausschlaggebend war, denn er konnte nicht behaupten, dass er weder wusste, wo er war, noch welches Datum der Tag im Kalender der Menschen besaß – war der einst dahindümpelnde Bach zu einem groß angelegten Mehrfachstrom mit vereinzelt Inseln und hohen Ufern geworden, der vom einen Ufer zum anderen nicht zu überblicken war. Ohne zu wissen, wohin das Ganze führen sollte, marschierte Anton weiter, denn er wollte die Antworten auf seine Fragen erlangen, und da er bereits so weit gekommen war, schien eine Umkehr trotz aller möglichen Gefahren für ihn eine Unmöglichkeit. Dann, gut eine Sonnenstunde, nachdem Anton das erste Mal bemerkt hatte, dass er das gegenüberliegende Ufer des Flusses nicht mehr ausmachen konnte, gelangte er an eine leichte Rampe und entgegen aller physikalischen Gesetzmäßigkeiten floss auch der Fluss die Rampe hinauf, sodass der Stauende sich gewiss sein konnte, dass dies kein normaler Ort der Erde war, an dem die Gesetzmäßigkeiten auf den Kopf gestellt schienen. Mit dem Mute der Verzweiflung ging Anton voran, denn seine Zuversicht war bereits seit langem aus seinem Herzen entschwunden, und dabei suchte er fieberhaft die Umgebung nach einem Halt ab, der ihm helfen konnte, dieses gesamte unbekannte Gebilde zu verstehen, doch je weiter er die Rampe hinaufstapfte, desto mehr war es ihm, als träte er den Weg direkt ins Himmelreich an. Doch dieser Schein trog, denn als Anton noch keine fünf gefühlten Minuten unterwegs war, erkannte er an der Rampe eine Kante voraus, wonach ein Ende in Sicht schien. Allein die Frage musste in diesem Augenblick lauten, ob hinter dieser Rampe das Tor zum Himmelreich lag oder es steil bergab ging. Die naturgegebene Vorsicht negierend, sein eigenes Leben bestmöglichst zu erhalten, verlangsamte Anton seine Geschwindigkeit, ohne an seinem Ziel, die Kante zu erreichen, abzulassen, und versuchte, jede noch so kleine Veränderung in seiner Umgebung zu beobachten, doch alles lief seinen gewohnten Gang, und als er nur noch wenige Meter von der Kante entfernt war, wusste er mit einem Mal, dass es direkt dahinter in die Tiefe ging und der ehemalige Bach und nun reißende Strom als fallendes Wasser nach unten brauste. Obwohl er recht hatte und das Wasser tatsächlich in die Tiefe fiel, hörte er kein Geräusch, das einen Wasserfall verriet, auch gab es keine Sprühwolke, wie bei den meisten großen Wasserfällen auf der Erde. Hieß das etwa, dass das Wasser so weit hinabstürzte, dass weder das

Geräusch noch die sprühenden Spritzer des Wassers an sein Ohr und Auge drangen, oder war es wie vorher auch ein Phänomen, das sich mit dem einfachen menschlichen Naturwissen nicht erklären ließ? Nur mit der größten Vorsicht und mit kleinen Schritten wagte sich Anton an die Kante der Rampe und versuchte, indem er seinen Körper leicht nach vorne beugte, in die Tiefe zu starren, wobei ihm seine Beine keine große Hilfe waren, da sie vor Ungewissheit schlotterten. Aus Angst, von der Kante hinabzustürzen, begab sich Anton zunächst auf alle Viere, um sich im Anschluss daran auf den Bauch zu legen und endlich zur Kante zu robben. Tief hinabblickend sah er rein gar nichts, allein wie das Wasser in das Schwarz der unglaublich tief erscheinenden Höhle ohne merkbares Geräusch verschwand, und in Anton erwuchs die Frage, wo das alles hinführe. Langsam drückte er sich von der Kante zurück, erhob seinen Oberkörper und, einem inneren Gefühl folgend, begann er voller Inbrunst zu beten; er wusste nicht aus welchem Grund oder wofür, nein, er hatte nur das unabdingbare Gefühl, dass ihn in dieser Situation nur der Heilige Geist weiterführen könne, und kaum hatte er mit dem Gebet begonnen, stand seine Entscheidung auch schon fest: Mit einem selbstsicheren und kräftigen Ruck stand er auf, ging an die Kante der Rampe, jedoch so nah wie möglich an das Wasser heran, nahm tief Luft und sprang beherzt in Richtung Wasser, tauchte im Sprung in das kühle Nass, welches gar nicht kühl war, und fiel, außerhalb des normalen Zeit- und Raumgefüges, in die Tiefe hinab, der schwarz-dunklen Unterwelt entgegen.

Anton fiel und fiel immer weiter und sein Fallen schien kein Ende zu nehmen, sodass er darüber nachzudenken begann, ob dies die richtige Entscheidung gewesen war oder ob er jetzt für den Rest seiner Existenz, die er noch als sein Leben bezeichnete, in diesem fallenden Zustand verbleiben müsse. Hätte das aber im Umkehrschluss nicht zu bedeuten, dass sich Anton letzten Endes in einen Zustand begeben hatte, in dem er nicht mehr Herr der fortlaufenden Dinge war, sondern allenfalls ein blinder Passagier, der auf das Wohlwollen des Lenkenden angewiesen ist? Doch wer lenkte den fahrenden Wagen, wer war es, der diesen stetig niederfallenden Strom, der kein Ende zu haben schien, erst bergan laufen ließ, um ihn dann im grenzenlosen Nichts zu versenken? Aber wie äußert sich dieses Nichts, wenn es als grenzenlos erfahren wird? Ist es per Definition grenzenlos oder wird es durch die Undenkbarkeit des menschlichen Geistes unbegreifbar und damit kontur- sowie grenzenlos? Just in diesem Augenblick, als sich der fallende Anton diese Fragen stellte, trat er ohne Vorwarnung aus dem niedersinkenden, strömenden Wasser heraus und stand auf einem steinernen Pfad inmitten einer wundersam phosphoreszierenden Höhlenlandschaft. Zu seiner Seite stand eine dunkle Gestalt, und als Anton dieser gewahr wurde, erschrak er bis ins Mark, konnte sich jedoch gleich wieder fangen, als er sah, dass keine unmittelbare Gefahr von der Kreatur auszugehen schien. Erst wenn der Eintrittswillige das Nichts als gegebenes Faktum anerkennt, dürfe er die Welt des Nichts betreten, gab die Kreatur in einer scheppernd-nasalen Tonlage kund, und Anton wunderte

sich nicht wenig über die gesamte Situation: zum einen, dass diese Kreatur seine Sprache sprach, obgleich sie eher wie ein niederträchtiges, wildes und fratzenhaft verzerrtes Monster aus der Urzeit wirkte, und zum anderen über den Inhalt, den dieses Etwas von sich gab, der dem Bild des Höllenhundes mitunter noch am ehesten entsprach. Der Höllenhund, wie er ab jetzt genannt wird, da ihn und seine Existenz zugleich auch ein wenig der als Höllenlandschaft anmutende Ort beschrieb und er damit in der Phantasie der Betrachter als schlüssig anzusehen ist, bedeutete Anton, dass er ihm augenscheinlich nachfolgen solle – wobei das »Ihm« in diesem Fall vielmehr für das neutrale »Es« steht als für das männliche »Er«, da eine genaue Erklärung des Geschlechts dieses Wesens unter keinen Umständen vollzogen werden kann. Anton hingegen stellte sich solche Fragen kaum und folgte dem vorauseilenden Höllenhund mitten hinein in das Innere der Höhle, die vielverzweigt und sehr weitläufig schien, denn sie brauchten eine gefühlte Stunde, ehe sie an den Ort gelangt waren, der für den Empfang von Besuchern vorgesehen war – Besucher ist noch eher gebräuchlich als Gäste, denn wiewohl man beide unter Umständen nicht zugeneigt sein kann, ist der Gast doch zumeist jemand, den man aktiv eingeladen hat oder der von einem anderen Gast zugeladen wurde, während der Besucher auch unangemeldet erscheinen kann, wenngleich er nicht selten das Moment der Überraschung auf seiner Seite hat. Während sich Anton in der hallenartigen Aushöhlung umschaute und nach bekannten und allzu menschlichen Gegenständen wie Bänken, Tischen oder Truhen suchte, verschwand der Höllenhund ohne Vorwarnung und Verabschiedung und ließ im weiterhin wartenden Anton das Gefühl zurück, dass er wahrscheinlich nur ein Abbild seines eigenen Geistes gewesen war, um sich mutig und selbstsicher voranzutrauen. Nun war er an dieser Stelle inmitten der Erde – insoweit er dies als Standort seiner Existenz benennen wollte, doch der menschliche Geist ist an eine Bedingtheit seiner Umgebung gebunden, er muss stets erkennen können, in welchem Raum er sich befindet, sonst vermag er sich selbst und seine weiteren Handlungen kaum zu definieren (als Anstoßpunkt wäre hier Joseph im Brunnen zu benennen, welcher sich selbst als Mensch auch erst neu oder erneut definieren konnte, nachdem er nach drei langen Tagen aus dem dunklen Loch befreit wurde) – und Anton wusste nichts. Obwohl ihm seine Sinne genügend Ideen und Erkenntnisse lieferten, die er in seinem Kopf zu einem brauchbaren Bild zusammenfügen konnte, schien das Wesen Antons auf null eingestellt worden zu sein. Ohne die Spur eines Gefühls stand er herum und wartete nicht einmal, denn dies wäre zu viel des Aktiven gewesen. Der Vorteil mochte sein, dass sich an einem Ort, der sich als das Nichts erkenntlich zeigt, die Zeit auch nicht selten verselbstständigt, wo für den Suchenden anbei zu erwähnen wäre, dass die Zeit an diesem Ort eine schlangenköpfige Hydra war und sich je nach Befinden des Betrachtenden veränderte – und da Anton nichts dachte und fühlte, veränderte sich die Zeit auch nicht; im Grunde gefror der fließende Anteil Antons an der Welt, während der starre Teil die Funktion seines Wesens übernahm – und damit, aufgrund der unerwarteten Aufgabe, nicht fertig

wurde, denn als das Starre begann, sich über das verändernde Wesen der Höhle Gedanken zu machen, veränderte sich die Höhle wahrhaftig und gebar einen riesigen, überdimensionalen Schatten, der mit einem Furcht erregenden Rand gezeichnet war. Jetzt erst erhielt der fließende Teil die Kontrolle über den Körper und den Geist Antons zurück und ohne groß über die anstehende Begegnung mit dem Schatten nachdenken zu wollen, warf er sich herum und lief den vermeintlichen Weg zurück, den er gekommen war. Da jedoch die Sinne Antons mehr als nur leicht beeinträchtigt waren und ihn sein Erinnerungsvermögen aufgrund der geringen Anstrengung beim Merken des Weges auf dem Hergang im Stich ließ, verlief er sich zwangsläufig in den labyrinthartigen Zu- und Abgängen der einzelnen kleinen Höhlen, welche er zwar als Durchgangsstation wieder erkannte, aber nur selten eine davon wirklich und wahrhaftig richtig einzuordnen vermochte. Plötzlich, er wollte gerade einen Schritt in einen der vielen Arme machen, die von der Höhle, in der er sich momentan befand, abgingen, griff plötzlich der Schatten ohne Vorankündigung an und verdunkelte schlagartig mit seinem einnehmenden Wesen den gesamten Raum, während die Ausgänge allesamt von der Masse seines Schattens versperrt wurden – auch hier sei angemerkt, dass ein Schatten, wie ihn die meisten Menschen sich denken, naturgemäß materiefrei ist, aber an einem Ort, an dem nichts eine Materie besitzt, ist auch ein Schatten wieder gleichwertig anzusehen und kann demnach in die Welt des Nichts wirkend eingreifen. Aug' in Aug' stand Anton seinem Feind gegenüber und suchte nach Möglichkeiten, sich gegen diesen schier übermächtigen Feind zur Wehr zu setzen, aber gleich im ersten Moment schrie sein gesamter Körper nach Aufgabe und beinahe wäre es um den Reisenden, der sich eigentlich wegen ungeklärter Fragen aufgemacht hatte, geschehen gewesen, doch ohne die Vollendung in der Auflösung seiner Existenz wollte Anton nicht abtreten und da ihm nichts Größeres als Beethovens Neunte in den Sinn kam, setzte er an und sang in einem glockenreinen Ton jene Verse, welche Johann Friedrich Schiller für seinen damaligen Freund Christian Gottfried Körner und dessen Zeitschrift Thalia verfasste und die späterhin eine seltsame Berühmtheit erlangten, da sie zugleich als Höhepunkt und Wendepunkt der musikalischen Geschichtsschreibung angesehen wurden (an dieser Stelle muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass diese Feststellung gewiss in einer sachlichen Diskussion möglich sein kann, wohingegen es in einer mathematisch-geometrisch fundierten Verlaufsdiskussion nicht sein kann, dass der Wendepunkt einer Entwicklung mit dem eigentlichen Hochpunkt zusammenfällt). Trotz aller nachführenden Diskussionen und Standpunkte sang Anton nun in diesem Moment, als der dämonisch agierende Schatten auf seine Existenz zugreifen wollte, folgende Verse:

O Freunde, nicht diese Töne! / Sondern laßt uns angenehmere / anstimmen und freudenvollere.  
/ Freude! Freude! / Freude, schöner Götterfunken / Tochter aus Elysium, / Wir betreten  
feuertrunken, / Himmlische, dein Heiligthum! / Deine Zauber binden wieder / Was die Mode

streng getheilt; / Alle Menschen werden Brüder, / Wo dein sanfter Flügel weit. / Wem der große Wurf gelungen, / Eines Freundes Freund zu sein; / Wer ein holdes Weib errungen, / Mische seinen Jubel ein! / Ja, wer auch nur eine Seele / Sein nennt auf dem Erdenrund! / Und wer's nie gekonnt, der stehle / Weinend sich aus diesem Bund! / Freude trinken alle Wesen / An den Brüsten der Natur; / Alle Guten, alle Bösen / Folgen ihrer Rosenspur. / Küsse gab sie uns und Reben, / Einen Freund, geprüft im Tod; / Wollust ward dem Wurm gegeben, / Und der Cherub steht vor Gott. / Froh, wie seine Sonnen fliegen / Durch des Himmels prächt'gen Plan, / Laufet, Brüder, eure Bahn, / Freudig, wie ein Held zum Siegen. / Seid umschlungen, Millionen! / Diesen Kuß der ganzen Welt! / Brüder, überm Sternenzelt / Muß ein lieber Vater wohnen. / Ihr stürzt nieder, Millionen? / Ahnest du den Schöpfer, Welt? / Such' ihn überm Sternenzelt! / Über Sternen muß er wohnen. / Seid umschlungen, Millionen! / Diesen Kuß der ganzen Welt! / Brüder, überm Sternenzelt / Muß ein lieber Vater wohnen. / Seid umschlungen, / Diesen Kuß der ganzen Welt! / Freude, schöner Götterfunken / Tochter aus Elysium, / Freude, schöner Götterfunken, Götterfunken.

Eine gewichtigere Entscheidung für sein Leben konnte Anton zu keiner Zeit treffen, denn mit dem Ansetzen seiner Stimme wich der Schatten unweigerlich zurück und verdrückte sich regelrecht in eine Ecke des Raumes, um von der Gewalt der Anton'schen Stimme nicht erdrückt zu werden. Wie sich dereinst Orpheus mitsamt seiner Eurydike aus den Fängen Hades' und Persephones rettete, da er seine musikalische Lyrik als abwehrenden Angriff verwendete, so erfuhr Anton in diesem Moment seine Befreiung aus der drohenden Umklammerung des Schattens, den er weder einordnen konnte noch wollte. Viel zu sehr war er über sein Fortkommen erleichtert und floh den erstbesten Weg entlang, kam auch tatsächlich zu dem in die Tiefe fallenden Fluss, sprang mit einem beherzten Sprung hinein und war kaum einen Gedanken später bereits zurück in der realen Welt, auf eben jener garstig und einsam-öden Steppengraslandschaft, die er vor seinem Einschlafen am gestrigen Abend verlassen musste.

Aber da Antons Ankunft in der realen Welt nicht die einzige war und sich der Höllenhund ebenfalls auf den Weg dorthin gemacht hatte, trafen beide inmitten des landschaftlichen Nichts aufeinander, und gewiss hätte der Höllenhund den Flüchtenden sofort und ohne Zögern in mundgerechte Stücke gerissen, wenn dieser nicht vorher von dem Schatten gewarnt worden wäre, dass dieser Mensch durchaus eine Waffe besäße, mit der er dem Herren der Unterwelt gehörigen Druck und beklemmende Angst bereiten konnte. Indem der vermeintlich Angreifende die Situation abwartend einzuschätzen versuchte, verstand Anton die Zusammenhänge der bisherigen Geschehnisse und suchte bereits in seinem Innern nach einem Liedtext, welchen er als Angriffswaffe in dieser Wirklichkeit für geeignet hielt, aber als er die ersten beiden Verse eines eher unbekanntes Liedgutes seiner Heimatwelt rezitiert hatte, bemerkte er, dass seine hervorgebrachten Töne keinerlei Auswirkungen auf die Konstitution des Höllenhundes hatten, nein, vielmehr erachtete er die

feindliche Kreatur als taub oder gegen musikalische Ausdrucksformen resistent, da sie auch bei einer Wiederholung der Schiller'schen Worte nicht reagierte. Als dann der Höllenhund erkannte, dass die Mittel seines Gegners doch scheinbar nur begrenzt und für ihn völlig harmlos waren, ging er in die Offensive und gab als Startsymbol seiner Attacke auf das leichtgewichtige Leben des Musikers einen Donnerstoß aus seinem Mund an die umliegende Welt ab, dass selbst die großen Steine, die lose herumlagen, mächtig zu vibrieren begannen. Allein von dieser Schalldruckwelle setzte Antons Herz kurzzeitig aus, ehe es in seinen normal-angestammten Schlagrhythmus zurückkehrte, obgleich der Höllenhund die für ihn notwendige Reaktion bereits erzielt hatte, denn in dem einen Moment der Unachtsamkeit und des Sammeln seines Gegenübers sprang er auf Anton zu und hätte ihn auch mit seinem großen Gewicht zerdrückt, wenn nicht just in diesem Augenblick die Erde gebebt hätte und so den Wehrlosen zur Seite taumeln ließ. Anton war für den Moment gerettet, während der Höllenhund nach der Landung versuchte, das Gleichgewicht im Schwanken zurückzuerhalten, und diese Zeit der Neuorientierung nutzte Anton, indem er – seinem musikalischen Urinstinkt folgend – auf einen soeben umgestürzten, doch bereits im Vorfeld verdorrten Baum zusprang, zwei große und lose herumliegende Hölzer fand, auf das Monstrum los schritt und kräftig die beiden Stöcke gegeneinander schlug. Der so entstehende Takt sollte als natürlich klingende Fortsetzung des Bebens klingen und das Monstrum weiterhin in seinem Schrecken fesseln, doch das Klopfen bewirkte weitaus mehr, da die ausgehenden Schallwellen beim Höllenhund sichtlich Wirkung zeigten und dieser von Anton, welcher einer Pauke gleich rhythmisch die Hölzer aufeinander schlug, in jene Richtung zurückgedrängt wurde, in welcher der nun Angreifende den Fluss und damit die Unterwelt vermutete. Besessen von einer Idee, die sich kaum mit seinen Sinnen beweisen ließ, marschierte Anton auf das Monstrum zu, das mit der wachsenden Unsicherheit im Innern zu kämpfen hatte und wie ein angezählter Boxer im Ring taumelte, als sich ohne Vorwarnung, aber mit einem gedämpften Rumpeln eine Welt aus dem Nichts erhob, die ein durchschimmerndes Bild seiner Erinnerungen zu sein schien, denn in die eigentliche Wirklichkeit, die Graslandschaft, mischte sich das Delta der zusammenfließenden Ströme und die hinanführende und mit der Rampe abschließende Kante, hinter welcher der bergauf fließende Fluss in die Unterwelt drängte. Eine Illusion mischte sich in eine zweite und heraus kam eine sehr seltsam anmutende Mischung aus realer und wirklichkeitsferner Manifestation phantastischer Kräfte, die in der menschlichen Vorstellung imaginiert werden können. Die zuweilen zerrbildartigen Verschiebungen zwischen beiden Welten wirkten derart fesselnd auf Antons Gemüt, dass er drei Schläge aussetzte, jedoch seinen Fehler schnell genug erkannte, bevor das wütende, mit sich und Anton ringende Urmonster merkte, dass seine Angst nur eine vom Schwachen induzierte war. Mit aller Macht des Rhythmus' drängte Anton seinen Gegner bis an den Rand der Kante und wurde erst seiner Heldentat gewahr, als die Kreatur beim Zurückweichen

ins Wanken geriet, um in jene Tiefe zurückzufallen, die vor wenigen Momenten noch seine ständige Heimat gewesen war. Leicht zurücktretend erwachte Anton aus seinem Trancetanz mit dem Ungeheuer, sah, dass er an einer erhöhten Kante inmitten der Graslandschaft stand, hinter der es steil bergab ging – in eine Felsspalte, mitten in die Unterwelt hinein. Vor lauter Verwunderung über den erfolgreichen Kampf gegen das Urmonster suchte Anton Halt in der Wirklichkeit und bemerkte just in diesem Augenblick die beiden Hölzer, die er weiterhin in den beiden Händen hielt, schlug sie gegeneinander und erfreute sich an dem Ton, sodass er ihn eine Weile weitererzeugte – auch zur Beruhigung seiner eigenen Nerven, die nun eine erhöhte Wirkung zeigten und den Protagonisten arg zittern ließen – und eine Antwort aus der Tiefe erhielt: das wehleidige Brüllen des Höllenhundes, der vom Rhythmus eines einfachen Holzinstrumentes niedergedrungen worden war.

Mit einem mächtigen und niemals niederzukämpfenden Schrecken warf sich Anton herum und lief von diesem Ort weg, so weit und so schnell ihn seine Füße trugen, nur sehr selten gönnte er sich eine Rast oder gar ein kurzes Nickerchen, denn er wollte diesen Teil der Welt schnellstmöglich hinter sich lassen, um zugleich auch einem Trauma zu entfliehen, das er sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht erklären konnte, obgleich er spürte, dass er es von dieser Reise aus mitgenommen hatte. Er befand sich auf dem Weg in seine alte Welt und suchte bewusst die direkte Verbindung, mied manche Wegpunkte, die er auf dem Hinweg besucht hatte, und brach kurz vor dem Erreichen seiner alten Heimatstadt vor Entkräftung zusammen, sodass ihn eine Bauersfrau vom Lande, deren Mann soeben in den Krieg gezogen war, bei sich zu Hause aufnahm und zwei lange Wochen pflegte, von denen Anton im Nachhinein nur die eine Erinnerung behielt: dass er diese reizende und liebevolle Bauersfrau gerne getroffen hätte, als er noch einige Jahre weniger auf dem Buckel hatte, doch sie hätte mitunter seine Tochter sein können, wenn er jemals verheiratet gewesen wäre. Mit den besten Wünschen für sein weiteres Leben ausgestattet, ließ die Bauersfrau ihn ziehen, doch nicht ohne vorher das Versprechen erhalten zu haben, dass Anton, sobald er zurück in seiner Stadt sei, alles in Bewegung setzen wolle, um seiner Retterin aus der Not zu helfen, die das Fortgehen ihres Mannes angerichtet hatte. So zog Anton, frisch erholt von seiner langen Reise und mit vielen neuen Gedanken, in seine alte Stadt ein, die er aufgrund seines veränderten Wesens als völlig neu ansehen konnte, und er freute sich, mit neuem Tatendrang jene Fragen zu ergründen, die ihm weiterhin unbeantwortet geblieben waren, von denen er sich jedoch erhoffte, dass irgendwann sein Mühen die ersehnten Früchte davontragen würde. Das Staunen der Menschen seiner Heimatstadt war nicht als gering zu beschreiben, als der vormals nicht selten verpönte Sohn der Stadt in deren Arme zurückkehrte und von den unglaublich wirkenden Geschichten jenseits dieser Welt berichtete, wobei er jedoch vieles wegließ, dessen es eines phantastischen Geistes bedurft hätte – und das war es vor allem, woran es in dieser Stadt krankte. So berichtete Anton von den Menschen,

die er auf seiner Reise kennengelernt hatte, von den Landschaften und neuen Eindrücken, und kündigte sogleich ein neues Werk aus seiner Feder an, welches das bisher engmaschige Musikfeld sprengen und über alle Grenzen hinaus erweitern würde. Die Menschen staunten nicht schlecht, als Anton seinen Mund so voll mit Versprechungen nahm, doch auch wenn sie arg und listig zweifelten, war ihnen ein Rest Anstand geblieben, wonach der Ankommende am Tage seiner Anreise zu verschonen war, was aber nicht bedeutete, dass die Stadtbewohner nicht alsbald über den verändert wirkenden Anton herzogen, als wäre er niemals aus ihrer Mitte entschwunden, um das Rätsel aller Fragen beantwortet zu sehen. Anton hingegen verspürte von dieser neuen Welle der Ablehnung nichts, denn nachdem er alle seine Bekannten begrüßt und pflichtbewusst geherzt hatte, verkroch er sich in seine Wohnung und komponierte die Musik seiner Geschichte, die er mit seinem Fortgang angestoßen hatte. Obwohl außerhalb seiner kleinen Welt die Kritik und der Witz an seinem Gehabe größer wurden, erfuhr Anton eine Phase der Ruhe und Gelassenheit, die er sich seit seiner Ankunft aus der Provinz stets gewünscht und doch nie erhalten hatte. In dieser Ruhe fand er die Kraft, die gesammelten Eindrücke passend zu verarbeiten, und schrieb das Reinste und Sicherste, was er jemals als Notenwerk auf Papier gebracht hatte, wankte nur selten und wusste alsbald bereits von der Größe seiner Komposition, deren Grenzerfahrungen seinen in keiner Weise nachstanden. Diesen naturgeschaffenen Frieden, den er mit sich selbst, seiner Natur und seiner treibenden Musik erfuhr, konnte der Betrachtende gewiss als den Höhepunkt seines Schaffens, aber auch seines Lebens betrachten, in dem die Wechselspiele viele glückliche Momente vernichteten und zu Boden traten und ein Aufstehen erforderten, das mit fortlaufender Zeit eine Kraftquelle ausraubte, von der die Menschen nur sehr wenige besitzen. Diese Zeit der Erschaffung seines gewaltigsten Werkes war jedoch zum ersten Mal eine Periode, in welcher eben jene Quellen aufgefüllt werden konnten, die noch bei seiner Abreise allesamt im Trockenen lagen. Mit jeder Note, die er in, über oder unter die vorgezeichneten Notenlinien zwang, löste sich ein Teil seines aufgestauten Selbst und gab Raum für jenes frei, das er fragend in sich trug und zuvor niemals ausschöpfen konnte, doch obgleich ihn seine Freunde heuchlerisch unterstützten und ihm begeistert zusprachen, je mehr er von seinem groß angekündigten Hauptwerk eröffnete, desto größer wurde auch die Gewagtheit im Umgang mit Grenzerfahrungen, die er in seine Komposition einfließen ließ – und eben jene Überschreitungen waren es, die einerseits von den Menschen seiner Umgebung kaum erwartbar waren, aber andererseits ein Momentum schufen, das die weiteren Ereignisse heraufbeschwor und die sich ab einem gewissen Zeitpunkt nicht wieder rückgängig machen ließen. Doch davon bemerkte Anton nichts bei seinen Arbeiten, nein, vielmehr begab er sich aufgrund seiner leichtfüßigen und selten unterbrochenen Arbeiten in eine Stimmung, die ihn immer häufiger alte Töne leise vorsingen ließ, von denen er nichts mitbekommen hätte, wenn ihn nicht seine Haushälterin so manches Mal auf seine seltsam schwingende Stimmung hingewiesen

hätte; dabei war es vor allem ein Ausschnittstext aus einem Werk, das nicht wenig mit seinen eigenen Erfahrungen zu tun hatte:

Hojotoho! Hojotoho! Heiaha! Heiaha! / Helmwige! Hier! Hierher mit dem Ross! / Hojotoho!  
Hojotoho! Heiaha! / Heiaha! Heiaha! / Zu Ortlindes Stute stell deinen Hengst: / mit meiner  
Grauen grast gern dein Brauner! / Wer hängt dir im Sattel? / Sintolt, der Hegeling! / Führ' deinen  
Braunen fort von der Grauen: / Ortlindes Mähne trägt Wittig, den Irming! / Als Feinde nur sah  
ich Sintolt und Wittig! / Heiaha! Die Stute stößt mir den Hengst! / Der Recken Zwist entzweit  
noch die Rosse!

Indem Anton eifrig an seinem Werk arbeitete, damit es zu einer baldigen und für ihn hoffentlich viel umjubelten Aufführung käme, bemerkte er nicht, wie sich der Lauf der Welt verändert hatte, denn mit seinen Grenzüberschreitungen hatte er Türen und Pforten geöffnet, die seinen Gegnern aus der Unterwelt die Möglichkeit gaben, in die Welt der Menschen zu gelangen: Ein großer Schatten war nachts in den Straßen seiner Heimatstadt unterwegs und suchte nach dem einsamen Wanderer, der ihn in seiner eigenen Unterwelt bezwungen hatte, und dieses mysteriöse Erscheinen zur dunklen Stunde war bereits zum allgemeinen Stadtgespräch geworden, doch Anton wollte nichts von seinen Freunden über das Alltägliche und für ihn Unwichtige hören – und somit schwiegen sie trotz der großen Gefahr, von der jedoch zugegebenermaßen niemand wissen konnte. Daher ging Anton an einem der vielen arbeitsamen Tage abends mit keinem düsteren Gedanken ins Bett, da er versuchte, seine morgigen Arbeitsschritte vorsorglich zu sortieren, und schlief mit einer Beseelung ein, die einem unschuldigen Engel nicht schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Doch in eben jener Nacht war der Schatten nahe an sein Haus gerückt und beobachtete das Treiben aus sicherer Distanz, suchte sich im Schutz der Dunkelheit angemessen versteckt zu halten und gab sich wartend. Als Anton am folgenden Morgen vom kurzen, jedoch kräftegebenden Schlaf erwachte, setzte er sich nach einem morgendlichen Gebet an sein altes Klavier und spielte die ersten Töne des Tages, mit denen er sich in Stimmung brachte und die sich wie eine Heraufbeschwörungsmelodie des absolut Bösen anhörten. Abrupt den letzten Ton ins Leere schweifen lassend und ihn damit in seiner Wirkung entleerend, blickte er an die Wand voraus, suchte nach einem Haltungspunkt für seinen Blick und rezitierte etwas aus einem Libretto, dessen Töne er seit langem nicht mehr gehört hatte und die dennoch in diesem Moment präsenter waren als alles andere:

Alles Vergängliche / ist nur ein Gleichnis; / das Unzulängliche, / hier wird's Ereignis; / das  
Unbeschreibliche, / hier ist's getan; / das Ewig-Weibliche / zieht uns hinan.

Das Böse, der Schatten, war von der Straße, aus der er das Haus des Wandernden beobachtet hatte, heraufgezogen, und während sich das Dunkle in dem Raum, in dem Anton soeben rezitierte, seinen eigenen Raum verschaffte, spürte Anton sogleich, dass das Unvermeidliche, das er seit seiner Flucht

und Rückkehr nicht wahrhaben wollte, eingetreten war: Er hatte den dämonischen Schatten der Unterwelt gereizt, besiegt und letzten Endes aufgefordert, den Kampf mit ihm in seiner Welt, der Welt der Menschen, fortzusetzen – komme was wolle. Atemlos blickte Anton in das Auge des Bösen, wenn man dem Schatten diese Bezeichnung zubilligen wollte, und sah sich einer Übermacht gegenüber, deren machtvolle Überpräsenz seiner menschlichen, kleinen Existenz in allen Punkten überlegen war – und selbst seine Musik, die ihn noch in der Unterwelt vor dem Schrecken der Dunkelheit zu retten vermochte, konnte ihm in dieser Situation nicht mehr helfen – das spürte Anton sofort, denn zu sehr hatte sich der Schatten bereits macht- und raumraubend in diesem Zimmer ausgebreitet. Doch trotz allem Wissen, dass er den Kampf verlieren würde, und obwohl Anton sich zudem sicher sein konnte, dass auch der Schatten dies wusste, verharrte sein Gegenüber auf der Stelle, und wie sich zwei belauernde und jederzeit sprungbereite Gegner standen sich Anton und der Schatten Auge in Auge und warteten auf das Zeichen zum Angriff. Aber entgegen aller Erwartungen an diese Konstellation, griff der Schatten nicht an, nein, vielmehr erhob er seine blechern wirkende Stimme und hallte durch den Raum in Richtung Anton, dass er allein deswegen auf die Welt gekommen sei, um den einen Wanderer ausfindig zu machen, der es gewagt hatte, sich in die Unterwelt zu begeben, von dort zu verschwinden und in die Welt der Menschen zurückzukehren, denn mit Antons Verschwinden riskiere der Schatten der Unterwelt, das Gleichgewicht, die innere Balance der gleichgewichtigen Weltordnung, empfindlich zu stören, sodass der Fortlauf der allgemeinen Dinge aus den Fugen geraten würde – ohne Abschätzung, was danach geschehe. Daher könne der Schatten erst seinerseits aus der Welt der Menschen in seine Unterwelt verschwinden, wenn Anton mit ihm mitkomme, und da der Schatten alles daran setzen und auch erlangen würde, wäre es für die beiden Beteiligten gewiss angenehmer, wenn sich Anton freiwillig der Sachlage beuge und freien Willens mit in die Unterwelt ginge. Dass die Enttäuschung auf Seiten Antons keine geringe war, da er soeben im Begriff war, das Reinste und Erhabenste seiner Kompositionslehre zu schreiben, konnte ohne weiteres und ohne großes Nachdenken nachvollzogen werden. Daher war es kein Wunder, dass sich ein nicht geringer Teil in Antons Herzen gegen diese Art der Aufforderung auflehnte, gegen den Vorsatz des Sichergebens rebellierte. Der sich in Antons Geist entwickelte und mit einer bestimmten und unnachgiebigen Stimme vollzog Anton eine innere Kehrtwende, indem er dem Schatten eine Absage erteilte. Er könne nicht mitkommen, unter keinen Umständen, entgegnete Anton dem bedrohlich-schwarzen Schatten, da er an dem größten Werk seines Lebens schreibe, das er den Menschen als Antwort auf alle offenen Fragen bezüglich des Lebens und insbesondere der Musik offenbaren möchte, doch eben jenes Werk war es, dessen Fertigstellung der schattige Dämon verhindern musste, da es dadurch für die Menschheit zu Verwicklungen kommen könnte, deren Ausmaße niemals auszuloten seien. Er, Anton, habe sich an den Rand der Welt begeben und dort das Böse in die

Welt geholt, indem er es zu einem ewigen Kampfe herausforderte und gleich bei der ersten Begegnung schmachvoll besiegte. Daher gäbe es für Anton keine andere Wahlmöglichkeit, als freiwillig dem Schatten in die Unterwelt zu folgen, wenn er nicht wolle, dass die Menschheit seinetwegen untergehe, allein, da er die Antworten auf Fragen verlangte, die er im Grenzbereich seines Geistes, auf den Schwingen seiner absoluten Musik, gestellt hatte und die kein Geist so einfach vertrage, solange er nicht entsprechend vorbereitet sei. Antons Sinn stand jedoch nicht danach, den Drohungen und Vorahnungen des Schattens Folge zu leisten, vielmehr verlegte er sich auf das flehend-nervöse Bitten, dass er sogleich nach der Fertigstellung seiner letzten, gewaltigsten Symphonie in die Fänge der Unterwelt zurückkehren würde, doch da der Dämon eben jene Fertigstellung als einen gewichtigen Faktor beim Untergang der menschlichen Kultur dargestellt hatte, konnte dieser kaum von der Stelle weichen. Es sei bereits zu spät, mahnte der raumfüllende Dunkle, denn das Böse hätte mit den Noten, die Anton bisher auf das Papier bannte, in die Musik eingezogen und würde in der Folgezeit seinen Platz herrschsüchtig beanspruchen, und kein Künstler, egal wie rein sein Streben und seine Seele auch sei, könne sich gegen diese Art des Bösen wehren, das mit jeder ab diesem Tage geschriebenen Note mitschwingt. Daher sei es unvermeidlich, dass der Schatten darauf bestehe, dass Anton keine weitere Note mehr in das Notenblatt hinzufüge, da der Schaden für die weitere musikalisch-geschichtliche Entwicklung auch jetzt bereits kaum abzuschätzen sei, und dennoch wäre es die wichtigste Entscheidung in Antons Leben, wenn er bereit sei, sein Leben gegen die Verhinderung der Entfesselung des Bösen außerhalb der Musik einzutauschen, was die Minimalrettung der Ausgangslage offenbare. Urplötzlich und ohne eine erkennbare Wendung vollzogen zu haben, nahm Anton seine gesamte Kraft zusammen, drehte sich zu seinem Klavier um und spielte seiner Eingebung nach eine thematische Melodie, die schärfer und kraftraubender klang als alles, was er zuvor erdacht hatte. Auch der Dämon aus der Unterwelt erkannte in der donnernd-schwebenden Melodie die raumfüllende Kampfansage des nicht aufgeben wollenden Anton, verspürte die Vibration des Raumes auch in seinem schattigen Selbst und wusste um seine erneute Niederlage an diesem Orte, aber zugleich waren damit die Grenzen der Kampfregeln abgesteckt, die keine Gnade und kein Verständnis auf beiden Seiten zu erwarten gaben, nein, indem Anton aus dem Raum flüchtete und seine Notenblätter mitnahm, auf denen er das Thema kurz skizziert hatte, war die Jagd eröffnet, auf die sich der Schatten nach einem kurzen Sammeln begab, doch nicht ohne vorher das Unverständnis des alternden Komponisten zu beklagen, der kaum zu wissen schien, in welcher Gefahr er sich und seine mitmenschliche Kultur brachte. Nein, diese Jagd diene nicht dem Jäger, sondern allen Lebewesen, die in diesem Augenblick und späterhin existieren, und zudem war diese Jagd die Antwort auf eine der Fragen, die Anton an das Ende der Welt getrieben hatten: Das Absolute der Musik war eine Grenze, die in ihrer Absolutheit nicht überschritten werden durfte,

denn dahinter wartete nicht unsterblicher Ruhm, sondern der Untergang – der Untergang jeglicher menschlicher Kultur.

## Der zweite Satz: Die Jagd

### Personen

Anton (Tenor)

Schatten (Bariton)

Höllenhund (Bass)

Die drei Erinnyen:

Alekto (Sopran)

Megaira (Mezzosopran)

Tisiphone (Mezzosopran)

### Ort des Geschehens

Eine unwirtliche Gegend, obgleich mit Wald bepflanzt, sie wirkt, als ob gleich eine Schar Mänaden im wilden Geschrei und mit kampfbereit erhobenen Speeren um einen nahen Fels käme, doch alles liegt in einer Totenstille vor dem Betrachter, der erst wahrhaftiges Leben erkennt, als Anton flüchtend mit seinem Hab und Gut (insbesondere den Schriftrollen seiner letzten Vertonung) herbeigelaufen kommt und an dem besagten Felsen eine kleine Rast einlegt. Seinem Aussehen nach hat er bereits eine lange Flucht hinter sich und sein wild-nervöser Blick verrät sein Innenleben: das eines niemals Sicherem.

**Anton** *schwer atmend:*

Sie sind hinter mir her!

Sie sind hinter mir her!

Sie wollen mich!

Sie wollen mich!

In die Unterwelt hinab!

Dort kommen sie!

Weiter voran!

Weiter voran!

Keine Rast!

Bloß keine Minute Rast!

Höllenhund:

Dort hinten ist er!

Ich sehe den Flüchtenden!

Mir nach!

Die Erinnyen im Chor:

Wir sehen ihn!

Wir sehen ihn!

**Alekto:**

Lasst ihn uns umzingeln!

Dann sollte es uns leichter fallen!

Denn er ist allein

Und wir sind zu Fünft!

**Megaira:**

Doch er ist schon einmal entwicht!

**Tisiphone** *zustimmend:*

Auf dem Feld der Tränen war es,

Da ist er uns entwicht!

**Die Erinnyen** *im Chor:*

Entwicht ist er uns!

Aus den Händen entwicht!

Wie ein zappelnder Fisch glitt er heraus,

Aus unseren zugreifenden Händen!

**Alekto:**

Dieses Mal wird uns das nicht passieren!

**Tisiphone:**

Nein, das wird es nicht!

**Megaira:**

Es darf nicht sein!

**Schatten** *zum ersten Mal in Erscheinung tretend:*

Habt Acht, ihr Erinnyen!  
Auch der Flüchtenden besitzt seine Waffen!  
Eine Melodie, die erschreckender ist,  
Als alles, was ihr bisher gehört!  
Er hat meine Sinne betört,  
Hat mich in meiner Niederwelt besiegt,  
Niedergeworfen vom Thron,  
Und trat triumphierend zurück  
Ans gleißende Tageslicht der Welt!  
Vergesst das niemals,  
Wenn ihr den Flüchtenden jagt,  
Denn seine Melodie ist betörend  
Und unbesiegbar seine Stimme!

**Höllenhund** *kommt neben den Schatten gelaufen:*

Bald voraus kommt ein Wald,  
Der ist dicht und undurchdringbar!  
Wir sollten den Flüchtenden  
Besser vorher stellen und fangen,  
Ehe er sich die Dunkelheit  
Der vielen Stämme zu Nutze macht!

**Schatten:**

Seht, er macht eine Rast!

**Die Erinnyen** *im Chor:*

Er kann nicht mehr!  
Er kann nicht mehr!  
Die Flucht setzt ihm zu!  
Die Flucht ist bald zu End!  
Der Flüchtende rastet  
Während unser Blut rast!

**Schatten** *mit befehlendem Tonfall:*

Bleibt zurück, ihr Rasenden!

Wartet, denn wir wollen seh'n,  
Was der Flüchtende macht!  
Nicht, dass wir in sein Messer,  
Das offen hingehaltene, laufen!

**Höllenhund** *zur Seite weglaufend:*

Ich schaue nach, was er macht!  
Schleiche mich heran und wache  
Über das, was er vorhat!

**Schatten:**

Wir warten an Ort und Stelle,  
Hoffen auf deine Rückkehr,  
Damit wir wissen, was zu tun,  
Denn ewig darf keine Jagd sein!

**Die Erinnyen** *im Chor:*

Den Herrn der Unterwelt  
Vom Thron gestoßen,  
Den Höllenhund besiegt,  
Mit einem einfachen Ton,  
Seine Waffe ist die Musik,  
Eine absolut wirkende Schneide,  
Welche durch alles fährt,  
Das ihr in den Weg gerät!  
Lauter, mit Inbrunst.  
Eine absolut wirkende Schneide,  
Welche durch alles fährt,  
Das ihr den Weg blockiert!  
Wieder leiser.  
Seht uns Jagende an!  
Seit einer Unzeit ist's her,  
Dass wir schlecht waren!  
Lauter, mit Inbrunst.  
Seht uns Jagende an!

Seit einer Unzeit ist's her,  
Dass wir böse sein durften!

**Schatten** *indem er sich vor den Erinnyen aufbaut:*

Spart euren trotzigem Spott auf  
Und seid bereit zum Angriff,  
Sollten wir das Signal erhalten,  
Vom Hund der Hölle!  
Schleichend und tastend  
Robbt er sich dem Ziele näher,  
Beobachtet, stiert und prüft,  
Ist der Vorposten unsrer Schlacht!

**Die Erinnyen** *im Chor:*

Seht den Höllenhund  
Mit seinen großen Tatzen,  
Wie er schleicht und giftet,  
Als wäre dies der Untergang!

*Indem die Erinnyen und der Schatten mit dem Hintergrund verschmelzen, wendet sich die Betrachtung erneut dem Flüchtenden zu, der trotz aller Warnungen an sich selbst eine kurze Rast eingelegt hat.*

**Anton** *indem er nacheinander kleine Schlucke Wasser nimmt:*

Wes Schuld ist dies alles?  
Ist es meine, meine ganz allein?  
Wohin soll ich mich wenden?  
Denn alles ist dahin!  
Mein Leben, meine Fragen,  
Alles ohne Wert,  
Solange ich auf der Flucht bin!  
Was ist der Wert des Lebens,  
Wenn es nie mit dem Leben  
Eines andren zusammentrifft?  
Leise sucht er nach Worten, als ihm folgende einfallen:  
Woher hab ich diese Worte nur?

Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer! / Ist's Lieb'? ist's Haß? die glühend uns umwinden,  
/ Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer, / So daß wir wieder nach der Erde blicken, /  
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier. / So bleibe denn die Sonne mir im Rücken! / Der  
Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend, / Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken. / Von  
Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend, / Dann abertausend Strömen sich ergießend, / Hoch in  
die Lüfte Schaum an Schäume sausend.

Es muss aus dem Fausten sein!  
Dem Ewiglich Einfachen!  
Dem einfach Ewiglichen!  
Kein Wunder, dass es jetzt grad  
In meinem Kopfe auftaucht!  
Auf der Flucht! Gejagt!  
Der Fluss! Das Sehnen!  
Das Suchen!  
Ja, wonach suche ich denn noch?

*Während Anton kopfschüttelnd nach Antworten auf seine neuen Fragen sucht, nähert sich der Höllenhund und bemerkt, dass Anton mit etwas anderem beschäftigt ist, als sich um seine verteidigende Sicherheit zu kümmern.*

**Höllenhund** giftig zwischen seinen fletschenden Zähnen hervorstoßend:

Er scheint am Ende!  
Er scheint am Ende!  
Am Ende seiner Kräfte!  
Jetzt ist die Zeit!  
Laut in Richtung seiner Mitstreiter rufend:  
Kommt herbei!  
Kommt herbei!  
Lasst uns die Jagd beenden!  
Kommt herbei!  
Kommt herbei!  
Holt euch seinen Kopf!

*Anton erschreckt bis ins Mark, als er die schrecklichen Töne in seiner Nähe zu hören bekommt, und als er sich umdreht und beinahe Auge in Auge mit dem Höllenbund steht, ist es um ihn geschehen. Langsam sinkt er auf seine Knie und gibt innerlich den Kampf auf.*

**Anton** resignierend:

Der Kampf geht dem Ende zu!  
Meine Flucht hat ein Ende!  
Alles Leben hat ein Ende!  
Alles Schöne besitzt in sich liegend  
Auch das absolut endende Element!  
Dies ist der Moment der Wahrheit!  
Niemand wird sie sich mir zeigen,  
Anders als in ihrer grausamen Gestalt!  
Ihrer widernatürlichen Fratze,  
Mit der sie die Menschen belügt!  
Ich gebe auf!  
Der Kampf ist zu Ende!  
Kommt mich holen,  
Ihr Kreaturen der Unterwelt!  
Kommt mich holen,  
Ich habe keine Kraft mehr!

*Indem Antons kraftloser Körper in sich zusammenfällt, treten die herbeigerufenen Kreaturen der Unterwelt an den auf dem Boden liegenden Gegner heran und umzingeln ihn.*

**Alekto** drängend:

Wir sollten ihn peinigen!  
Für die Qual, die er uns angetan!

**Megaira** zornig:

Jede einzelne Faser seines Leibes  
Soll die Strafe zu spür'n bekommen!

**Tisiphone** ein kleines Messer aus ihrem Gewand ziehend:

Langsam und qualvoll woll'n wir es,

Genussvoll belebend wird sein Tod!

**Schatten** mit *donnernder Stimme*:

Nein! Geht fort! Nein!  
Dieser Mensch gehört mir!  
Mir allein! Ganz allein!  
Ich werde ihm schon zeigen,  
Was es bedeutet,  
Den Herrn der Unterwelt  
In seinem Reich bloß gestellt  
Und besiegt zu haben!  
Tretet zur Seite, Mitstreiter,  
Und erlebt meine Macht,  
Die niemals zorniger war,  
Als in diesem Moment!

*Aufgrund der donnernd-vibrierenden Stimme des Schattens erwacht Anton und erkennt, dass er von den Unterweltkreaturen umstellt ist. Langsam stützt er sich mit einem Ellenbogen ab, obgleich nicht klar ersichtlich ist, ob er eine weitere Flucht versucht oder erhobenen Hauptes aus der Welt treten möchte.*

**Anton** mit einer *seltsam befreiten, glockenklaren Stimme*:

Bitte tu' mir nichts!  
Bitte tu' mir nichts!  
Ich werde alles tun,  
Was du von mir verlangst!  
Ich werde alles tun,  
Was dein Herz verlangt!  
Ich bin dein Untertan,  
Auf immer und ewig!  
Auf immer und ewiglich!

**Schatten** von *Antons Reaktion überrascht, in seiner Handlung einhaltend*:

Welche Antwort verlangst du?  
Welche Bitte entrichtest du?  
Welches Sinnen liegt dahinter?

Ist dies einer deiner Windungen,  
Um deinem Schicksal zu entgehen?  
Welche Antwort verlangst du?  
Die Erinnyen im Chor:  
Welche Antwort verlangst du?  
Welche Frage entrichtest du?  
Uns schwant Böses beim Anblick  
Deines leidvollen Selbst!

*Anton in dem unerwarteten Gebaren seiner Gegner eine Möglichkeit erblickend, sich ein letztes Mal an Gott, den Schöpfer, zu wenden, erhebt er seine Stimme mit ihrem gesamten Wohlgefühl zum Singsang:*

Halleluja! Lobet den Herrn in seinem Heiligtum; lobet ihn in der Feste seiner Macht! / Lobet ihn in seinen Taten; lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit! / Lobet ihn mit Posaunen; lobet ihn mit Psalter und Harfen! / Lobet ihn mit Pauken und Reigen; lobet ihn mit Saiten und Pfeifen! / Lobet ihn mit hellen Zimbeln; lobet ihn mit wohlklingenden Zimbeln! / Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Halleluja!

*Eigentlich wollte Anton nur seine Seele dem Herrn im Himmel antragen, doch sein Singen hat ein ähnliches Ergebnis wie das in der Unterwelt, denn urplötzlich entschwinden seine Gegner und verlassen fluchtartig die Ebene, bis Anton sie in der Ferne aus den Augen verliert.*

Soll die Flucht jetzt weitergeh'n?  
Wohin soll ich mich wenden?  
Wohin jetzt noch?  
Nach dem Ganzen!  
Nach dem Letzten!  
Wo ist die Zuflucht,  
Die mein Leben sucht!  
Die ich suche!  
Die ich brauche!  
Nach der ich sehne!  
Indem er seiner Komposition gewahr wird.  
Ach, mein großes Werk,  
Vielleicht werde ich dich nie  
Fertig in meinen Händen halten!

Zwei Sätze beinahe fertig,  
Doch wo bleibt die Zeit?  
Wo bleibt die Zeit?  
Woher sie nehmen,  
Wenn nicht stehlen?  
Weiter muss ich,  
Immer weiter fort,  
Die Komposition beenden,  
Um mein Leben zu vollenden!

*Mühselig nimmt er sein Hab und Gut vom Boden auf, sortiert sich neu und sucht nach einem Pfad, auf dem er in dieser Ebene voranschreiten kann, findet einen, der direkt in den großen Wald bineinführt, und hofft inständig, dass er vielleicht dort eine geschützte Lichtung findet, auf welcher er die Früchte seiner ständigen Gedanken zu Papier bringen kann. Während Anton voller frischer Hoffnung in den Wald eintritt, zieht der vorhin erneut geschlagene Schatten in der Ebene auf und führt seine Lakaien mit sich.*

**Höllenhund** warnend:

Es gibt viele Wege in den Wald  
Und viele Wege wieder hinaus!  
Ihn zu finden unter den Bäumen  
Wird schwer und fast unmöglich!

**Alekto:**

Wir teilen uns auf  
Und suchen gemeinsam,  
Wir spüren ihn auf  
Und vernichten die Stimme!

**Megaira und Tisiphone** versetzt-kanonartig singend:

Wir teilen uns auf  
Und suchen gemeinsam,  
Werden ihn aufspüren  
Und beenden diese Geschichte!

**Schatten** mächtig:

Wir müssen ihn überraschen,  
Bei der Rast, beim Schlafen,  
Beim Sinnen, beim Ruhem,  
Doch er darf seine Stimme  
Niemals wider uns erheben!  
Seid voller Vorsicht, ihr Schrecken,  
Gebt Acht und bringt mir den Sänger!  
Denn er darf seine Stimme  
Niemals wieder erheben!

*Alle fünf treten ebenfalls, nur wenige Augenblicke nach Anton, in den Wald ein und beginnen sogleich mit der Suche; jeder wählt für sich den geeignet erscheinenden Weg und somit trennen sich die Wege aller sechs Protagonisten für mehr als einen Tag, an dem alle etwas suchen: der eine Frieden, die anderen Ruhe vor dieser Art des Friedens. Doch über allem donnert und brodelt es gewaltig, denn ein neuer Sturm braut sich über Antons Kopf zusammen und verengt die Stirn seines Antlitzes über dem Waldstück, in welchem Anton sich unermüdlich vorantreibt, ob nun in seinem kompositorischen Werk oder seinem ruhelosen Körper – beständig ist vor allem und unausschlielich die Flucht.*

## Der dritte Satz: Die Ungewissheit des leidend Wartenden

I Des Lebens letzter Tropfen  
Langsam schmachtet es dahin,  
Der Seele eingengter Sinn,  
Starrend, einem Schrecken gleich,  
Selbst das Streben erweicht,  
Der Weg wird steil und steiler,  
Selten noch verweilt er,  
Denn Anton ist am Ende,  
Vor ihm odes Gelände,  
In ihm ruppig-graue Steppe,  
Das Leben steht außer Kippe,  
Schritt um Schritt entgegen  
Eilt er dem Todessegen,  
Nur noch der letzte Wille,  
Bewahrt ihm vor dem Falle,

Denn es ist die Komposition  
Und die eigene Disposition,  
Die zum Überleben reichen,  
Von der 'Todeskant' zu weichen,  
Bis auch der Herzenspfropfen  
Lässt heraus den letzten Tropfen.

## II Nänie

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget, / Nicht die eherne Brust  
rührt es des stygischen Zeus. / Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher, / Und an  
der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk. / Nicht stillt Aphrodite dem schönen  
Knaben die Wunde, / Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt. / Nicht errettet den  
göttlichen Held die unsterbliche Mutter, / Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.  
/ Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus, / Und die Klage hebt an um den  
verherrlichten Sohn. / Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle, / Daß das  
Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt. / Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten  
ist herrlich; / Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

## III Frieden im Arm eines Engels

Traumhaft ist es auf den Wolken,  
Sonnenlicht überall, wohin man blickt,  
Hier herrscht das allseitige Glück,  
Gelbes Schimmern wie von Nelken.  
Engel kommen zu Anton herbei,  
Umringen und nehmen ihn auf,  
Liebe gibt es im Himmel zuhauf,  
Das Kleine, das Große, einerlei.  
Doch was droht dort am Firmament?  
Dunkle Wolken ziehen rasch herbei,  
Es sind die Jäger mit lautem Geschrei.  
Für einen kurzen, schönen Moment  
War Anton in den Schlaf gefallen,  
Sein Los war seiner Seel' entfallen!

## IV Die alte Weise...

Die alte Weise / sehnsuchtbang / zu ihnen wohl / auch klagend drang, / die einst mich frug / und  
jetzt mich fragt: / zu welchem Los erkoren / ich damals wohl geboren? / Zu welchem Los? / Die  
alte Weise / sagt mir's wieder: / mich sehnen – und sterben! / Nein! Ach nein! / So heißt sie nicht!  
/ Sehnen! Sehnen! / Im Sterben mich zu sehnen, / vor Sehnsucht nicht zu sterben!

#### V Schlag ins Genick

Sterben ist Teil des Lebens,  
Doch der Tod ist vieler Art,  
Niemals gerecht, selten gewollt,  
Und wenn, dann in der Not!  
Antons Tod ist unbeschreibbar,  
In seinem jagenden Entstehen,  
In seinem schreitenden Wollen,  
Und doch letzten Endes zwangsläufig.  
Hoch erhobenen Schwertes  
Zogen seine Gegner auf,  
Erkannten den Todesschlafenden  
Und schlugen ihm ins Genick.  
Den so friedvollen Atem verlierend  
Vergaß der Sterbende seine Angst,  
Erlebte im Tod gelebte Erleichterung  
Und nahm ihn als Geschenk dankend an.

#### VI Am Strom

Der Fluß glitt einsam hin und rauschte, / Wie sonst, noch immer, immerfort, / Ich stand am Strand  
gelehnt und lauschte, / Ach, was ich liebt, war lange fort! / Kein Laut, kein Windeshauch, kein  
Singen / Ging durch den weiten Mittag schwül, / Verträumt die stillen Weiden hingen / Hinab bis  
in die Wellen kühl. / Die waren alle wie Sirenen / Mit feuchtem, langem, grünen Haar, / Und von  
der alten Zeit voll Sehnen / Sie sangen leis und wunderbar. / Sing, Weide, singe, grüne Weide! /  
Wie Stimmen aus der Liebsten Grab / Zieht mich dein heimlich Lied voll Leide / Zum Strom der  
Wehmut mit hinab.

#### VII Der Tod(esmoment)

Beendet der Tod das Leben?  
Oder führt er es fort?

Nur anderswo, unsichtbar,  
Für die noch Lebenden?  
Wie geschieht der Übertritt?  
Sachte oder stolpernd?  
Wohin gelangt der Reisende?  
Ins Nirgendwo oder an einen Ort?  
Geht jeder Tote denselben Weg?  
Gibt es im Tode überhaupt diesen Weg?  
Weiß der Tote, wohin er geht?  
Und wohin er sich wenden muss?  
Der Tod beantwortet keine Fragen,  
Denn er ist die letzte, große Frage,  
Die Antwort entschließt sich der Frage,  
Gegenfrage stellt sich der Eingangsfrage.

#### VIII In einer Sturmnacht

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht, / In seine gellen Pfeifen bläst der Föhn. / Prophetisch  
kämpft am Himmel eine Schlacht / Und überschreitet ein wimmernd Sterbgestöhn. / Was jetzt  
dämonenhaft in Lüften zieht, / Eh das Jahrhundert schließt, erfüllt's die Zeit – / In Sturmespausen  
klingt das Friedenslied / Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

#### IX Der Ruf von oben

Hallend und unwirklich rauschen  
Die gedämpft-rational ausgesprochenen  
Worte hinab zu dem Nichtwartenden  
Und erfüllen sein Herz mit Wärme.  
Den Tod hinter sich lassend  
Begriff er sich als endlos Wartender,  
Suchte nicht nach einem Ausweg,  
Sondern gab sich dem Geschehen hin.  
Doch eine Hand streckte sich  
Nach seiner offenen Hand aus  
Und bat ihn, Folge zu leisten,  
Hinauf, ins ewige Himmelsreich.  
Die düster-schattige Unterwelt

Hinter sich zu lassen im Geleit  
Großer Feierlichkeit war erhebend  
Und des Herrn großartig-milde Wohltat.  
Trompetenfanfaren, Spielgesang,  
Harfenzupfen, Klarinettenzwitchern,  
Alles, was er jemals an Schönem hörte,  
War zusammengefasst in diesem Moment.

X Ihr Himmlichen!

Darum möcht, ihr Himmlichen! euch ich danken und endlich / Tönet aus leichter Brust wieder  
des Sängers Gebet. / Und, wie wenn ich mit ihr, auf Bergeshöhen mit ihr stand, / Wehet belebend  
auch mich, göttlicher Othem mich an. / Leben will ich denn auch! schon grünen die Pfade der  
Erde / Schöner und schöner schließt wieder die Sonne sich auf. / Komm! es war, wie ein Traum!  
die blutende Fittiche sind ja / Schon genesen, verjüngt wachen die Hoffnungen all.

## Der vierte und letzte Satz: Der Weg zum Höchsten

Indem Anton merkte, dass er unmittelbar vor dem höchsten Wesen – seinem Gotte – stand, erhob  
er seine Stimme und noch bevor der erste Ton aus seinem Munde floss, gesellten sich hunderte  
Engelsfiguren zu ihm und sangen mit ihm gemeinsam das Loblied, dessen Lieblichkeit im  
Wortklang das Herz des Vortragenden immer am meisten verzaubert und glaubend gemacht hatte:

Te Deum laudamus. Te Dominum confitemur / Te aeternum patrem omnis terra veneratur. / Tibi  
omnes Angeli, tibi caeli et universae potestates: / Tibi cherubim et seraphim incessabili voce  
proclamant: / Sanctus, Sanctus. / Sanctus Dominus Deus Sabaoth. / Pleni sunt caeli et terra  
maiestatis gloriae tuae. / Te gloriosus Apostolorum chorus: / Te prophetarum laudabilis numerus:  
/ Te martyrum candidatus laudat exercitus. / Te per orbem terrarum sancta confitetur Ecclesia: /  
Patrem immensae maiestatis: / Venerandum tuum verum, et unicum Filium: / Sanctum quoque  
Paraclitum Spiritum. / Tu Rex gloriae, Christe. / Tu Patris sempiternus es Filius. / Tu ad  
liberandum suscepturus hominem, non horruisti Virginis uterum. / Tu devicto mortis aculeo,  
aperuisti credentibus regna caelorum. / Tu ad dexteram Dei sedes, in gloria Patris. / Iudex crederis  
esse venturus. / Te ergo quaesumus, tuis famulis subveni, quos pretioso sanguine redemisti. /  
Aeterna fac cum sanctis tuis in gloria numerari. / Salvum fac populum tuum Domine, et benedic  
haereditati tuae. / Et rege eos, et extolle illos usque in aeternum. / Per singulos dies, benedicimus  
te. / Et laudamus nomen tuum in saeculum, et in saeculum saeculi. / Dignare Domine, die isto  
sine peccato nos custodire. / Miserere nostri, Domine, miserere nostri. / Fiat misericordia tua

Domine, super nos, quemadmodum speravimus in te. / In te, Domine, speravi: non confundar in aeternum.

## Das Ende einer Reise

Und als Anton und die Engel gemeinsam schwiegen, ertönte die Stimme des Allmächtigen, der sprach:

»Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. So trete ein ins Paradies, dessen Stimme du auf Erden warst.«

Und Anton trat ein ins Paradies, mit dem Herzen dort, wo er es immer getragen hatte: bei Gott, dem allmächtigen Schöpfer, der ihm die Kraft und das Talent gegeben hatte, wahrhaft Göttliches zu vollbringen.

## Utopia Nova

An die Kulturredaktion einer Zeitschrift, wo sie sich auch immer befinden mag: Weltliteratur im Sinne Goethes »meint zunächst nichts [anderes] als den Austausch zwischen den »Litteraturen und Litteratoren« verschiedenster Weltgegenden über Nationalitäts- und Sprachgrenzen hinweg«, in der gerade den übernationalen Zeitschriften eine herausragende Rolle zukommt. Doch so sehr diese Forderung Goethes, nicht nur dem geistigen Gewissen Deutschlands, in der ihm nachfolgenden Zeit auf der Strecke geblieben ist, so sehr muss es zu allen Zeiten Menschen geben, die diese eindeutige und absolut richtige Forderung erneuern, damit die Wirkung von Literatur nicht im Nichts verpufft, sondern dass diese in die Gesellschaft wirkt. »Wenn wir eine europäische, ja eine allgemeine Weltliteratur zu verkünden gewagt haben, so heißt dieses nicht, daß die verschiedenen Nationen voneinander und ihren Erzeugnissen Kenntnis nehmen, denn in diesem Sinne existiert sie schon lange, setzt sich fort und erneuert sich mehr oder weniger. Nein! Hier ist vielmehr davon die Rede, daß die lebendigen und strebenden Literatoren einander kennen lernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlaßt finden, gesellschaftlich zu wirken.« Wirken heißt vor allem publizieren, gelesen werden, diskutieren, abstrahieren und rückführen auf den Gegenstand, soweit dies eine Literatur leisten kann. Daher ist der folgende Beitrag im Rückgriff auf Thomas Morus' Utopia entstanden, eine Dichtung, deren Aktualität vielleicht an der Oberfläche erneuert werden musste, dessen Grundfesten jedoch weiterhin (und vielleicht auch für immer) grundsolide in den Wettern der Zeit stehen. Ihr strebenden Literatoren! Wirkt alle für das Gute der Zeit und befördert das, was die Gemeinschaft erhellen kann, denn »[w]enn ich das Schlechte nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht kümmern, sondern immer nur das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfindet.«

## Prolog

Ich hatte mich auf eine interessante Reise begeben wollen, doch wer hätte denn im Voraus ahnen können, dass es eine derart spannende Reise zu den Ursprüngen meiner innersten Wünsche und Gedanken werden würde? So sehr der Flug an diesen mysteriösen, von Menschenmassen undurchdringlichen Ort langweilig und ereignislos war, so sehr umfing mich die geheimnisvolle Stimmung, sobald ich aus dem Flughafen in die nähere Stadt gebracht wurde, dort meine Kleidung in meinem Hotelzimmer ablegte und zum ersten Mal in eine Welt trat, die mit meiner hochstilisierten Welt der Technik im Grunde nichts gemein hatte. Obwohl ich im ersten Augenblick des kulturellen Schocks an nichts anderes denken konnte, als dass das Gerede von einer

Andersartigkeit der Welt, obwohl gleichfalls von Menschen bewohnt, wahr ist, schien es unwahr, was ich sah, spürte, fühlte; es war, als ob man plötzlich völlig andere Sinne als im eigenen Alltag gebrauchen würde. Das Beste, ja, das Beste an meinem Urlaub war jedoch das Treffen mit einer Frau, die ich in einem Lokal zum ersten Mal erblickte, mitten auf der Terrasse, mitten auf dem Gehweg, wo vorbeidrängende Menschen mit ihren Körpern die sitzenden Gäste anstießen und es dennoch keinen zu interessieren schien; mitten auf dieser Terrasse sitzend erblickte ich die auf mich gerichteten, grünen Augen, die mich magisch anzusprechen schienen, die mir sagen wollten, nein, die mich aufforderten, sofort und unverzüglich zu ihrem Tisch zu kommen, ohne Fragen, ohne eigenen Willen. Ich stand sogleich auf, bahnte mir einen Weg durch die herandrängenden Menschen und hoffte, die Frau mit den grünen Augen zu erreichen, doch so sehr ich gegen die Massen ankämpfte, so sehr breitete sie ihr Lächeln aus, als wären die Menschenmassen von ihr gesteuert, als Prellbock gegen meine Phantasie, mich an ihren Tisch zu setzen und mich mit ihr zu unterhalten. Als ihr Tisch dann nur noch eine Armbreite entfernt war und ich mich mit aller Gewalt gegen die Massen stemmte, stand sie auf und ging, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, ab, in eine nahe Seitenstraße, deren Enge mit der einer italienischen Renaissance-Stadt durchaus vergleichbar war, und ich folgte ihr, wollte das Geheimnis dieser Frau unbedingt lüften, schoss ihr nach und traf sie, als sie endlich in ein Haus eintreten wollte, das nur das Ziel ihres fluchtartigen Verlassens sein konnte. Woher ich das wusste? Das weiß ich heute noch nicht einmal und vieles andere auch nicht, doch ich folgte ihrem wortlosen Aufruf und trat ein in diese Welt hinter der steinernen Mauer; einen Innenhof betretend, der mit einem sprudelnden Brunnen versehen war und Wege in zwei Haushälften im Hintergrund preisgab, wandelten wir Seite an Seite, weiterhin schweigend, auf den Brunnen zu und setzten uns auf dessen abgerundete Kante; meine Begleiterin, ach, was sage ich, meine Führerin oder Verführerin, tauchte ihre Hand ins Wasser, ließ etwas vom kühlen Nass in ihre Handmulde laufen und trank davon. Während sie trank, beobachtete ich ihre Regungen und spürte die Anspannung meines Körpers, aber auch meines Geistes, der angestrengt versuchte, die Situation zu überblicken, was ihm jedoch angesichts der überwältigenden Präsenz der Frau nicht zu gelingen vermochte. »Du hast dich in einen Urlaub begeben«, begann sie mit einer tiefen, geheimnisvollen Stimme, »der dich an die Grenzen deiner Vorstellungskraft bringen wird! Nicht weil ich es dir sage, sondern weil ich es weiß!« Indem ich in ihre grünen, smaragdleuchtenden Augen blickte und mich fragte, woher diese Frau wusste, dass ich mich gerade in meinem Urlaub befand, wurde mir bewusst, dass es unweigerlich an meinem Auftreten liegen musste. »Ob das Wissen darum, dass du dich in deinem Urlaub befindest oder nicht, wichtig ist, ist nicht wichtig, doch ist es deine Anwesenheit? Für dich vielleicht, für mich...« Sie stockte in ihrer Rede und fixierte mich mit ihrem durchdringenden Blick. Bisher hatte ich noch kein Wort verloren und selbst, wenn ich nach einem gescheiterten und nicht bis zur Lächerlichkeit entstellten Satz gesucht

hätte – mein Gehirn streikte nach allen Regeln der Kunst und gab sich ganz der Gefühlswelt hin, in der mich die Frau gefangen gesetzt hatte. »Es ist unwichtig, was meine Person in dieser Situation fühlt oder welchen Nutzen sie davon haben kann«, fuhr die Frau auf der abgerundeten Brunnenkante fort, »vielmehr ist es von Wichtigkeit, dass ich dir erzählen kann, was du schon immer wissen wolltest. Sicherlich fragst du dich jetzt in deinem Innern, was ich dir erzählen könnte, was von einer solchen Wichtigkeit ist, dass ich dich in meine Welt ziehe und dich zugleich aus deiner banne.« Indem ich verzweifelt versuchte, ihrem Blick standzuhalten, verlor ich tatsächlich auch die restliche Verbindung zu meiner Welt. Plötzlich wusste ich kaum mehr, wer ich in meiner Welt war oder was meine Vorstellungen und Wünsche waren; alles war wie fortgeweht, mit einem Lufthauch aus ihrem Mund, der einem Sandsturm gleich alles mit einer feinen Schicht belegte, sodass nichts mehr eindeutig erkennbar war. Ja, ich war verzaubert, bis in den letzten Winkel meiner selbst und unfähig, auch nur ein Wort zu sagen, doch sie schien eins von mir zu verlangen; eins der Zustimmung oder der Ablehnung, ganz gleich, welches Wort es auch sein mochte, doch ihr Zauber war stärker, sodass ich den Kampf bald auf- und mich selbst verloren gab. »Siehst du«, sagte sie und ihre Stimme schien aus einer weit entfernten Wirklichkeit zu mir zu dringen, »nun bist du völlig meinem Willen unterworfen! Aber es liegt mir fern, diese Stimmung auszunutzen, nein, vielmehr möchte ich dir etwas geben, das dein Leben bereichern wird: das Wissen um die Welt nach dir, das Wissen um die Welt, wie sie dereinst sein wird, wenn der Mensch endlich erkannt haben wird, dass er Wege und Mittel finden muss – und auch kann –, die ihn selbst seinem natürlichen Zustande wieder näherbringen werden.« Eine seltsam-spannende Stille trat in das Gespräch, das im engen Sinne keines war, als sie nach den letzten Worten schwieg und sich ihre Erscheinung in meinen Augen scheinbar in dem rhythmischen Plätschern des Brunnens verlor. Es dauerte eine Weile, bis ich wieder Herr meiner eigenen Sinne und Gedanken wurde, und seltsamerweise blieben mir selbst nur wenige Worte zur Auswahl, um meine ersten Worte in unserer Zweisamkeit zu sagen, doch als ich die Stimme hob und sie fragte, wer sie sei, da sie so vieles über die Zukunft der Menschheit zu wissen schien, sah sie mich mit einem lächelnden Ausdruck an und trat aus dem schemenhaft Verzerrten in die Wirklichkeit zurück. »Man nennt mich die Königin von Utopia Nova«, sagte sie und ohne Vorwarnung verwandelte sie sich urplötzlich in eine andere Figur, sodass ich an eine Form der Magie glauben musste, die ihr innezuwohnen schien, »dein Körper mag erschrocken sein, doch dein Geist ist es nicht«, sagte sie und wusste um meinen Gefühlszustand, der mehr mit dieser Erstaunlichkeit der Situation rang als mit dem Gedanken an eine Flucht von diesem mysteriösen Ort. – »Wenn Ihr die Königin eines Landes seid, von dem ich noch nie gehört habe, und Ihr von einem Zustand der Menschheit spricht, der in der Zukunft zu liegen scheint«, fragte ich und war erleichtert, wieder das Regiment meiner Gedanken selbstständig führen zu können, »was macht Ihr dann an diesem Ort und zu

dieser Zeit – in meiner Zeit und meiner Welt – wobei diese Welt gewiss nicht meine ist und dennoch...?« – »Sie ist natürlich nicht deine, denn auch deine scheinbar wirkliche Welt ist schon lange nicht mehr deine eigene«, bemerkte die Frau, sie sich als Königin eines mysteriösen Königreichs vorgestellt hatte, »doch es brauchte diese Art der Stimmung, diese Situation der Gefühlsüberladung, in der du dich nach deiner Ankunft an diesem Ort befandst, um dich in die Welt deiner Träume zu entführen, die letzten Endes wahr werden – vielleicht nicht alle nach deinen heutigen Wertmaßstäben, aber so doch im Kern deiner Gedanken.« – »Wie ist das alles möglich?«, wollte ich wissen, doch bevor ich meine Fragen konkretisieren konnte, unterbrach sie mein Gebaren und stellte ihrerseits die Bedingungen vor, die sie an unsere Zweisamkeit knüpfte: »Es ist völlig belanglos, woher ich komme und wie ich an diesem Ort gelangt bin, zudem soll es offenbleiben, warum ich ausgerechnet dich ausgewählt habe, obwohl du am Ende meiner Erzählungen vielleicht selbst darauf kommst. Du hast vier Wochen Urlaub, achtundzwanzig Tage, um genau zu sein, und du darfst mir jeden Tag, an dem du mich an diesem Ort besuchen kommst, genau eine Frage stellen bezüglich des Lebens in Utopia Nova, dem Reich, in dem ich Königin bin. Doch für heute soll es das gewesen sein«, schloss sie ihre kurze Rede und ich spürte, dass die Weiterführung unseres Gesprächs niemals ohne ihre Zustimmung stattfinden würde, »komme morgen früh, bevor die Sonne aufgegangen ist, an diesen Ort zurück und stelle mir deine erste Frage. Ich möchte dich lehren, was es heißt, in Utopia Nova wahrhaftig Mensch zu sein, und hoffe, dass die Antworten auf deine Fragen all das zu klären vermögen, was dich seit Jahr und Tag in deinem tiefsten Innern beschäftigt.« An diesem Tag und für diesen Augenblick war alles gesagt, sodass ich mich vom Brunnenrand erhob und mechanisch zur Innenhofpforte begab, sie öffnete, auf die Straße hinaustrat und erst nach dem Schließen der Türe meine eigenen Gedanken vollständig zurückerhielt. Obgleich mich unzählige Gedanken in alle Richtungen bestürmten, ging ich, ohne den Weg so recht zu kennen, zielstrebig in mein Hotel zurück, duschte mich und saß den gesamten Abend auf dem Balkon meines Zimmers, beobachtete die unter mir liegende Welt, während ich darüber nachsann, was ich die Königin von Utopia Nova als Erstes fragen wollte.

## Kapitel 1: Wie ich die Königin nach der Herrschaftsform in Utopia Nova fragte und welche erstaunliche Nachricht sie mir davon gab

Als wir am nächsten Morgen, unter einem bereits blauen Himmel, der von den Strahlen der noch nicht aufgegangenen Sonne erhellt wurde, auf dem Rand des Brunnens saßen und den kühlenden Schatten des Morgens genossen, stellte ich meine erste Frage an die Königin von Utopia Nova: »Da die Menschen von Utopia Nova, soweit Ihr mir gestern sagtet, irgendwann erkennen, dass sie sich dem natürlichen Umstand des eigenen Lebens annähern müssen, interessiert es mich, warum

Utopia Nova vermeintlich ein Königreich ist und eine Königin besitzt, wo doch viel eher in den letzten Jahrhunderten meiner Welt die Gesellschaftsform der Demokratie an Wert dazu gewonnen hat und das Königtum mehr mit Schreckensherrschaften und Tyranneien in Verbindung gebracht wird?« – »So sehr«, begann sie ihre Antwort, »die Demokratie den Menschen in ihrer fortschreitenden Bildung über die letzten Jahrhunderte half, die Tyrannie eines starken Herrschers zu brechen und aus der Welt zu bannen, so sehr steckt in der modernen Demokratie jedoch die Schwäche, dass jeder aus dem Volk, ob er nun dafür geschaffen ist oder nicht, den Weg in die Mitte der Gesellschaft antreten kann, sodass nicht immer der Beste und Klügste den Posten eines Führers innerhalb der Demokratie erlangt, sondern derjenige, der die größte Zustimmung erhält, die sich wiederum grundsätzlich nur sehr selten auf eine objektive Meinung stützt, sondern vielmehr aus dem subjektiv orientierten Grundgefüge der sozialen Vernetzung ergibt. Eine Gemeinschaftskette ist immer nur so stark wie das schwächste Glied, an dem die Kette reißt, sagt der Volksmund, und sobald dieses Glied in die Verantwortung gezogen wird, ist ein Riss im Gefüge unvermeidbar. Daher kann eine fortlaufende Demokratie niemals das wahre Element einer freien und gerechten Herrschaft sein! Die Menschen in Utopia Nova haben irgendwann erkannt, dass sich Demokratien aller Art selbst überholt hatten, und entschieden, dass es im Grunde nur eine gerechte Herrschaftsform geben könne: das demokratisch legitimierte Königtum, das sich auf das Volk stützt und zugleich von ihm abhängig ist, sodass das Ausnutzen der Machtposition mit der Konsequenz eines Abdankens verbunden ist. Doch da derjenige, der in Utopia Nova König oder Königin werden will, einen ausgesprochenen Gerechtigkeitssinn haben muss, von dem die Mehrzahl der Menschen überzeugt sein muss, ist es grundlegend unmöglich, dass ein Tyrann auf den Thron gelangt. Es ist die Achtung vor dem Menschen und seinen Wegen im Leben, das Anerkennen der situativen Einzigartigkeit, die einen König oder eine Königin zum Dienst an dem Menschen verpflichten, und da die Herrschenden diesem Dienst auch sehr gerne nachkommen, besteht eine koexistenzielle Symbiose zwischen Machthabenden und allen Menschen in Utopia Nova, dass es keinerlei Entscheidungen gibt, die gegen die Vernunft oder gegen den Willen des Volkes gerichtet sind. Auch gibt es in Utopia Nova keinen Streit im Vorfeld darüber, wer für die Königswürde der oder die Beste sei, denn schon bald, nachdem sich die Kandidaten vorgestellt haben, erkennen die Utopier, die einen geschulten Blick für den Gerechten und den Wahren Geist haben, wer die Idealbesetzung für das hohe Amt ist. Die Wahl, wenn es denn eine wirkliche Wahl genannt werden kann, ist innerhalb weniger Minuten entschieden und weder die Anhänger der Unterlegenen noch sie selbst sind traurig über die vermeintliche Niederlage gegen den neuen Herrscher, da dieser mit dem Wissen um die beste Möglichkeit erwählt wurde. Neid und Missgunst sind den Utopiern zwar als menschliches Gefühl bekannt und vom menschlichen Standpunkt treten diese beiden Gefühle auch immer wieder in den Vordergrund, doch da die restliche

Gesellschaft den Ausbruch dieser Gefühle zum persönlichen Vorteil ablehnt und für schlecht befindet, geschieht es nur sehr selten, dass derjenige, der sich über eine Entscheidung oder Situation echauffert hat, nicht umgehend wieder beruhigt, da er auf reine Ablehnung bei den anderen Menschen aufgrund seines Verhaltens stößt. Die Aufgaben eines Königs oder einer Königin sind zudem grundlegend verschieden von den Aufgaben derjenigen, die in der Weltgeschichte bisher diesen Titel trugen, da diese schlechterweise sich mit einem Kraft- oder Gewaltakt zu dem gemacht haben oder von einer starken Fraktion innerhalb des Volkes zu dem gemacht wurden, was sie waren: Tyrannen der Macht. Der Herrscher in Utopia Nova ist viel eher der oberste Richter und das soziale Gewissen des Landes, das nur dann einschreitet oder sich zu Wort meldet, wenn es um eine grundlegende Festlegung innerhalb einer Diskussion geht, die das gesamte Volk betrifft. Dabei hört er sich alle Positionen geduldig an und versucht am Ende die sinnvollste herauszuhören, die zudem das Gewissen und das moralische Empfinden der meisten Menschen in Utopia Nova widerspiegelt. Der Vorteil, der aus einer rein nüchternen Betrachtung vieler meinungsäußernder Menschen entsteht, die an dem Entscheidungsprozess beteiligt sind, liegt in der Diskussion der vielen Möglichkeiten, aus deren Vielfalt sich am Ende in der Mehrzahl der Diskussionen eine herauskristallisiert und übernommen wird; doch sollten einmal zwei oder sogar drei Optionen mit der gleichen sicheren Wertigkeit zur Wahl stehen, wird es dem König oder der Königin nicht zur Last gelegt, sollte er oder sie sich einmal für die im Nachhinein falsche Option entscheiden, da niemand anderes im Volk den anderen, vermeintlich besseren Punkt mit einer Entschiedenheit und Überzeugtheit darstellen konnte, sodass diese Wahl anders vonstattengegangen wäre. Indem alle Utopier darum wissen, dass der Mensch in seinem natürlichen Verhalten fehlerbehaftet ist, verzeiht jeder Utopier dem anderen eine falsche Entscheidung, solange sie aus guten Gründen und ohne Blick auf den eigenen Vorteil getroffen worden ist. Daher ist es dem König oder der Königin auch gestattet, falsche Urteile zu fällen, solange die Umstände, die zu der Fehleinschätzung geführt haben, nicht im Vorhinein absehbar waren. Sollten diese jedoch nachweislich absehbar gewesen sein und hat der Herrschende eine falsche Entscheidung aufgrund offensichtlich falscher Annahmen getroffen, die er oder sie besser hätte abwägen müssen, dann ist es an dem Volk, den Herrschenden aufgrund mangelnder Vernunftsleistung abzusetzen. Dies ist jedoch, aus dem eben erwähnten Grund der gegenseitigen Abwägung der besten Gründe, sehr selten der Fall und meistens nur dann, wenn der Herrscher von einer körperlichen oder geistigen Krankheit befallen wird, die ihm den klaren Verstand raubt. Ein Throninhaber, der mit seinen vollen Sinnen merkt, dass seine Kraft nicht ausreichend ist, um die Geschäfte mit der nötigen Weisungskraft auszuführen, wird jederzeit das Wohlergehen seines Volkes in den Vordergrund stellen und zurücktreten. Die Wahl zum neuen Herrscher auf dem Thron habe ich ja bereits beschrieben, doch noch nichts zum Prozedere genannt: Grundsätzlich kann sich jeder aus

Utopia Nova zum neuen König oder zur neuen Königin wählen lassen, doch nur die wenigsten trauen sich, diese Aufgabe auch zu übernehmen, da sie um die Verantwortung wissen, mit der dieses Amt belegt ist. Daher gibt es bei jeder Neuwahl auch nur sehr wenige Bewerber, und meist sind diese bereits im Vorfeld in einem der wichtigen Ämter innerhalb der utopischen Regierung aktiv gewesen, sodass die Utopier sehen können, was dieser Mensch zu leisten imstande ist und welche Grundlagen seine Vernunft besitzt, denn dies ist der Grundpfeiler unseres Zusammenlebens: das objektbezogene Verwalten des Erlangten und die subjektbezogene Weiterentwicklung im Verbund mit den Talenten der Menschen, die neu in unsere Gesellschaft hineinwachsen. Sollte dann einmal der König oder die Königin, die gewiss nicht mehr im Amte sind, da das fortschreitende Alter ihm oder ihr die Kraft zum Regieren genommen hat, aus dem Leben treten, so findet keine große Zeremonienbeisetzung des ganzen Volkes statt, sondern der ehemalige Lenker des ganzen Volkes, der zu keiner Zeit einen höheren Posten als jeder andere in Utopia Nova bekleidet hat, wird von seiner Familie und den besten Bekannten zu Grabe getragen und verbrannt, in bester Erinnerung derjenigen, die den Toten sein Leben lang begleitet oder unterstützt haben. Ich bin noch nicht sehr alt, aber ich weiß jetzt bereits darum, dass ich irgendwann – weil ich ein Mensch aus Fleisch und Blut bin – erkennen werde, dass es besser ist, die Regierungsgeschäfte niederzulegen, ehe das Alter den Kreis meines Lebens schließen und vollenden wird. Der Rückzug in den engen Kreis der Familie ist es, der allen bevorsteht, die alt werden und deren Kräfte nachlassen, sodass es die Aufgabe der jungen Menschen wird, die Alten solange zu stützen, bis das Leben in friedvoller Würde beendet werden kann. Damit möchte ich auch heute schließen«, sagte die Königin mit einer friedfertigen und wohlwollend ausgehauchten Stimme, und ich brauchte einige Momente, ehe ich wieder Herr meiner Sinne war. »Komm morgen wieder«, sagte sie und stand zum Abschied würdevoll und geschmeidig vom Rand des Brunnens auf, »dann werde ich dir wieder eine neue Frage beantworten, und ehe die Sonne den Horizont zum neuen Tage überschreitet, wirst du mehr wissen über das Leben der Menschen in Utopia Nova.« Mit einer würdevollen Dankesbewegung, die ich weder absichtlich machte noch im Vorfeld geplant hatte, verließ ich den Innenhof und ging die Straßen hinab, auf denen bedeutend mehr los war als zu dem Zeitpunkt, als ich zu dem Treffen aufbrach. Doch keine Menschenmasse konnte mich mehr zerdrücken und ich bemerkte, wie die feinsten Sinneseindrücke auf mich einwirkten, während ich mich fragte, welche Frage ich wohl morgen stellen würde. Doch als ich auf dem Balkon meines Hotelzimmers saß und das Essen oberhalb der geschäftigen Massen einnahm, wurde mir bewusst, dass ich alle Fragen bereits vorgefertigt in mir trug und sie, ohne dass ich darüber nachdenken musste, jeden Tag von selbst ans Licht des Tages kommen würden.

## Kapitel 2: Wie ich die Königin von Utopia Nova über die Freiheit des Menschen befragte und welchen erstaunlichen Begriff sie mir von dieser Sache mitteilte

Auch an diesem zweiten Morgen, auf dem Rand des Brunnens, und bevor die aufgehende Sonne den Horizont erreichte, saßen wir beide, die Königin des zukünftigen Staates Utopia Nova und ich, zusammen und sie beantwortete mir eine einzige Frage, die ich mir weder ausgedacht noch zurechtgelegt hatte, sondern die aus mir drang, ohne Frage aus meinem Innersten, wie sie es mir zwei Tage vorher prophezeit hatte: »Wie steht es um die Freiheit des Menschen in Utopia Nova?«, wollte ich von ihr wissen und wusste selbst, dass diese Frage einer der zentralen in unserem Gespräch sein würden, doch umso mehr überraschte mich ihre Antwort: »Die Freiheit des Menschen, die eines der lang gehegten Träume aller Menschen war und zu deiner Zeit noch ist, bleibt eine Illusion, der man nachhängt, um sich und seinem Leben einen Sinn zu geben, der jedoch völlig in die falsche Richtung zielt. Mit der Einrichtung der Kultur und den Traditionen war es mit der geistigen Freiheit vorbei, während die natürliche Freiheit bereits in der Zeit, als der Mensch noch mehr Tier als Mensch war, immer weiter zurückgedrängt wurde. Freiheit bedeutet im letzten Sinne immer eine Losgelöstheit, ist im Grunde seines Gedankens absolut und kann daher niemals in der Gemeinschaft der Menschen existieren, da alle Menschen, ganz gleich, aus welchem Kultur-, Sprach- oder Denkkreis sie kommen, immer in einem Netz aus sozialen und gesellschaftlichen Erfahrungen und Traditionen eingewebt sind; selbst der kleinste, unbedeutendste Teil dieses Netzes trägt zur Stabilität des Ganzen mit bei. Dies ist der Sinn des menschlichen Lebens: die Stärkung dieses Netzes, das zwischen den einzelnen Gliedern der Gesellschaft mittels Kulturerfahrungen und Traditionsbedürfnissen gewebt wurde und stetig weitergewebt wird. Die fixe Idee einer Freiheit des Einzelnen, der Drang des Individualisten aus der Gemeinschaft heraus, hat in einem solchen Netz nur rein Zerstörerisches und ist kontraproduktiv zu dem eigentlichen Wollen des Menschen: in der Gemeinschaft Stärke beweisen, den Zusammenhalt spüren, gegen die Übel, die den Menschen bedrängen; das war schon so, als der Mensch noch als Herdentier gegen andere Tiere ums Überleben kämpfte, und dieser Teil wird auch niemals sterben, so sehr die pluralistischen Kulturerfindungen auch gegen diesen grundanimalischen Trieb ankämpfen möchten. Der Mensch fühlt sich als freier Mensch nicht wohl, denn er glaubt nur, frei zu sein, und in dem Moment, wo er sich frei fühlt, ist er situativ nur kurz ungebundener als sonst, was im Rückgriff auf seine eigentliche Verbundenheit auch zuweilen legitim ist: dennoch, dies ist keine Freiheit im eigentlichen Sinne, denn alle Menschen, die außerhalb der Gemeinschaft stehen und nur wenige Verbindungen zu den anderen halten, zeigen immer wieder dieselben Verhaltensmuster: Einsamkeit, Unvertrautheit und Angst; die große Angst, das Band zu

zerschneiden, das sie mit der Gesellschaft verbindet, das sie im Netz mit den anderen Menschen hält. Diese Angst ist im Menschen verankert und jede Gegenbewegung muss den Menschen zwangsläufig von sich selbst und seinem natürlichen Zustand entfernen; daher ist der Gedanke einer Freiheit letztendlich kaum mehr als ein geistiges Konstrukt, um den Menschenverband zu schwächen, da ein schwächeres Gewebe innerhalb einer Gesellschaft leichter von den Tyrannen, die die Macht besitzen, kontrolliert und in Schach gehalten werden kann. Die Freiheit als solche, wie sie in deiner Zeit allerorten als das Heilmittel der modernen Zeit proklamiert wird, ist nichts anderes als der einfältige und dennoch wirksame Versuch, den Schulterschluss der Menschen zu verhindern, denn mit einem solchen Schulterschluss wären viele Despoten – ganz gleich, ob sie politischer, kapitalistischer oder religiöser Natur sind – nicht mehr an der Macht oder müssten sich nach wirksameren Methoden umsehen, um ihre mit List und Tücke erworbene, ungewöhnliche Stellung innerhalb des Geflechtes zu erhalten. Dieser Umstand der Freiheit, den die Menschen stets bei revolutionären Umschwüngen proklamierten und weiterhin für sich proklamieren werden, ist dem Grundgedanke nach nichts anderes als das Herausschneiden des krankhaften, tyrannischen Gebildes innerhalb des Netzes der Menschen, um ein neues Gewebe entstehen zu lassen, das engmaschiger und undurchdringlicher ist, doch bisher war es – und da sich die Natur des Menschen aufgrund einer Revolution sicher nicht ändern wird – bisher war es immer so, dass sich die nach Freiheit strebenden Anführer einer Revolution an die Stelle setzten, an der sie das grundschlechte Übel aus dem Gewebe der Gesellschaft herausgeschnitten hatten. Was bringen also Revolutionen oder Umstürze, wenn nicht Freiheit, die es offensichtlich gar nicht gibt? Nichts Neues, das erscheint mal sicher, es ist nur eine Neumodulation der gegebenen Umstände, die insoweit neu ist, als dass die Menschen hoffen, dass sie neu und einzigartig ist. Wir Menschen in Utopia Nova haben einen viel engeren Begriff von Freiheit, denn die gibt es gar nicht in der Art, wie es die Menschen in deinem Zeitalter verstehen, sondern mit dem Erkennen, dass es gar keine Freiheit im engeren Sinne geben kann, befreiten sich die Menschen in Utopia Nova von einer gedankengebundenen Utopie, deren Loslösung zu einem ersten Schockmoment führte, der jedoch im Verbund mit der Gesellschaft von jedem Einzelnen überwunden werden konnte. Wir Bewohner von Utopia Nova fühlen uns frei in unseren Gedanken, die das konstituierende Geschäft des Tages sind, doch die Handlungen, die aus den Gedanken erwachsen, sind bereits wieder eingebunden in das eben genannte und gespannte Geflecht, das Gewebe innerhalb der Gesellschaft, sodass die Verantwortung für das eigene Handeln – völlig losgelöst von dem Denken über das Handeln, das vielleicht dem Freisein im Sinne deiner Welt am nächsten kommt – zur grundbestimmenden Maxime führt. Wer braucht schon Freiheit und Ungebundenheit, wenn er aus jeder Richtung eine helfende und abstützende Hand gereicht bekommt, sobald er sie braucht? Letzten Endes ist auch die Freiheit wie vieles andere, was der Mensch für den Menschen erdacht und erfunden hat, nichts

weiter als eine leere Hülle, die er seinem Gegenüber über den Kopf stülpt, damit dieser verwirrt durch die Welt läuft, ohne den Gedanken zu haben, dass er doch nach allen Richtungen greifen könnte, um eine helfende Hand zu erreichen.« Später, zurück im Hotelzimmer, beobachtete ich die unter mir treibenden Menschen vom Balkon aus und suchte in ihrem Handeln und Walten zu entdecken, welchen Begriff von Freiheit sie wohl haben, gebrauchen oder suchen, doch je mehr ich das ineinandergreifende Geflecht von handelnden, helfenden und werkenden Händen sah, desto mehr entspann sich in meinem Kopf das Gewebe der Gesellschaft, von dem die Königin von Utopia Nova gesprochen hatte. Die Gemeinschaft der Menschen als Gewebe zu verstehen, entbindet den Geist von der falschen Illusion einer scheinbar notwendigen Freiheit, wurde mir bewusst, und ich spürte, wie mir eine Last von den Schultern fiel und wie ich mich zum ersten Mal seit langer Zeit wahrhaft befreit fühlen konnte.

### Kapitel 3: Wie ich die Königin nach der zukünftigen Weltordnung fragte und sie mir ein Bild ausmalte, das wenig mit dem aktuellen Weltgeschehen gemein hat

»In der Welt von Utopia Nova«, begann die Königin von Utopia Nova sogleich, nachdem ich meine Frage an sie gerichtet hatte, »die am Ende einer Entwicklung steht und die bereits mit den Hochkulturen im Delta des Nils oder denen im Zweistromland begann, gibt es keine Nationalstaaten und keine Herrscherreiche mehr, da der Mensch in seiner Gesamtheit erkannt hat, dass es keinen Sinn ergibt, die Welt in Stücke aufzuteilen, um sich gegen die anderen Teilgebiete abzutrennen. So wurden die Nationalstaaten, die immer noch ein bedeutendes Element in deiner Zeit spielen, völlig aufgelöst und zusammengefasst in einen Staat, der damit letztlich auch aufgelöst wurde, indem die Menschen nunmehr auf der Erde als Erdenbürger leben und die Idee einer Verstaatlichung oder Separierung nunmehr auch gar nicht mehr denken können, ohne sich die Frage zu stellen, warum man einen solchen Schritt gehen sollte. Dass die Reichs- oder Staatenbildung aus der Genese der menschlichen Entwicklung entstanden ist und diese Entwicklung notwendig war, um die Menschen der Welt miteinander zu verknüpfen, ist den Utopiern verständlich, doch jeder fragt sich, sobald er dieses Bild vor Augen geführt bekommt, welche Vorteile eine Teilung der Welt in verschieden große Teilgebiete haben kann. Wir in Utopia Nova sehen die Welt als Ganzes und können aufgrund dessen die Welt auch als ein zusammenhängendes, globales System erfassen, das wir gemeinsam zu beschützen und zu nutzen versuchen. Dabei ist es uns völlig gleich, ob wir über die Situation auf dem afrikanischen, amerikanischen, asiatischen, australischen oder europäischen Kontinent sprechen, denn jeder Erdteil spielt im Gefüge der Weltordnung seine Rolle und muss mit seinen Eigenheiten betrachtet

und eingeschätzt werden. Zudem ist es uns Utopiern seit langem nicht mehr möglich, die einzelnen Menschen zu unterscheiden, wie es in deiner Zeit in der Mode ist – und zugegeben auch seither immer war; ob sie nun in Rassen, sozialen Klassen, Religionen, Sprachzugehörigkeit oder Ethnien eingeteilt, differenziert betrachtet und behandelt wurden. Diese völlig aus objektiver Sicht unsinnige Einteilung der Gattung Mensch, die evolutionär keinen Halt bietet, haben wir in Utopia Nova abgelegt und suchen seither nach der besten Lösung, um die Verschiedenheit der Menschen – ihre Talente, ihre körperlichen Eigenschaften und ihre Vorlieben – zum Besten aller Menschen einzusetzen. Daraus entspringt vor allem aufgrund der Vereinigung der Besten in einer Sache eine immens zielstrebigere und leistungsfähigere Gesellschaft, wo der Kampf in deiner Zeit, den die Besten aller Nationen gegen die Besten anderer Nationen ausfechten müssen, vollständig wegfällt, sodass das Streben der Menschen zum Wohl aller Menschen ist. Wenn du dich als Urlauber in einer fremden Welt betrachtetest, wunderst du dich nicht, wie viele Hindernisse du oder die Menschen im Hintergrund, die dir halfen, aus dem Weg räumen mussten, ehe du diesen Urlaub antreten konntest? Wie viele kleine Probleme entstehen bei der Überquerung einer Grenze, sollte der Überquerende nicht mit der Kultur und den dazugehörigen Gesetzen des anderen vertraut sein? Wie sehr würde die Welt der Menschen davon profitieren, wenn sie zu einer wahren Welt des Menschen würde, der nicht vor künstlich gezogenen Grenzen Halt machen muss, sondern allenfalls vor den Grenzen eines anderen Menschen oder den seiner eigenen Körperlichkeit? Ich weiß darum, dass viele Menschen vor dir bereits diesen einen Traum träumten und ihm nachsannen, und ich weiß auch, dass nicht wenige den Vorteil sahen, der aus zwei sich begegnenden Kulturen entsteht, doch habe ich als Königin von Utopia Nova feststellen dürfen, dass Vielheit und Verschiedenheit nicht durch Nationalstaaten oder Grenzen entstehen oder bewahrt werden, sondern sie werden im Geist der Menschen transportiert und tradiert, sodass die Vielheit, die aufgrund der Verschiedenheit der Menschen entsteht, niemals zu einer Gleichheit wird; dafür ist die Welt zu bunt und vielfältig! Andere Ungleichheiten unter den Menschen, jene, die von keiner angenehmen Art waren und niemals sein werden, wurden dagegen ausgemerzt, indem sich die Menschheit als Einheit begriff und jedem half, der aufgrund seiner sozialen Umstände in Not geboren oder geraten war; so ist die Ungleichheit in der Behandlung der Menschen durch die Einsicht, dass die Menschen prinzipiell und im Allgemeinen gleich anzusehen sind, aus der Welt geschafft worden, und auch die Ungleichheit in der Verteilung der Güter wurde in den Gründungszeitaltern von Utopia Nova bekämpft und niedergerungen, sodass ich im Namen einer Welt gebiete, die das Wort des Hungers, des Durstes und der Armut, ganz gleich ob wirtschaftlich, sozial oder kulturell, für veraltet und aus der Welt geschaffen ansieht. Prinzipiell ist jeder Mensch erst einmal ein Mensch, sagt der Volksmund in Utopia Nova, und erst wenn die gesamten Grundbedürfnisse eines Menschen befriedigt wurden, kann darüber gestritten werden, welche Ausprägungen das weitere Leben

desjenigen annehmen kann. Individuelle Talente und Merkmale zweier sich begegnender Menschen können nur dann aufeinander einwirken, wenn die grundlegenden Sicherheiten des Lebens gewährleistet sind, andernfalls ist es in Utopia Nova immer die Aufgabe desjenigen, der die Grundsicherung erfahren hat, dem anderen die gleiche Sicherung zu ermöglichen. So will es das Gesetz von Utopia Nova, und ich als Königin stehe dafür, dass dieses Gesetz eine der Grundsäulen der utopischen Gesellschaftsform ist, insoweit die Welt als Umwelt des Menschen keinen Schaden daraus zieht. Im Rahmen dieser Diskussion wuchsen, ähnlich wie in deiner Zeit, die Städte zu Zentren der Macht, des gesellschaftlichen Fortschritts, aber auch zu den Massenzentren der Armut und der Randgesellschaften, die aus ihrer Not heraus weder einen Schritt nach vorn noch nach hinten machen konnten, da sie bereits ins Bodenlose gestürzt waren. Auch zu Beginn von Utopia Nova entwickelten sich die Städte zu den Massenzentren der Erde, doch aufgrund der vorher gemachten Erfahrungen gelang es den Architekten der utopischen Vergangenheit, die Städte flächenmäßig auseinanderzuziehen, sodass das Leben in der Stadt immer mehr im Verbund mit der Natur wurde, in der das Bild der Gemeinschaft den Charakter einer dörflichen Gegend annahm, woraus komplexe, ineinandergreifende, aber kleine Rädchen wurden, die zusammengenommen wieder zu einer großen Stadt wurden. Die Menschen in Utopia Nova haben erkannt, dass ihre Ausbreitung und der Umgang mit den natürlichen Gegebenheiten der Schlüssel zu einer Welt des Friedens und des harmonischen Miteinanders sind, in der jeder seinen Platz finden kann und in der jeder Mensch neben einem anderen stehen kann, ohne dass dieser ihn von oben herab behandelt oder sklavisch anschauen muss. Die Welt nach dem Modell von Utopia Nova auf einer Stufe, ohne Nationalismus, ohne Trennung der Menschen nach Merkmalen, die nur wenig über das Wesen des Einzelnen aussagen, ist vor allem gerecht; und wenn die Welt zu jedem einzelnen Menschen gerecht ist, fällt es diesem bedeutend leichter, selbst gerecht gegenüber der Welt und seinen darin wohnenden Mitmenschen zu sein.«

#### Kapitel 4: Wie ich die Königin von Utopia Nova nach der Wirtschaftsordnung ihres Landes befragte und welches grundlegend andere Bild zu dem heutigen sie mir davon gab

»An diesem Tag würde die Sonne kaum aufgehen«, dachte ich mir, als ich mich auf den Rand des Brunnens setzte, denn ich sah den wolkenverhangenen Himmel und fragte mich, ob es im Laufe des Tages regnen würde oder ob es bereits während unseres täglichen Wiedersehens geschehen würde. »Doch wohin würden wir dann gehen?«, war die Frage, und ich schaute mich sorgenvoll im Innenhof um und entdeckte einen kleinen Überbau, unter dem ein Tisch und einige Stühle standen. »Das bedeutet ja wohl, dass wir unser Gespräch wohl unabhängig vom Wetter führen können«,

beruhigte ich mich und versuchte dem wiegenden Gang der herannahenden Königin abzugewinnen, in welcher Stimmung sie sich befand, denn je mehr ich über das Leben in Utopia Nova erfuhr, desto mehr interessierte mich auch, was die regierende Königin für ein Mensch war, da sie die Macht über so viele Menschen zu besitzen schien, doch gleichzeitig auch nur der Mittler zwischen den einzelnen Gruppen war; aber auch heute trug sie einen äußeren Glanz, durch den sich ihre Lebendigkeit zu verstecken schien – sie war wie eine Königin, die sich ihrer Verantwortung und ihrer Stellung vollends bewusst war. »In Utopia Nova«, begann sie mit der ihr eigenen Stimmhaltung auf meine Frage zu antworten, »gibt es kein Geld mehr! Wir haben es nach reiflicher Überlegung abgeschafft, nachdem wir der Meinung waren, dass sich dieses Mittel selbst überlebt hatte, indem es einen zu großen Machtfaktor erhalten hatte, der das gesamte Leben auf dem Planeten in seinen Bann zog und es zu erwürgen drohte. Vom Beginn der Kulturentwicklung des Menschen an gab es fortwährende Versuche, den Tauschhandel der Menschen untereinander zu vereinfachen. Der zunächst gerechte und auf dem Ertrag der eigenen Leistung basierende Tauschhandel hatte einen großen Mangel: die Möglichkeit, das Nötige gegen das Vorhandene zu tauschen, da das Nötige nicht immer vorhanden war. Indem das Erbe und das vermehrte Besitztum zur Regel wurden, um die soziale Klasse zu erhalten, auszuweiten oder einfach nur zu determinieren, entstand eine neue Art der Abhängigkeit vieler Menschen von wenigen, die aufgrund ihrer Situation keine Abhängigkeit anderer kreieren konnten. Der Leistungsbegriff, der vorher die soziale Stellung definiert hatte, wurde so zu einem abhängigen Leistungsbegriff, der nicht mehr allein die soziale Stellung determinierte, sondern diese ergab sich aus einer Kombination der Vergangenheitselemente und der gegenwärtigen, zumeist politisch bestimmten Lage der sozialen Gesellschaft. Die komplexer werdende Vernetzung der Gesellschaften dieser Welt erforderte eine Weiterentwicklung des Warentausches, und somit wurde das Geld geboren, zunächst als Metall-, dann als Papierwährung, und letztere war – ohne selbst einen großen Eigenwert zu besitzen – das ideale Mittel, um die Verwebungen der Gesellschaft einzurichten, ohne dass Besitz physisch besitzend sein musste. Letztendlich konnte man ein reicher Gesellschafter sein, ohne selbst einen Wertbesitz sein Eigen nennen zu müssen, sondern man konnte mit einer imaginär wirkenden Zahl seinen Einfluss in der Gesellschaft geltend machen. Das Geld als Schmiermittel einer interkulturellen und intergeographischen Welt, als Einrichtung, um das wachsende Tauschmittelbedürfnis zu befriedigen, erscheint in der reinen Betrachtung als gerecht, doch wie bei den meisten besitzanzeigenden und –determinierenden Elementen der Gesellschaft bestand auch in der Geldwirtschaft eine viel zu große Anfälligkeit – mittels Erb- und Besitztümern, aber auch aufgrund von Anhäufung –, sodass der Mensch seine Triebe und Leidenschaften vollständig zum Sklaven des Geldes machte und auch machen konnte. Die Welt wurde unter das Joch des Kapitalismus versklavt, vor allem deshalb, weil die menschlichen Leidenschaften und

Begierden einen Kanal fanden, über den diese weitestgehend befriedigt werden konnten: über dieselbe Schiene der Abhängigkeit, die auch bei der Gesellschaft, die vom reinen Leistungs- zu einem Besitzbegriff gewechselt war, wirkte: das Endziel einer jeden sich erhalten wollenden Machtposition, nämlich die Neueinteilung der sozialen Klassen mit jeder neuen Generation zu überwinden. Als sich die utopische Gesellschaft zu einer einheitlichen entwickelte, kam auch der Gegenstand des Geldes auf den Prüfstand und die Utopier entschieden sich mehrheitlich gegen dieses Grundübel, das zum großen Teil die Entwicklung zur utopischen Gesellschaft notwendig gemacht hatte. Doch bei der Abschaffung einer so wichtigen Grundkonstante des menschlichen Lebens muss eine ebenso wirksame und durchdachte Variante zur Verfügung stehen, denn ansonsten würde sich der Mensch, nachdem er merkt, dass das Neue nicht funktioniert, immer dem Alten wieder zuwenden, und was wäre damit gewonnen? Das Geld, das durch die Reichen und Supermächtigen als ihre Selbsterhaltungswaffe indoktriniert wurde, musste von dem einen auf den anderen Tag abgeschafft werden, um die Möglichkeit einer Rückkehr zu alten Strukturen von vorneherein zu untersagen, und auch wenn es in der Geschichte nur wenige solcher extremen Kehrtwendungen gab, die erfolgreich verlaufen sind, musste die utopische Gesellschaft diesen Radikalschritt gehen und schuf zum Ausgleich eine neue Ebene, auf der jeder Mensch die Möglichkeit besitzt, mit seinen körperlichen und geistigen Kräften für den Erhalt seiner Familie zu sorgen. Da der Einzelne jedoch weiterhin seinen natürlichen Bedürfnissen nachgehen musste, war es die Hauptaufgabe der Utopier, ein System zu finden, in dem man zugleich seine Grundbedürfnisse stillen konnte, ohne dass es möglich war, längerfristige Machtstrukturen innerhalb der sozialen Klassen, die zudem aufgelöst werden sollten, bilden zu können. Somit kamen die Utopier, die dieses System erbauten und das bis zu meiner Regierungszeit überaus gut und nur mit wenigen Modifikationen funktioniert, überein, dass jeder Mensch, gleich welche Arbeit er auch verrichtet, seine Arbeitsstunden als Lohn erhält, ein immaterieller Wert, der jeden Menschen auf die gleiche Stufe stellt. Acht Stunden arbeiten die Utopier in jedem Wirtschaftszweig, den es in unserem Verwaltungsgebiet gibt, und jeder erhält demnach denselben Lohn. Dieser Lohn in Form von Arbeitsstunden ist jedoch nur temporär verwendbar, nicht vererblich und auch nicht übertragbar; das bedeutet für den Einzelnen, dass der personalisierte Gewinn seiner Arbeitsleistung eine Woche für Grundbedürfnisse einsetzbar und maximal ein Jahr für weiterführende Güter aufsparbar ist. In Utopia Nova wird an fünf Tagen der Woche gearbeitet und auch nur von einem der beiden Erwachsenen einer Familie, solange es Kinder gibt; ohne Kinder arbeiten beide, da sie beide für sich selbst sorgen müssen, während ein Familienvater oder eine –mutter stellvertretend für die gesamte Familie arbeiten geht, damit die Kinder bestmöglich versorgt sind – im Grunde definieren wir das Er- und Großziehen der Kinder als vollständige Arbeitsstelle. Da wir eine soziale Absicherung für alle Menschen, die aus einem körperlichen oder geistigen Grund nicht oder nur

eingeschränkt arbeiten können, besitzen, braucht sich keiner Sorgen um die Sicherung seiner Grundbedürfnisse zu machen. Eine weitere grundlegend veränderte Situation liegt im Bereich der weiterführenden Güter zugrunde, da das veränderte und vor allem zeitlich limitierte Sparverhalten der Menschen dazu führt, dass alle weiterführenden Güter feste und geringere Preise haben als noch zu eurer Zeit. Außerdem gibt es auch viel weniger Artikel, mit denen sich die Menschen befassen müssen, da alles, was von den Menschen erfunden wird, nicht zwangsläufig auch zum Kauf bereitsteht. Vielmehr wurde die Zahl der Artikel zu deiner Zeit um mehr als drei Viertel verringert, da die Menschen erkannt haben, dass eine pluralistisch ausgeuferte Produktion nicht nur erhöhte Kosten verursacht, sondern auch noch dem Einzelnen die Fokussierung auf das Wesentliche nimmt: Essen soll sättigen, ein Getränk soll den Durst lindern, und so wurde jeder Produktionsartikel von den Utopiern auf seine Grundeigenschaft zurückgeführt; was dazu führte, dass die meisten sinnfreien und nur additiv brauchbaren Artikel vom Markt verschwanden. Ein Utopier macht sich vor allem Gedanken darüber, was ein erworbener Artikel leisten soll, ehe er sich für ihn entscheidet, und auf diese Weise reguliert sich der Markt für Konsumgüter von alleine, da die meisten Produkte irgendwann nicht mehr gekauft wurden. Dafür drangen immer mehr die grundlegenden Güter in den Mittelpunkt und zunehmend verwandelte sich die Arbeitslandschaft von einer rein auf Marktwirtschaftlichkeit und Effizienz ausgerichteten in eine die Notwendigkeit der Versorgung aller sicherstellende Arbeitswelt. Mit dem Einstieg in die Arbeitswelt endet wie in deiner Welt auch das Ausbildungsleben der Jugendlichen, und bis zum Rentenalter, das ebenfalls ähnlich zu eurem System funktioniert; ab Ende der Ausbildung arbeiten die Menschen in den unterschiedlichsten Berufen, wobei jeder sich in dem Beruf qualifizieren kann, bei dem er sich am meisten wohlfühlt. Dass es aber in jeder Gesellschaft, gleich wie sie organisiert ist, immer Engpässe und Überhänge in gewissen Branchen der Berufswelt gibt und dies eine der zentralen Problemstellungen der utopischen Arbeitswelt ist, haben wir ein System der Danksagung erschaffen, in dem jeder so lange den Beruf ausfüllen kann, bis er fehltritt – wobei ein Fehltritt schon einen weitreichenden Charakter besitzen muss; jedoch, wenn sich ein Utopier seines Berufes nicht mehr wert sieht und zum Beispiel über einen längeren Zeitraum unmotiviert agiert, so kann er von einem Arbeitskomitee aus seinem Beruf herausgelöst und dort eingesetzt werden, wo dringend Arbeiter gebraucht werden. Setzt dieser Arbeiter jedoch seinen Protest auch dann noch fort, muss er mit den Konsequenzen leben, die ihn so hart treffen, dass er keine andere Wahl mehr hat, als die Arbeit zu machen, zu der er aufgefordert wurde, denn ohne Bezahlung seiner Arbeitsstunden kann er nach einer Woche auch keine Nahrung mehr erwerben, sodass er eingehen würde, ehe sich sein Protest auch nur auf andere auswirken würde. Doch dieser Protestler, so stark seine Abneigungen gegen irgendeinen Umstand auch sein mögen, hat natürlich in Utopia Nova immer wieder die Möglichkeit, eine andere Arbeit anzunehmen oder innerhalb des Arbeitsfeldes

zu wechseln, jedoch muss er sich bewusst sein, dass die interessanten Stellen oftmals von intrinsisch hochmotivierten Menschen besetzt sind, sodass mancher Aufstieg innerhalb der Arbeitshierarchie schwerer ist, als er vermeintlich aussieht. Dieses restriktiv erscheinende Vorgehen gegen die Menschen innerhalb der Arbeitswelt basiert vor allem auf dem Wissen darum, dass der Mensch nicht arbeiten würde, wenn er nicht müsste; diese Erfahrung mussten bisher alle Gesellschaften miterleben, die sich eine komplexe Arbeitswelt mit sozialer Sicherung leisteten, doch wir pochen auf die Beschäftigung eines jeden Einzelnen, wobei dennoch die Leistung darüber entscheidet, ob sich einer innerhalb der Strukturen nach oben arbeiten kann oder nicht – wohlgermerkt bei immer dem gleichen Gehalt. Auch die Befürchtung einiger Forscher aus der Anfangszeit von Utopia Nova, die sich mit dem Gebiet der revolutionierten Arbeitswelt beschäftigt haben, dass die Menschen keinen Sinn mehr darin sähen, um eine bessere Position in der Arbeitswelt zu streiten, sollte das Gehalt auf allen Ebenen das gleiche sein, ist nach meiner Erfahrung nichtig, da die Menschen von Natur aus einen Weg suchen, gleichzeitig sich selbst mit dem geringstmöglichen Aufwand zu erfüllen. Das Denken, dass der Mensch einen Anreiz brauche, um produktiver zu arbeiten oder sich konsequenter einzusetzen, ist in dem Moment hinfällig, in dem man den Druck des Lebensunterhaltverdienens von den Schultern eines jeden Arbeiters nimmt, denn dann entsteht ein vergleichbar interner Druck innerhalb der Arbeiterschicht, der die Einzelnen anspricht, eine Ebene nach der anderen in der Arbeitswelt zu erklettern – und selbst der Arbeiter, der mit seiner Arbeit zufrieden ist, braucht sich keine Sorgen zu machen, denn er macht seine Arbeit auf befriedigende Art und Weise und erhält seinen gerechten Lohn, einen, den alle erhalten. Dass es aber auch in einer solch gerecht organisierten Gesellschaft immer wieder zu Ausreißern kommt, liegt auch begründet in der menschlichen Natur, die nicht immer und bei jedem eingegliedert werden kann, sodass Verbrechen nicht sehr oft, aber immer wieder auftauchen, wenn auch mit minderem Erfolg. Doch dies wird gewiss ein eigenständiges Thema sein, so wie ich dich einschätzte!«, gab mir die Königin von Utopia Nova zu verstehen und wollte schon aufstehen, als ich den Mund öffnete. Blitzschnell und ohne Vorwarnung jedoch drückte sie mir jedoch ihre Hand auf meinen offenen Mund und zischte leise in mein Ohr: »Ich weiß, wie sehr es dich in deinem Innern nach Antworten drängt, doch jeden Tag nur eine Frage, das war unsere Abmachung. Ich antworte dir ehrlich und versuche, dir das Leben in meiner Welt begreiflich zu machen, aber nur, wenn ich mir sicher sein kann, dass du dich auch an unser Übereinkommen hältst! Wollen wir hoffen«, sagte sie lauter werdend, als sie die Hand von meinem Mund nahm, »dass es morgen nicht regnet, ansonsten müssen wir uns unter den Vorbau dort hinten zurückziehen! Denn das Gespräch wird wie gewohnt vor dem Sonnenaufgang stattfinden, wenn die meisten Menschen dieser Welt noch schlafen.«

## Kapitel 5: Wie unser Gespräch tatsächlich dem Regen ausweichen musste und wie ich die Königin von Utopia, ihrer weisen Voraussicht folgend, nach Verbrechen und deren Folgen fragte

Als ich auf den Balkon meines Hotelzimmers trat, sah ich, wie der niederfallende Regen in Schlieren vom Himmel rann, und ich erinnerte mich an die Worte, dass unser Gespräch auch bei einem solchen Wetter stattfinden würde, sodass ich in der Dunkelheit des Morgens, vor der Nässe flüchtend, durch die Straße rannte und dennoch völlig durchnässt in dem Innenhof ankam, in dem wir bisher zumeist unter einem erblauenden Himmel auf der Kante des Brunnens gesessen hatten. Indem ich unter das schützende Vordach flüchtete, trat mir die Königin von Utopia Nova entgegen und hielt mir frische, trockene Kleidung entgegen, die ich hinter einer groben Holztüre, die mich an einen Stallverschlag aus den Tagen meiner Jugend erinnerte, als ich mit meinen Eltern einen kurzen Urlaub auf dem Land machte, gegen die nasse tauschte, die ich selbst zu einem Haufen zusammenknotete. »Um an unser Gespräch von gestern anzuknüpfen«, leitete ich unsere Unterhaltung ein, nachdem ich mich auf einen der Stühle, die an dem seltsam geformten Tisch standen, gesetzt hatte, »wäre ich sehr erfreut, wenn Sie, königliche Hoheit, mir mehr über das Thema Verbrechen und Strafen in Utopia Nova berichten!« Mit einem Augenzwinkern, das ihr Wissen um meine Wissbegierde ausdrückte, suchte die Königin ihre Gedanken zusammen und erhob ihre würdevolle Stimme genau in dem Moment, als der Regen für diesen Tag verstummte. »Natürlich gibt es in Utopia Nova Verbrechen und es wird auch immer Verbrechen geben, solange Menschen diesen Planeten bewohnen, denn wo es eine vernetzte Gemeinschaft gibt, wird es auch immer Glieder dieses Netzes geben, die sich am äußeren Rand befinden und Mittel einfallen lassen müssen, um nicht aus dem Netz herauszufallen. Doch die Art der Verbrechen hat ihren grundlegenden Charakter verändert, da diese in Utopia Nova mehr ein Protest sind als wirkliche Verbrechen, da der Mensch, solange er arbeitet und seinen Dienst verrichtet, immer genug zum Überleben hat, doch gerade die stark individualistisch ausgeprägten Charaktere, die sich zu allen Zeiten der menschlichen Kulturgeschichte unter kein Joch beugen wollten – und sie sehen eine politisch organisierte Gemeinschaft als ein Joch an –, müssen erst erkennen, warum sie einen falschen Weg einschlagen, ehe man sie dafür verantwortlich macht, dass sie falsch handelten. Außerhalb der Gemeinschaft zu stehen ist immer dann schmerzhaft, wenn die Gemeinschaft selbst innerlich so gefestigt ist, dass ein Verbrechen auch ein Verbrechen bleibt – ganz gleich, welche Moralität man dem Verbrecher zuweist oder zuweisen kann. Seit der Einführung der neuen Arbeitsaufteilung und der Abschaffung des Geldes und dem damit einsetzenden Untergang des übermäßigen Besitztums hat sich das Gesicht des Verbrechens verändert, insbesondere erscheint es der überwiegenden Mehrzahl der Utopier widersinnig, ein Verbrechen zu begehen, da der Besitz,

den man erbeuten kann, allzu gering wirkt. Allein die Leidenschaften und Triebe des Menschen sind ein ständiger Unruheherd, der kontrolliert werden muss, doch indem insbesondere der Gesellschafts- und Erhaltungstrieb der Menschen befriedigt wird, ist es ein Leichtes, den Menschen in Utopia Nova klarzumachen, dass ihre Integrität innerhalb der Gesellschaft das entscheidende Kriterium für ein stabiles und sicheres Zusammenleben ist; und je mehr unsere Gesellschaften auch aus der Erziehung unserer Nachkommen heraus dieses Verständnis weitergaben, desto mehr konnte man beobachten, wie das Verbrechen an sich zu einem Randproblem wurde und in meiner Regierungsperiode immer nur dann auftrat, wenn zwei nicht ausgeglichene Charaktere aufeinandertreffen oder, wie eben erwähnt, es sich um eine gezielte Protestaktion eines starken Charakters handelt. Daher gibt es auch in Utopia Nova Gerichte und zuständige Richter, wenn auch in weitaus geringerer Zahl und mit völlig anderem Aufgabengebiet: Denn es ist weniger ihre Aufgabe, die fehlgeleiteten Menschen zu Haft- oder sonstigen Strafen zu verurteilen, sondern ihnen vielmehr einen Weg aufzuzeigen und auch zu ebnen, um wieder ein vollwertiges Mitglied in der Gemeinschaft der Menschen zu werden. Dass es dennoch auch immer wieder einzelne Fälle gibt, die es auch dann nicht verstehen wollen, wenn alle Menschen um sie herum mit dem Kopf schütteln, wenn sie von den Taten dieses Verbrechers erfahren, hat uns Utopier zu der Überlegung geführt, dass im Tierreich randalierende und die Gruppe gefährdende Tiere aus Tiergruppen ausgeschlossen und auf sich selbst gestellt werden. Indem wir diese uneinsichtigen Menschen aus unserer Gruppe der Gemeinschaft verstoßen – so barbarisch das auf den ersten Blick wirken muss – ist es jedoch so, dass die meisten einsichtig nach bereits wenigen Tagen zurückkehren, da ihr Leben in der freien Wildbahn kaum einen Vorteil für sie bringt. Es ist die Lebensphilosophie unserer Regierung geworden, den Menschen innerhalb der Gemeinschaft so wenig gesellschaftlichen Druck wie nur möglich aufzuerlegen, damit sie ihre Kräfte vollends zur Erhaltung und Förderung der Gemeinschaft einsetzen können, während die vermeintliche Freiheit, die der Randalierende für sich beansprucht, einen Druck auf seinen Schultern freisetzt, den er kaum alleine zu tragen vermag. So konträr diese Ansichten zu denen deiner Zeit sind, in der den Menschen von allen Seiten gesellschaftlicher Druck aufgebürdet wird, sodass ihre Kräfte, die eigentlich in ihnen schlummern, von der Verantwortlichkeit für ihr Leben und das ihrer Familie erdrückt und an einer Entfaltung gehindert werden, so hinderlich sind belastende Umstände für die Entfaltung des Menschen im Allgemeinen. Wer als Regierung den Druck von seinen Menschen nimmt, schafft Freiraum, der genutzt werden kann, und verhindert, dass sich der Druck an anderer Stelle wieder entlädt: zum Beispiel in verbrecherischen Handlungen oder andersartigen, gegen die Gemeinschaft der Menschen gerichteten Ereignissen. Auf der anderen Seite ist es jedoch eine der wichtigsten Bestrebungen unserer Gesellschaft, diese freigesetzten Kräfte dafür zu nutzen, um unsere Gesellschaft beständig auf einem Weg zu halten, der das Beste für die Menschen in unseren

Umständen zu sein scheint; denn ob eine Gesellschaft wahrlich den richtigen Weg begeht, ist erst nach einem Teil des gegangenen Weges ersichtlich und die Frage ist dann immer, wie schnell man einen falschen Weg wieder zurückgehen oder von ihm abbiegen kann. Eine Geschichte aus meiner bisherigen Regierungszeit ist das Wiederauftreten des Selbstmordes, den es eine sehr lange Zeit nicht mehr gegeben hatte, da wir stets eine Lösung für die Probleme gefunden hatten, um Menschen davor zu bewahren, die eine solche Neigung verspüren ließen – und dies waren nur äußerst wenige. Doch kurze Zeit nach der Übernahme des Königtums trat eine Modeerscheinung an den Tag, die uns Utopier vor eine rätselhafte Aufgabe stellte, denn diese selbstmordenden Menschen waren keine Menschen, die sich aus einem persönlichen Niedergang heraus selbst das Leben nahmen, sondern aus der vollen Überzeugung, dass sie das Richtige täten, so absurd das klingen mag. Unser Problem als Gesellschaft war es nun jedoch, dass wir den Menschen immer beibrachten, dass sie das tun sollen, was das Richtige sei, und da sie den Selbstmord für das Richtige hielten, mussten sie sich auch selbst umbringen. Die Lösung lag offensichtlich darin, den Menschen klarzumachen, dass nicht alles, was sie für richtig erachten, auch das Richtige ist, obwohl wir bisher davon ausgehen konnten, dass die Utopier stets das Richtige ersahen und auch taten. Wie bringt man als Königin den Menschen einen Umstand näher, dessen Sachverhalt einem so völlig falsch erschien, dass man sich kaum in die Selbstmordenden hineinversetzen konnte? Wir fanden die Lösung schließlich darin, dass wir als Gesellschaft das Richtige propagierten und überall verlautbaren ließen, das Leben sei das Höchste, was der Mensch besitze, und dessen Stärke müsse er im Verbund mit den anderen für alle anderen einsetzen. Es wirkte und ich fühlte mich erleichtert, als die Welle der Selbstmorde aufhörte, doch ohne einen Blick in deine Welt getan zu haben, wäre ich niemals auf die wahre Lösung des Rätsels gekommen: dass wir manchmal als Menschen zu sehr dazu neigen, dem Herzen zu folgen, auch wenn unser Verstand von diesem Weg nichts wissen will, doch so stark ein mutiges und voranschreitendes Herz sein kann, so sehr kann es auch lähmend und verklärend wirken, insbesondere wenn es um so etwas Kostbares geht wie das eigene Leben oder das eines anderen Menschen.« Mit den ersten Sonnenstrahlen, die von der über den Horizont blickenden Sonne auf mein Gesicht fielen, schloss ich die Pforte zum Innenhof hinter mir und ging durch die feucht-dampfenden Straßen zurück in mein Hotel, wo ich mich als Erstes mit einem guten Frühstück auf meinen Balkon setzte und im Anblick der großen Masse an wuselnden Menschen sogar vergaß, welches Glück mich beseelte, da ich jeden Morgen der Königin von Utopia Nova zuhören durfte.

## Kapitel 6: Wie ich die Königin von Utopia Nova zu einem der düsteren Kapitel meiner Welt befragte und sie mir einen stichhaltigen Grund nannte, in dem alles auflösbar schien

Der folgende Morgen erstrahlte wieder unter dem blaugrauen Himmel des frühen Beginns, das zugleich einen neuen Tag, aber für mich auch ein neues Gespräch ankündigte. Die Straßen zu meinem Ziel entgegenschlendernd, suchte ich nach einer Frage, die ich der Königin von Utopia Nova an diesem Tage stellen wollte, doch es drangen derer zu viele auf mich ein, sodass ich mich auf die weisen Worte der Königin verließ und daran glaubte, dass ich die richtige auswählen würde, wenn es soweit sei. Auf dem Rand des Brunnens ihr gegenüberstehend war es dann auch so, wie ich es mir nur denken konnte; die einzige Frage, die über meine Lippen wollte, war jene, ob es auch in dem so gerechten Utopia Nova überhaupt noch Kriege gebe. »Die einzige Möglichkeit, eine gerechte Welt für jedermann zu erschaffen, kann nur eine sein, die ohne die Idee von Nationalstaaten auskommt, da Reiche, Grenzen und das Territorialverhalten der Besitzenden zumeist die Hauptgegnerschaften und –gründe waren, die Kriege ausgelöst haben. Als die Menschen von Utopia Nova dies erkannten, vereinigten sie alle Länder dieser Erde und schufen einen gemeinsamen Staat, der jedoch aufgrund seiner Einzigartigkeit bald nicht mehr als Staat empfunden wurde, sondern als das, was er im Grunde seiner selbst ist: die Welt, in der der Mensch lebt. Das geistige Trennen des Lebens von einer der wichtigsten Grundkonstanten der menschlichen Geschichte bedeutete eine Neuorientierung auf dem Weg in eine veränderte Welt, in der der Ausgleich zwischen den einzelnen Kontinenten, aber auch zwischen den Völkern möglich erschien, derer es so dringend bedurft hatte, nachdem sich die verschiedenen Volksgruppen mehrere Jahrtausende gegenseitig bekämpften. Vor allem ist den Utopiern der Sinn für einen Krieg abhandengekommen, ein Sinn, der vielleicht nie wirklich existiert hatte, der jedoch in so vielen Köpfen eine so gewichtige Rolle gespielt hat, dass er dann letzten Endes doch reell existiert hatte. Den Utopiern, die in meiner Regierungszeit seit vielen Generationen keine kriegerische Handlung mehr erlebt haben, fällt es nicht sehr leicht, das Faszinierende und Einnehmende am Krieg zu begreifen, da es für uns einer der normalsten Verstehensprozesse ist, das Leben eines anderen Menschen so sehr zu respektieren, dass die Möglichkeit einer Hinfornahme desselben überhaupt und in keiner Weise denkbar scheint – insbesondere, wenn man einem Utopier zu erklären versucht, dass das hingeebene Leben nur in den selteneren Fällen zur Verteidigung seiner eigenen Familie diene, sondern vor allem, um einer fremden Person, der man zum Gehorsam verpflichtet war, zu dienen. Zudem ist es für einen Utopier, der keine Rassen- oder Völkerunterschiede kennt, ungemein schwierig, zu verstehen, aus welchen Gründen Kriege entstanden sind, insbesondere da jeder kleine Utopier bereits im Kindesalter aus dem täglichen

Umgang mit den anderen Menschen unbewusst verstanden hat, dass jeder Mensch im ersten Ansehen erst einmal ein Mensch ist, dessen Stärken und Schwächen ihn von den anderen differenzieren, doch niemals seine Volks- oder Abstammungsgeschichte. Dass wir diese Unterschiede unserer beiden Welten dennoch den Heranwachsenden meines Zeitalters beibringen, empfinden wir utopischen Eltern als eines der wichtigsten Lehrbeispiele, um die Bandbreite menschlicher Leidenschaften und Entscheidungsprozesse darzustellen, der sie selbst unterworfen sind, die jedoch aufgrund einer stärkeren Verbundenheit mit den anderen Mitmenschen zu einem Ablehnungsgefühl gegenüber solchen Handlungen führen. Die Lehrpersonen vermeiden dabei entschieden, eine wertende Position einzunehmen, da wir die Erfahrung gemacht haben, dass eine selbstbestimmte Position immer noch die stärkste und aussagekräftigste ist, die junge Menschen erreichen können. Indem sie bereits in der Ausbildungszeit lernen, welchen Vorteil Standfestigkeit in seinen moralischen Grundwerten in der Gesellschaft mit sich bringt, ist es ein Leichtes für die Lehrpersonen, die Kinder auf eine Spur zu lenken, die sie bereitwillig und voller Eifer weiterverfolgen. Es ist demnach ein Ausrotten des Krieges von seiner Wurzel aus gesehen, die er in der Gesellschaft verstreut und verankert hatte. Ein Kriegstreiber braucht immer Menschen, die er aus einer Abhängigkeits-, Druck- oder Notsituation heraus für seine Zwecke ausnutzen kann, doch solange wir die Menschen davor bewahren, in eine derartige Situation zu kommen, kann sich nach meinem Dafürhalten keine kriegerische Handlung in Utopia Nova entfalten – wie gesagt, wenn die zuständigen Regierungsstellen alle Druckpotentiale früh genug erkennen und ohne Gefahr den Druck entweichen lassen, ehe die Aufstauung an einer ungewünschten Stelle berstet und die ganze Gemeinschaft der Menschen überzieht. In Verbund mit dem fehlenden, größeren Besitztum und dem Willen der Menschen von Utopia Nova, eine gerechte Welt für alle in ihr lebenden Menschen zu erschaffen und zu erhalten, ist es für mich ein Leichtes und für den Krieg ein schier Unmögliches, hervorzutreten. Die innergesellschaftliche Stabilität ist es schlussendlich, die nach dem Wegfall der Nationalstaaten dafür gesorgt hat, dass die Gründe für einen Krieg wegfielen, und so sehr deine Zeit von Nationalstaaten und Territorialansprüchen auch geprägt ist, die wahre Gefahr liegt immer zunächst in der Instabilität einer Gesellschaft, wenn die Differenzen in ihr so groß werden, dass das Unrechtsgefühl des Einzelnen dazwischenpasst. Unterschiede zwischen den Lebenssituationen der Menschen wird es immer geben und sie werden sich auch nie vermeiden lassen, doch insoweit der Fall nach unten abgebremst und sanft aufgefangen wird, wird sich auch kein Mensch finden lassen, der gegen das Ganze aufbegehrt – und selbst wenn, wahre Macht erhält er nur dann, wenn ihm einer folgt. Ein Mensch, der kein Verständnis für den Krieg hat, braucht kein Pazifist zu sein, und eine Gesellschaft, die nur aus solchen Menschen besteht, braucht nicht friedlich zu sein, denn sie lebt so, wie sie ist: als verwobene und gegeneinander stützende Gemeinschaft. Auch du«, sagte sie und stieß sich vom Rand des Brunnens ab, »wirst

diese Gemeinschaft sehen können, wenn du aus diesem Gebäude auf die Straßen dieser Stadt trittst, doch sei gewarnt, dass du immer erst auf das Handeln der Menschen im Detail achten musst, ehe du die wahren Absichten eines Handelnden erkennst.« Indem ich mich tatsächlich auf den Weg in mein Hotel machte und einen großen Platz überquerte, fühlte ich mich als ein kleines von vielen Puzzleteilen, die ineinandergesetzt eine große Gesellschaft ergeben; doch als ich von meinem Balkon auf die geschäftige Menschenmasse niederblickte, erschrak ich ob der vielen maskenhaften Gesichter unter mir.

## Kapitel 7: Wie ich auf dem Weg zum Brunnen und zur Königin eine Prüfung zu bestehen hatte und wie ich die Königin von Utopia Nova zu diesem Vorfall befragte

Aufgrund dessen, dass ich in der vorherigen Nacht früher als gewöhnlich zu Bett gegangen war, stand ich an diesem Morgen noch weit vor der Zeit auf, zu der ich bisher immer das Hotel in Richtung Brunnen verlassen hatte, doch obwohl es noch viel zu früh am Morgen und der Himmel mit dem blaugrauen Schimmer des letzten Abschnitts der Nacht versehen war, ging ich in den Straßen der Stadt umher und genoss die Einsamkeit dieser sehr frühen Morgenstunde, in der ich der einzige zu sein schien, der sich auf der Straße befand. Doch kaum, dass ich auf einen kleinen, rondellartigen Platz trat und die Stille genoss, kam eine kreischend schreiende Frau auf mich zugelaufen und redete wild und furiengleich in einer mir unbekanntem Sprache auf mich ein, und erst als sie merkte, dass ich kein Wort von ihrer Sprache verstand, nahm sie meinen Ärmel und zog mich mit aller Macht in eine seitliche Gasse. So suspekt mir diese Handlung vorkam, so angespannt war ich auch, was diese Frau mir zeigen wollte, aber bereits nach wenigen Schritten erkannte ich das brennende Haus, in dem sie scheinbar wohnte und das auch in den grauen Morgenstunden ordentlich qualmte. Schnell erschloss ich mir die Situation und stieß in das Haus, suchte alle Räume ab, die von den Flammen bisher verschont geblieben waren, und erfuhr später von Herbeigeeilten, dass die beiden Kinder und die Frau die einzigen in diesem Haus gewesen waren, in dem der Ehegatte letztes Jahr verstorben wäre. Trotz der freundlich gesinnten Menge um mich herum, die mich in ihrer Sprache scheinbar bejubelte, drängte es mich dennoch zu dem Brunnen und dem Gespräch mit der Königin von Utopia Nova, sodass ich mich nach der Ankunft der Feuerwehr alsbald verabschiedete und den Menschen in meiner Sprache alles Gute wünschte, was auch von einem Verständigen an alle übersetzt wurde. Viel zu spät und bereits nach dem Beginn des Sonnenaufgangs kam ich zu dem Innenhof, doch auch die Königin von Utopia Nova hatte erfahren, was mir und der Familie widerfahren war. Wir setzten uns entgegen der späten Stunden dennoch auf den Rand des Brunnens und ich fragte die Königin, wie sich die Menschen in Utopia

Nova verständigen würden, wenn es keine Nationalstaaten mehr gäbe. »Schließe die Augen und denke an diesen Brunnen, auf dem du sitzt«, sagte sie nach einer kurzen Pause, in der meine Frage nachhallte, »und jetzt rate mal, wie viele Menschen aus verschiedenen Sprachgebieten deiner Welt dasselbe sehen wie du. Niemand, denn indem ein Mensch mit seiner Sprache aufwächst und sie zu seiner Artikulationsmethode macht, wachsen mit der Spracherlernung auch die Erfahrungen und Gedankenkreise, die aus der Gesellschaft der Menschen auf den Lernenden eindringen. Eigentlich und im strengen Sinne ist selbst dieser Unterschied, der bei manchen nur marginal ist, innerhalb einer Sprachgemeinschaft der Fall, doch dein Beispiel von heute Morgen zeigt dir deutlich auf, dass das Nichtverstehen des anderen viel weitgehende Folgen haben kann als das nichtverstehende Verstehen. Die verschiedenen Sprachen haben die Menschen seither getrennt, die sich in den verschiedenen Kulturräumen zusammengefunden und gegen die Außenwelt mithilfe ihrer Sprache abgeschottet haben. Es ist ein Leichtes, wenn sich zwei Menschen nicht verständigen können, über den anderen Menschen zu spotten, über ihn zu lästern oder ihn übelst zu beschimpfen, solange der Klang der Worte neutral oder, im perfiden Fall, sogar freundschaftlich ist. Wie viele Menschen haben in den Jahren der menschlichen Kultur nicht höflich in dem Moment genickt, in dem sie von einem fremdsprachigen Menschen eine Beleidigung an den Kopf geworfen bekamen? Die Sprache ist eine der mächtigsten Waffen der Menschheit, sie kann Gesellschaften aufbauen und zur Blüte führen, sie aber auch ohne Weiteres zerstören, sodass nichts mehr von ihnen verbleibt als ein paar Worte, die vielleicht hier und da aufgeschrieben wurden. Die Kultur der Menschheit ist letzten Endes abhängig von der Sprache der Menschen, denn zumeist ist es die geschriebene Sprache, die über die menschliche Kultur berichtet. Doch die Trennung der Sprachen brachte auch eine Trennung der Gedanken mit sich, insbesondere im gemeinsam menschlichen Bereich der Wissenschaften, sodass die Übersetzung zu einem wichtigen Medium der Verständigung wurde, obwohl sich jeder bewusst sein musste, dass eine Übersetzung auch immer einen Verlust darstellt, im sprachlich-kontextuellen wie im rein kontextuellen Sinne. Als die Utopier in dem frühen Stadium ihrer Gesellschaft erkannten, dass die althergebrachte Formel Sprachvielfalt = Erfahrungsvielfalt = Ideenreichtum grundlegend falsch war, erfanden sie eine neue Sprache, die utopische. Eine Sprache für alle Menschen, leicht zu erlernen, fast intuitiv, mit einer musischen Lautmalung und einer differenzierten, doch eng gefassten Grammatik; und sie sollte letztlich nur ihrem Artikulierenswesen gerecht werden, anders als die Aufgaben, die den vielen Sprachen deiner Zeit gewachsen sein müssen. Es ist das Positive, das in der Entwicklung einer Sprache, anstatt vieler Sprachen, übrig bleibt, und der zusätzliche Gewinn ist die Verständigung der Welt über alle Grenzen hinweg, die zugleich mit der Abschaffung der Nationalstaaten weniger wurde. Sinnigerweise haben die Menschen von Utopia Nova nach mehreren Generationen mit nur einer einzigen Sprache erkannt, dass diese Entwicklung eine der grundlegenden auf dem Weg zum

globalen Frieden war, der Krieg, Armut und Hunger aus der Welt zu vertreiben vermag, aus dem Gefühl der Zugehörigkeit aller zu der utopischen Gemeinschaft der Menschen. Wenn in meinem Zeitalter ein Utopier erfährt, dass es in früheren Zeiten der Menschheit vielerlei Sprachen gegeben hat, schüttelt er den Kopf, da er den Nutzen davon nicht versteht; auch vermisst er keine zweite Sprache, da seine eigene der Schlüssel zur Erschließung der Welt darstellt. Nur wenige Menschen, darunter auch immer die obersten Vertreter der utopischen Gesellschaft, sind Mittler zwischen dem Alten und dem Neuen, sodass jeder eine Handvoll Fremdsprachen spricht, doch auch ich muss zugeben, dass ich eine befremdend wirkende Unsicherheit verspürte, als ich zum ersten Mal in Berührung mit einer anderen Sprache kam und zu einem Übersetzer wurde, da mir bewusst wurde, dass es Menschen geben muss, die mich aufgrund meiner Unwissenheit im Bereich ihrer Sprachlichkeit falsch oder gar nicht verstehen können. Wie du heute Morgen der Frau nur dadurch helfen konntest, dass sie dich körperlich an jene Stelle zog, an der du selbst mit deinen Sinnen erfahren konntest, was sie von dir wollte, so missverstehen sich die Menschen deiner Zeit tagtäglich, und welchen Wert besitzt die eigene Sprache noch, wenn sie von anderen nicht verstanden wird?« Mit einem seltsamen Gefühl der Taubheit, einerseits von der Rettungsaktion am frühen Morgen, aber andererseits auch von der Erzählung der Königin von Utopia Nova, wandelte ich zurück in mein Hotel und suchte den Schlaf, der mir die Taubheit nehmen sollte, doch als ich am Abend aufwachte und etwas Leichtes zu essen suchte, verspürte ich einen durchschimmernden Gedanken, der mich bis zum Ende dieser Reise nicht mehr loslassen sollte.

## Kapitel 8: Wie es mir zuerst heiß und kalt ward, ehe ich mehr über das Wesen der utopischen Philosophie erfuhr

Ich erwachte mit einem dumpfen Gefühl in meinem Kopf, der mich daran erinnerte, welche Probleme ich beim Einschlafen am gestrigen Abend hatte. Taumelnd stand ich auf und suchte die Schüssel, in die ich meine Hände in das kalte Nass eintauchte, mit dem ich versuchte, meine noch schlafenden Augen zu öffnen. Unverdaut und ohne große Reflexion hatte ich bisher alle Worte und Darstellungen des Lebens in Utopia Nova wie ein Schwamm aufgesogen, doch an diesem Morgen wollte es nicht mehr weitergehen: Der Zweifel an dem Leben, das wir Menschen im Augenblick in einem scheinbaren Zusammenhalt verbringen und das letzten Endes doch nur notwendige Abhängigkeit ist, erschien mir kaum lebenswert, und ohne einen Gedanken an freiwillige Erlösung meiner Selbst war es mir dennoch, als ob ich dieser Welt entfliehen müsse, koste, was es wolle. Auf dem schmalen Balkon sitzend, atmete ich die befreiend wirkende kühle Morgenluft ein, ließ mich von ihr leicht frösteln und erkannte zum ersten Mal die widersprüchliche Frage, die hinter unserem Leben stand: Wie kann es sein, dass wir im Grunde jeden Tag gleich

verbringen, ohne dass wir uns bereit erklären und den Mut aufbringen, etwas an dem Geschehen zu ändern? Ist es wahrhaftig die Notwendigkeit, in einer beliebig dehnbaren, aber kaum einreißenden Gliederkette an die anderen Menschen angebunden zu sein, sodass eine Flucht immer gleichzeitig das größtmögliche Risiko für das eigene Leben darstellt? Ist das Risiko dann vielleicht schlussendlich das, was der Mensch suchen sollte, um sich selbst zu finden? Ist die Flucht aus der Gesellschaft die Lösung aller Probleme? Diese Fragen beschäftigten mich noch und knabberten an meinem Selbst, bis ich auf dem Rand des Brunnens neben der Königin von Utopia Nova saß, die mir ein wirkungsvolles Gebräu mitbrachte, das zumindest auf meine körperliche Konstitution Wunder zu wirken schien. Die Wirkung tat nicht fehl, denn ich konnte die Gedanken für eine kurze Zeit verdrängen und vernahm, was die Königin mir über die Philosophie in Utopia Nova berichtete. »Unsere Philosophie unterscheidet sich in vielen Dingen von der in eurer Zeit, da sie nicht nur ein Gebiet im System der Wissenschaften ist, sondern vielmehr zur Lebenseinstellung der Menschen in Utopia Nova geworden ist. Unsere gesamte Welt wird im großen Zusammenhang betrachtet, die großen wie auch die kleinen Dinge, mit denen wir Menschen Tag für Tag in Berührung kommen. Nein, es ist nicht so, wie es dein erstaunter Gesichtsausdruck verrät! Wir hinterfragen nicht jede Entscheidung oder jeden Gegenstand, den wir zu Gesicht bekommen, sondern bilden in den heranwachsenden Menschen ein Gefühl dafür aus, was für den Einzelnen, aber auch für die Gesamtheit der Menschen von Sinn ist. Das bedeutet zunächst vor allem, dass wir den überbordenden Pluralismus deiner Zeit hinterfragen mussten, und je mehr wir diesen analysierten, stellten wir fest, dass es nicht viele Gegenstände sind, die es vermögen, den einzelnen Menschen glücklich zu machen – zusammen mit der Motivation, an das Gesamte, an die gesamte Menschheit zu denken, erkannten wir bald, dass wir uns kein persönliches Schwimmbad leisten wollen, während es irgendwo Menschen gibt, die dursten oder verdursten. Die utopische Philosophie fragt nicht zuerst nach dem Sein des betrachteten Dings, sondern fragt nach dem allgemeingültigen Sinn, der dahintersteckt oder zu stecken vermag. Letzten Endes ist das, was wir Philosophie nennen, kaum mit dem zu vergleichen, was du in deiner Welt darunter definierst, aber letzten Endes könntest du es auch mit Lebenseinstellung aller Utopier benennen. Es ist auch keine rein moralische Philosophie, nein, soweit würde ich nicht gehen, es ist vielmehr ein Selbstverständnis, hinter dem keine Ideologie und kein Machtgefüge steht, das einen Profit aufgrund einer Maßnahme erlangen kann. Nicht Sinn im Leben eines Einzelnen, sondern Sinnhaftigkeit im Leben aller ist die Leitmaxime unserer Philosophie, und obwohl ich mir deine Bedenken vorstellen kann, dass dies aufgrund der menschlichen Natur nicht umsetzbar erscheint, so kann ich dir versprechen, dass es allein darauf ankommt, welchen Wert man der Erziehung seines Nachwuchses beimisst. Es ist die Natürlichkeit des Denkens, nein, keine rein auf der Natur basierende Philosophie, sondern die Natürlichkeit der zu treffenden Entscheidung, die im Zentrum

steht. Auch die Natur probiert vieles aus und lässt am Ende das Sinnvollste überleben und das Sinnlose vergehen! Daher ist es keinesfalls ein Vergehen am Menschen, etwas Falsches zu machen oder etwas Schlechtes zu vollbringen, solange es als Hilfe dient, das Falsche oder Schlechte sinnbringend in den Kontext des menschlichen Lebens mit seiner eigenen Natürlichkeit einzubinden. Nehmen wir als Beispiel diesen Brunnen, auf dem wir sitzen. Die Philosophie deiner Zeit würde viele Fragen stellen, von denen fast alle unbeantwortbar oder in der Antwort unbestimmbar bleiben müssen, während die Philosophie der Utopier danach fragt, welche Sinnhaftigkeit hinter diesem Brunnen steckt, und indem sie erkennt, dass dieser Brunnen die Menschen und Tiere mit Wasser versorgt, ist er ein sinnhafter Gegenstand. Die nächste Frage ist dann, ob dieser sinnhafte Gegenstand an dieser Stelle Sinn macht. Und er macht Sinn, denn er versorgt die Menschen und Tiere dieses Innenhofes mit Wasser, wobei man vielleicht noch einschränkend erwähnen sollte, dass ein abgeschlossener Innenhof etwas Untypisches für utopische Verhältnisse ist, sodass der durchaus sinnbringende Brunnen in meiner Welt offen für alle auf einem zentralen Platz stehen würde. Damit wäre aber das Denken unserer Philosophie bereits am Ende, denn ist es für den Menschen wichtig, zu erkennen, ob der Brunnen wahrhaftig ein Brunnen ist oder vielmehr ein von Menschen zusammengesetztes Ding, das die Funktion eines Brunnens hat, wobei diese Funktion auch wiederum vom Menschen definiert ist und der Brunnen selbst keine eigene Funktion sich zuschreiben kann? Ist es für den Durstigen wichtig, ob und was der Brunnen ist, oder ist es nicht vielmehr entscheidend, ob dieser Wasser für seine durstige Kehle bereithält? Das Leben in seiner Ganzheit zu begreifen, ist oftmals viel einfacher, als die Philosophie deiner Zeit glauben mag, denn es gibt bloß eine essentielle Betrachtungsebene: die aus dem menschlichen Auge heraus: Was sieht er und wie kann er das Gesehene in seine Welt implementieren? Es ist viel eher die Frage nach dem Wie als nach dem Warum, die von unserer Philosophie gestellt wird, sodass wir viel näher am menschlichen Leben denken, als es in deiner Zeit der Fall ist. Erscheint es dir denn wirklich wichtig zu wissen, was in dem Gebräu war, das du vorhin getrunken hast, oder ist es nicht vielleicht interessanter zu wissen, dass es ein Gebräu gibt, das dir die üblen Gedanken vertreiben kann? Zugleich ist es bestimmt ein wohliges Gefühl, einem anderen Menschen so sehr zu vertrauen, dass du bereit bist, ein bisher unbekanntes Getränk zu dir zu nehmen, ohne die Frage zu stellen, ob es dir nicht schaden wird. Dies sind die Grundpfeiler des Zusammenlebens in Utopia Nova: Vertrauen und das Wissen um die Natürlichkeit der Entscheidungen, die von den anderen Menschen getroffen werden, denn dies ist der Maßstab, an dem sich alle Entscheidungen in Utopia Nova messen müssen.« Nachdem das Gespräch beendet war und ich erneut auf der kleinen Querstraße vor der Tür zum Innenhof stand, lag ein wohliges Gefühl auf meiner Seele und ich fragte mich, ob dieses Gefühl eine Nachwirkung des Trankes war oder vielmehr das Wissen darum, dass es so etwas wie blindes und absolutes Vertrauen in der Welt

der Menschen geben kann, wenn alle Menschen ihre Entscheidungen auf ihre Natürlichkeit hinterfragen würden.

## Kapitel 9: Wie ich eine mir bisher unbekannte Bestattungszeremonie beobachtete und mir die Königin von Utopia Nova berichtete, was die Utopier mit ihren Toten machen

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages erlebte ich eine ungewöhnliche Prozedur: Wie in einem mir bisher kulturell unbekanntem Land ein Mensch bestattet wird, der scheinbar eine riesige Menschenmasse als Freunde oder gute Bekannte genannt haben musste, denn seinem Sarg folgten unzählige Menschen, die sich allesamt traurig gaben, ganz als ob der wichtigste Mensch dieser sozialen Gemeinschaft verstorben sei; doch wie ich durch einfaches Fragen herausfinden konnte, war es ein einfacher Bauersmann, der auf den Weiden in der Nähe der Stadt seine Kühe gehütet hatte. Mich erschütterte es, dass sich beinahe alle Menschen diesem Trauerzug anschlossen, denn aus meiner Welt kannte ich allein diese säkularisierten Trauerzüge, an denen man viel mehr über das Leben des Verstorbenen abzulesen vermag als an den Trauerreden, die auf den Toten, meistens lobend, gehalten werden. Ich ging über den sonst so vollen Marktplatz in Richtung des Innenhofes, in dem ich die Königin zu treffen gedachte, und ich merkte erst in diesem Augenblick, welches Glück es für die Menschen bedeuten kann, wenn Gesellschaften zusammenhalten und wie es auf das Gemüt des Einzelnen einzuwirken weiß, wenn man sich sicher sein kann, dass eine helfende Hand nicht sehr weit entfernt ist. Mit diesem Gefühl der Hin- und Hergerissenheit zwischen meiner und dieser mir bisher fremden Welt trat ich in den Innenhof und sah, dass die Königin von Utopia Nova bereits auf mich gewartet hatte. »Im Leben muss man vieles loslassen«, begann sie mit der ihr eigenen harmonischen Stimmlage, »und insbesondere die Überzeugung, dass die eigene, anerzogene Verhaltens- und Denkweise die absolut richtige sein muss. Du hast bereits vieles über das Leben in Utopia Nova gelernt und hast die Unterschiede zu deiner Welt gesehen, doch es gibt auch Dinge, die sich nie ändern werden – und vor allem meine ich damit die Sterblichkeit des Menschen. Gewiss gibt es Möglichkeiten, das Leben angenehmer und länger verlaufen zu lassen, doch so sicher die Geburt ein gutes Leben in Utopia Nova verspricht, so sicher ist auch das Loslassen am Ende des Lebens – ganz gleich, wie lange es dauern mag. Doch darum geht es bei weitem nicht, wenn ein Leben in Utopia Nova zu Ende geht, denn die altbekannte Weisheit, dass man stolz auf sein Leben zurückblicken muss, wenn man alt geworden ist, erscheint bei uns ad absurdum geführt, da das Leben in Utopia Nova immer voller Stolz und Glück geführt werden kann. Nein, es ist vielmehr die Frage, was man zu diesem allgemeinen Glück und dem allgemeinen Stolz auf das Leben in Utopia Nova beigetragen hat und in welchem Maße man es

geschafft hat, sich in die Gemeinschaft einzubringen, um diese gegen alle Anfeindungen, die es auch in Utopia Nova gibt, zu verteidigen. Daher ist der Verlust eines Mitgliedes unserer Gesellschaft immer auch das Loslassen einer kleinen Geschichte der Anstrengung um den Erhalt der guten Lebensgrundlagen in Utopia Nova, und wenn die Menschen erkennen, dass ihr Fleiß die Garantie birgt, dass das Leben weiterhin in diesen ruhigen und guten Bahnen verlaufen kann, dann ist es eine Selbstverständlichkeit, dass sich die Menschen Mühe geben, um mit den anderen Menschen gemeinsam in Frieden und Glückseligkeit zu leben, denn dies ist es, worauf sich unsere Gesellschaft manifestiert: Auf die Bereitschaft jedes Einzelnen, sich für die Gesellschaft einzubringen, in ihr zu wirken, um aus ihr zu profitieren, sollte es mal weniger gut im Leben verlaufen, wenn z. B. Krankheiten oder sonstige Unglücksfälle eintreten. Letzten Endes entsteht somit ein Band zwischen unzähligen Mitmenschen, sodass ein Absturz aus dieser Mitte unmöglich ist, da es immer andere Menschen geben wird, die diesen Absturz bemerken und ihn dann auch auffangen. Wir halten und stützen uns gegenseitig; dies ist das Geheimnis der Glückseligkeit der Menschen von Utopia Nova. Aus diesem Zustand leiten sich aber auch unsere Rituale ab, wenn Menschen aus unserer Mitte sterben, deren Fall wir nicht mehr aufzuhalten wissen: Wir beerdigen sie nicht einfach nur, nein, wir begleiten ihren toten und seelenfreien Körper in einen Zustand, der ihn ehrt, die Kraft, die er gegeben hat, den Einsatz, den er bereit war, zu investieren, und die Zähigkeit, für das Allgemeinwohl zu streben. Es ist ein Loslassen der Menschen, ein Hinfortgleiten aus einer Gesellschaft, die nun um einen Menschen dichter zusammenrückt, ehe wieder ein neuer Mensch in unserer Mitte entsteht, der es versteht, den verloren gegangenen Platz wieder auszufüllen. Du siehst, dass unsere Art des Loslassens nicht sehr viel anders ist als das, was du heute in den frühen Morgenstunden miterlebt hast, denn in solchen Ritualen spiegelt sich der Zusammenhalt einer Gesellschaft, die zu keinem anderen Augenblick so offen miteinander umgeht, als wenn ein geliebter Mensch aus ihrer Mitte verstorben ist. Auch wenn du diese Zeremonie mitunter befremdlich empfinden wirst, so lass' dir gesagt sein, dass die Menschen seit dem Erwachen ihres sozialen Empfindens schon immer so gehandelt haben, und es ein Phänomen der Neuzeit ist, dass die unsichtbaren Brücken innerhalb der Gesellschaft entweder nicht mehr benutzt oder ungangbar gemacht werden, was ein großer, wenn nicht sogar der größte Fehler ist, den die Menschen machen können, denn wer schützt sie vor dem Fall, wenn sie niemanden mehr um sich haben, der diesen Fall zu sehen vermag?« Mit dieser rhetorischen Frage entließ mich die Königin von Utopia Nova für diesen Morgen, und als ich auf den Marktplatz hinaus kam, auf dem das Tummeln erneut seinem Höhepunkt zusteuerte, hatte ich eine Ahnung, warum ich dieses Wabennest bisher nicht richtig verstehen konnte und aus welchem Grund es mir kaum gelang, Herr meiner verworrenen Gedanken zu werden: Ich war auf dem Weg, meine eigene Position im Leben zu überdenken und vor allem die Frage an mich selbst zu stellen, auf welche Art und Weise

ich mein Leben weiterhin verbringen möchte. So sehr das Leben in meiner alten Umgebung glänzte, so sehr schimmerte der Rost durch, wenn man hinter die Fassade blickte, und je mehr ich mir aus meiner sonst so freudigen Welt vor die Augen führte, desto mehr erkannte ich den Ekel, mit dem der Rost verdeckt wurde: Scheinbeziehungen, Lügen, pluralistische Gedankenstrukturen, Wunschvorstellungen, Schuldverschreibungen und, und, und... Obgleich ich erst vor wenigen Stunden aufgestanden und es eigentlich viel zu warm zum Schlafen war, zog ich mich in das Bett meines Hotels zurück und verbrachte dort den Tag; dabei versuchte ich, die Geräusche, die durch das offene Fenster zu mir hineindringen, weniger nach dem Inhalt der Worte, sondern vielmehr nach dem Inhalt der auszudrückenden Emotionen zu filtern, und trotz aller Leidenschaft erkannte ich, dass ich in einer Welt gelandet war, die weitaus mehr Respekt und Ehrhaftigkeit besaß als meine Welt, die sich nur damit rühmte.

## Kapitel 10: Wie ich am nächsten Tag ausgeschlafen und tatendurstig aufwachte und mir die Königin von Utopia Nova erzählte, ob es Religionen in Utopia Nova gibt und wenn ja, welcher Art sie sind

Die Welt hatte mich wieder, sagte ich mir, als ich am nächsten Morgen aufwachte und die mich in den letzten Tagen lähmenden Gedanken los war, sodass ich fröhlich die Treppe meines Hotels hinabstieg, in ein Kaffeehaus, das bereits an diesem frühen Morgen aufhatte, etwas zu mir nahm und mich dann langsam auf den Weg zum Innenhof machte, wo zunächst niemand zu sehen war, doch nach und nach kamen die Bewohner aus dem Haus und alsbald auch die Königin, die mir an diesem Tage noch weitaus lieblicher und wohlgemuter aussah als die Tage zuvor; sie hatte das Glitzern zurück, das normalerweise von ihr ausgeht und das ich in den letzten Tagen nicht mehr gesehen hatte. »Du fühlst dich augenscheinlich besser«, bemerkte sie und sah mir tief in die Augen, »ja, dir geht es bedeutend besser, nachdem du die ersten Tage in deinem Kopf verarbeitet hast und nun bereit bist, Weiteres über das Leben in Utopia Nova zu erfahren. Heute werde ich dir etwas aus unserem Leben erzählen, was in direktem Bezug zu dem steht, was ich dir gestern erzählt habe; das Bestattungsritual deiner Welt ist fast ausschließlich mit religiösen Motiven verbunden und nur sehr selten erhebt sich das einfache Ritual des Loslassens über die religiöse Moral, doch in meiner Welt ist dies vollkommen anders, da wir erkannt haben, dass eine Religion niemals das darzustellen vermag, was sie soll, denn stets sind es Menschen, die die Religion ausfüllen und zunächst auch in ihren Ursprüngen konstatiert haben. Daher haben wir zu Beginn von Utopia Nova alle religiösen Handlungen und Weisungen als Morallehren eingestuft und sie auch demnach behandelt – und schnell haben die Utopier erkannt, dass die religiösen Doktrinen nichts anderes sind: Leitbilder für ein Leben miteinander, und je nach Prägung der sozialen Gruppe sind diese Leitbilder Ziel und

Grundlage der Erziehung des Menschen zugleich, sodass wir diese Grundsätze in unseren Gesetzen auflösten. Kaum hatten wir die Religionen als Machtinstanz neben den eigentlich weltlichen aufgelöst, merkten wir alsbald, dass sich die Machtlage unter den Menschen deutlich dahingehend verbesserte, dass nun niemand mehr aufgrund seiner religiösen Einstellung verurteilt wurde, aber zugleich mussten wir erkennen, dass den Menschen damit auch einiges genommen wurde, das vorher für viele eine Leitmaxime des Lebens war, sodass sich nicht gerade wenige orientierungslos vorkamen. Schlussendlich kam uns die rettende Idee des Moralkodex', zu dem alle Menschen beitragen und zu dem sie fliehen konnten, sodass wir eine neue Art der Religion etablierten: Die Religion der vernünftigen Entscheidung, könnte man sie aus deiner Weltsicht nennen, auch wenn sie für uns nichts anderes ist als eine Grundlage, auf der wir Utopier unsere Entscheidungen treffen; im Miteinander mit anderen Menschen, aber auch, wenn wir auf uns alleine gestellt sind. Jetzt fragst du dich sicherlich, auf welche Art und Weise wir die Götter der Menschen deiner Zeit, welcher Art sie auch immer sein mögen, in dieses neue Religionssystem mit einbinden konnten, und ich gebe zu, dass dies ein langer Prozess war, der über viele Generationen andauerte, bis die Menschen mit dem veränderten Wissen umgehen konnten, ohne dass sie etwas vermisst hätten. Aus dieser Verwandlung entstand eine neue Glaubensrichtung, die darauf basiert, dass wir Utopier alle an eine göttliche Macht glauben, die wir negativ zu beweisen suchen. Das bedeutet, dass wir an einen Gott im Kern der Dinge glauben, doch vollkommen anders, als sich die Menschen deiner und der vergangenen Zeit vorstellen und vorstellten, sondern als nicht erklärbarer Kern aller Geschehnisse dieser Wirklichkeit, die wir selbst aber als Menschen immer weiter zu definieren versuchen, sodass wir mit jeder weiteren Erkenntnis über uns selbst und der Umwelt um uns herum wissen, was dieser Gott nicht ist; daher der negative Beweis, den wir zur Existenz von Gott führen. Um dir das ein wenig bildhaft darzustellen, denk dir einen Sandstrand und das dahinterliegende Meer, in das der Sandstrand weiter hinausführt. Ohne die Tiefe des Meeres zu kennen, die du auch nicht ausloten kannst, trägst du aus dem gangbaren Wasser jedes Mal, wenn du etwas in dieser Welt erkennst, ein Sandkorn hinaus und legst es auf den Strand, sodass dieser mit jedem neuen Wissen anwächst und sich mit jeder Erhöhung immer deutlicher vom Wasser abgrenzt. Von Zeit zu Zeit zieht sich das Wasser ein wenig zurück und du erhältst einen tieferen Einblick, aber zuweilen dringt das Wasser auch auf den Strand vor und taucht bereits erworbenes Wissen wieder in Dunkelheit, sodass du dir wieder die Mühe machen musst, nach diesem Wissen zu suchen. Letzten Endes ist die Erkenntnis von immenser Wichtigkeit, dass du selbst als Mensch das Wasser niemals von dir drängen kannst, wie du es auch nicht schaffst, den Sandstrand so weit zu erhöhen, dass das Wasser keine Angriffsfläche mehr besitzt, wohingegen du aber immer die Möglichkeit besitzt, tatkräftig deine Mühen einzusetzen, um herauszufinden, was an den Dingen dieser Welt Wasser und was Sandkorn ist. Die Erkenntnis, dass die Welt ohne

göttliche Instanz nicht existieren würde, macht uns Menschen und speziell uns Utopier zu denjenigen Lebewesen, die darum wissen, dass etwas Größeres als der Mensch existiert und dass wir nur danach leben müssen, weitestgehend das zu respektieren, mit dem wir Umgang haben. Dies ist unsere Religion: das verständnisvolle Leben mit unseren Mitmenschen, mit dem Wissen, dass es im Hintergrund der Dinge eine höhere, für uns nicht begreifbare Macht gibt, die wir negativ zu ergründen suchen, wobei diese jedoch weder eine rächende noch eine verzeihende Gottheit ist, nein, sie ist der Grund aller Dinge, aber niemals in die menschlichen Geschicke eingreifend. Seitdem wir unsere Kinder auf diese Art und Weise erziehen, ist ein viel größerer innerer Friede in den Herzen unserer Menschen entstanden, den wir wiederum nutzen können, um den Frieden unter den Menschen zu erhalten. Das Schöne an diesem Umstand ist, dass wir Utopier verstanden haben, wie angenehm Frieden unter den Menschen ist, denn dieser birgt weder Angst noch irgendeine andere Art der Bedrohung, sodass sich niemand benachteiligt fühlen muss. Alle Religionen deiner Welt predigen, dass man seine Mitmenschen achten, respektieren und auch verstehen soll, doch auf den Grund zurückgeführt, geht es auch hierbei immer um Macht; allein die Machtmittel, das gute und schlechte Gewissen, erheben die Religionen zu einer scheinbar richtigen Macht, wobei Macht selten richtig sein kann. Diese Macht auszuschalten, war unser höchstes Ziel, und ich denke, wir haben das Beste daraus gemacht!« Mit diesen Worten entließ mich die Königin von Utopia Nova in diesen angebrochenen Tag hinein und das befreite Gefühl hielt auch an, als ich aus dem Innenhof auf die Straße trat und mit jedem Schritt, den ich näher an den großen Platz machte, spürte ich, wie sich mein Herz den Menschen in meiner Umgebung öffnete, bis ich schlussendlich in der Gemeinschaft aller versank. Taumelnd vor Glück ging ich durch die Straßen, sah den Menschen ins Gesicht und nun schien es, dass auch sie mir zurücklächelten, nein, ungelogen, es war, als ob ich nun bereit war, das andere Leben anderer Menschen für mich selbst als Quelle der Erfahrung zu entdecken und mit jedem Schritt, den ich tiefer in die Stadt machte, fühlte ich mich befreiter, harmonischer, glücklicher. Als ich wieder ganz Herr meiner Sinne war, erkannte ich, dass ich mich auf einem Markt befand. Um mich herum kauften und feilschten Menschen, doch niemand mit einem argen Hintergedanken, und kaum, dass ich wieder meine Umwelt gefiltert wahrnehmen konnte, entführten mich die verschiedenen Düfte der Stände in ein neues, völlig anderes Reich. Ich blieb und ließ mich treiben, schlenderte über den Markt, kostete, kaufte, feilschte und fühlte mich noch nie so heimisch wie in diesem Augenblick. Mit einem freudestrahlenden Ausdruck ging ich zurück ins Hotel, bestellte starken Kaffee und genoss die Aussicht von meinem Balkon, auf dem ich bei einem guten Mahl den Abend ausklingen ließ, der mich in meiner Ruhe bekräftigte, öfters eine Pause in meinem Leben einzulegen, die mir selbst guttut.

## Kapitel 11: Wie ich am nächsten Morgen aufstand, die Speisen vom Markt genoss und die Königin von Utopia Nova fragte, ob sich ihre Essens- und Nahrungsgewohnheiten von den unsrigen unterscheiden

Es war ein wunderschöner Morgen; die Temperatur vor dem Sonnenaufgang war bereits sehr angenehm, sodass ich die Speisen, die ich am gestrigen Tag auf dem Markt gekauft hatte, auf dem Balkon genießen konnte; der kalt-warme Gegensatz zwischen dem morgendlichen Tee und dem Platz unter dem schattenspendenden Dach umspielte meine nackten Beine und Arme und ließ mich zuweilen frösteln, aber vor allem freudig erschauern. So wie das Leben in mir erwachte, so erwachte das Leben auch auf dem Platz unter mir; mit jedem Schluck schien meine Seele freudiger und mein Geist wacher zu werden, den bevorstehenden Tag mit Vorfreude zu beginnen. Nach dem Frühstück ging ich die Treppe zur Eingangshalle hinab, grüßte alle Anwesenden freundlich und erhielt Antwort – keine für Touristen, sondern eine wahre, ernst gemeinte, denn auch die Menschen um mich herum hatten gesehen, dass mit mir etwas geschah, was manche Verzauberung nennen würden, ich hingegen nannte es mein Erwachen vom Schlaf der falschen Motive. Etwas später als üblich ging ich aus dem Hotel, schlenderte die Straßen ohne Eile entlang und gelangte verspätet zum Hinterhof; erst in diesem Moment erkannte ich, dass ich mich von meinen Gefühlen hatte tragen lassen, und urplötzlich erklomm eine ungewisse Schuldhaftigkeit mein Innerstes; umso mehr war ich glücklich, als ich in den Innenhof trat und die Königin von Utopia Nova mich nicht zu erwarten schien. Indem ich mich auf den Rand des Brunnens setzte und sie dann doch alsbald erschien, bedeutete sie mir, sitzen zu bleiben, denn ich wollte aufstehen und mich aufrichtig für die Verspätung entschuldigen. »Was würdest du denn anderes vorbringen können«, sagte sie mir ohne eine Spur der Missbilligung in ihrer Stimme, »als dass du dich von deinem Herzen hast ablenken lassen? Das machen Menschen ab und an – sie lassen sich anstatt von ihrer Vernunft von ihrem Herzen leiten und nicht immer bedeutet das etwas Schlechtes. Du warst jetzt zehn Tage hintereinander jeden Tag pünktlich, und ich kann dir doch nicht vorwerfen, dass du an einem Tag einmal deinen Gefühlen vertraut hast, die einen wichtigen Teil deiner selbst ausmachen. Und dennoch oder gerade deswegen nehme ich deine Entschuldigung an, weil sie vom Herzen kommt und nicht aus deinem von Taktik im Umgang mit Menschen geprägten Vernunftsdanken; doch das mal beiseite: Deine Frage kann ich bereits erraten, nachdem du gestern über den Markt geschlendert bist und dich in eine andere Welt verloren hast, die im Grunde von der Verschiedenheit nicht sehr weit entfernt ist von jener utopischen, in der ich lebe. Natürlich müssen wir alle in Utopia Nova auch essen, das ist und bleibt ein Hauptbestandteil des menschlichen Lebens, auch wenn wir es über die Welt verteilt gesehen anders handhaben als die Menschen in deiner Zeit. Unser vorrangiges Ziel ist es nicht, einem Teil der Menschen Tag für Tag das

bestmögliche Mahl vorzusetzen, während dem anderen Teil der Menschheit selbst das Nötigste fehlt, sondern wir haben es in unserer Entwicklung verstanden, die unnötigen Lebensmittelproduktionen einzudämmen, um die notwendigen auszubauen, sodass wir es nach wenigen Generationen erreicht haben, dass alle Menschen auf der Welt genug zu essen haben, ohne dass auch nur einer leiden muss. Alsdann haben wir begonnen, unsere Lebensmittelproduktion so einzurichten, dass die Menschen nicht nur essen, sondern gut essen können, denn darin liegt auch die Kraft für vielfältige Dinge, die ein Mensch für einen anderen Menschen leisten kann. Du siehst, alle Utopier zu ernähren bedeutet nicht, auf gutes Essen zu verzichten, nein, vielmehr ist es zu einem Bestreben meiner Mitmenschen geworden, auf eine umweltverträgliche Art und Weise die Vorteile dieses Planeten zu nutzen, wobei wir immer mehr darauf geachtet haben, dass eine natürliche Ernährungsweise viel eher dazu geeignet ist, die Qualität des menschlichen Lebens zu erhöhen – bis hin zur Bekämpfung der meisten tödlichen Krankheiten, die in deiner Zeit ein unglaubliches Ausmaß angenommen haben – und das vor allem, weil die Menschen nicht verstehen wollen, dass ihr Körper das Produkt einer Millionenjahre andauernden Entwicklung ist, die nicht von heute auf morgen adjustiert werden kann, nein, es kann auch für die Menschen deiner Zeit nur einen Weg geben: fort von den nicht-natürlichen Lebensmitteln hin zu einer bewussteren Ernährung, die aber gleichzeitig auch die Möglichkeit einer Ernährung aller zulässt. Auch ich muss zugeben, dass die ersten Utopier eine Zeit lang Mangelernährung erleben mussten, da sie oftmals nur wenige sättigende Grundnahrungsmittel zur Verfügung hatten, doch der Zusammenhalt der Menschen aufgrund der Gleichstellung bei der verfügbaren Ernährung ließ sie zusammenhalten – niemand scherte aus und niemand musste leiden, bis wir alsdann begannen, gegen die Mangelernährung vorzugehen, was uns mit einiger Anstrengung auch gelang. Heute sind wir alle wohlgenährt und obwohl ich naturgemäß weiß, dass jeder Utopier eure Nahrungsmittel als angenehm und wohlschmeckend bezeichnen würde, bin ich mir doch sicher, dass sie sogleich verstehen werden, dass dieser Wohlgeschmack nicht auf natürliche Weise entstanden ist – sie würden dann viel eher zu den weniger schmackhaften, doch vor allem natürlich entstandenen Lebensmitteln greifen. Die Gier des Menschen und die Reizung der Sinne sind starke Eigenschaften des Menschen, doch das Gewissen, in dem die Schuldhaftigkeit mit seiner Umwelt platziert ist, kann den Menschen einen Weg weisen, der sie aus der reizenden und reizbaren Welt herausführt – hin zur Natürlichkeit des menschlichen Lebens. Vielleicht mögen dir einige Worte nach deinem gestrigen Erlebnis ein wenig mehr Sinn machen und ich bin mir sicher, dass auch du auf vieles verzichten würdest, um ein harmonisches Leben mit der Umwelt und deiner Natur verbringen zu können, und wie einfach das sein kann, hast du gestern am eigenen Leib erfahren. Es braucht nicht immer das große oder spektakuläre Ereignis der Sinne zu sein, das die Menschen erfreut, nein, fokussiere deinen Blick auf das Kleine, nur im ersten Moment Selbstverständliche,

und du wirst erkennen, wie viel Mühe dieses Selbstverständliche macht. Lerne, dies zu suchen und zu erkennen, und du wirst dir schuldig vorkommen, dieses Kleine übersehen oder als alltäglich angesehen zu haben, denn es ist Teil deines Lebens, und wie viele kleine Dinge dein tägliches Leben ausmachen, ist unbenennbar; und selbst in diesem Sammelsurium kleiner Dinge spielt die Nahrung eine untergeordnete Rolle – doch warum?« Während die Königin von Utopia Nova mit dieser Frage unser heutiges Beisammensein schloss und ins Haus zur Seite des Innenhofes abging, blieb ich noch eine Weile sitzen, dachte nach und bewegte mechanisch meine Hand zum Wasser des Brunnens, machte die Form einer Schale, ließ die spritzende Quelle und trank das Wasser des Lebens – erst danach wurde mir bewusst, wie signifikant diese Selbstverständlichkeit für mein Leben ist.

## Kapitel 12: Wie ich am nächsten Tag frühzeitig zum Brunnen kam, kurz wartete und mir dann die Königin von Utopia Nova erzählte, in welcher Form die Erziehung der Kinder stattfindet

Am darauf folgenden Morgen war ich nach meiner Verspätung am vorherigen Tag deutlich vor unserer vereinbarten Zeit am Brunnen und genoss die friedliche Stille in den Straßen auf dem Weg hierher, die Zeit vor dem Morgengrauen, in dem es zugleich am kältesten, aber auch für den Geist am erfrischendsten ist. Ich hatte die Zeit, in die Ecken dieser Welt zu blicken und entdeckte viel Leben darin: kleine und große Tiere, die sich in der kalten Nacht ein gesichertes Plätzchen gesucht hatten, fand kleine und große Dinge, die irgendwo zwischengelagert wurden und wusste darum, dass es aber auch viele Gegenstände gab, die nicht dort waren, wo ihr eigentlicher Platz war – und ohne Rückgriff auf alte Gedanken verspürte ich, dass dies einer der Ansatzpunkte war, die mich an meiner eigenen Welt, aus der hierher in den Urlaub geflohen bin, am meisten gestört hat: Dass wir Menschen nicht wissen, was wir mit den ganzen Dingen machen sollen, die wir irgendwann einmal gebraucht oder nur erworben haben, weil wir damit etwas ausdrücken oder anfangen wollten. Welcher Art die Auswüchse der Menschen doch sind, wenn sie die Möglichkeiten erhalten... »Sinnst du darüber nach«, unterbrach die Königin von Utopia Nova, als sie sich mir genähert hatte, meine Gedanken sanft mit ihrer wohlklingenden Stimme, »was an deiner Welt schlecht und an meiner gut ist? Glaube nicht, dass alles nur dann schlecht ist, weil wir Menschen es ausprobieren und es auch für uns nutzen wollen, doch sollte es dem Menschen eigentlich irgendwann eigen sein, den Nutzen eines Gegenstandes an sich zu verstehen, um die Herstellung desselben zu hinterfragen und gegebenenfalls zu unterbinden. Ich will dir nicht die vielen Dinge aufzählen, die wir Menschen in unserer Geschichte entwickelt, vergessen, neu überdacht oder falsch benutzt haben, doch muss es dem Menschen gestattet sein, seine Umwelt mittels seines Geistes verändern zu dürfen – bis zu

einer gewissen Grenze. Diese Grenze ist in Utopia Nova die Vernunft, die als Maßstab aller Entscheidungen herhält, bei denen es um eine generelle Nutzung geht. Ein kleines Beispiel zur Vergewisserung, was ich meine: Was nutzt es mir, dass ich bestimmte Nahrungsmittel produziere, die sich in deiner Welt nur die Reichen leisten können und wo der Nutzen dieser Produktion in keinem Verhältnis zum Aufwand steht und dieser Aufwand nur in einer kapitalistischen Weltordnung zu rechtfertigen ist? Daher ist es nicht grundsätzlich falsch, den Ideen der Menschen nachzugehen, doch schleicht sich der Fehler dann ein, wenn sich diese Idee für die Gesamtheit der Menschen als unnützlich erweist und diesem dann kein Einhalt geboten wird. Das ist es auch, was wir unseren Kindern mit auf den Weg geben, wenn wir sie erziehen: Erkundet und erfahrt die Welt, wie sie sich euch präsentiert, entwickelt eigene Ideen und seid kreativ, doch habt immer im Hinterkopf, dass der Nutzen einer Idee immer den Unnutzen der gesamten Gesellschaft übersteigen muss - wobei es aber auch dort Grenzen gibt. Aber insgesamt muss ich betonen, dass es für unsere Kinder ein Leichtes ist, diese einfache Regel zu verstehen, denn wir als Eltern leben unserem Nachwuchs mit jeder Entscheidung vor, dass sie aus gutem Grund getroffen wurde – und nicht aus einem Moment heraus, wie es so oft bei den Menschen in deiner Zeit geschieht. Lebe für den Moment hörte ich in vielen Ausrufen, als ich in deiner Welt umherging, und fragte mich dabei, was die Konsequenz einer solchen Handlungsweise sein kann, und kam auf den Gedanken, dass die Menschen bei einer derartigen Einstellung niemals an sich in der Zukunft oder an die Mitmenschen an ihrer Seite denken können, da doch der Egozentrismus gefördert und gefordert wird. Eine derartige Forderung wäre bei uns in Utopia Nova niemals möglich, denn eine unserer Leitmaximen heißt, dass wir durch unsere Kindererziehung in die unmittelbare Zukunft blicken können, denn wer anders als unsere Kinder sind die Gestalter unserer Zukunft? Es ist ein Grundübel deiner Zeit, dass nicht danach gefragt wird, ob etwas Sinn macht oder keinen, ob etwas schlecht für die Gemeinschaft ist oder nicht, ob etwas im Verhältnis steht oder nicht, ob etwas gemeinnützig ist oder nicht, nein, es wird nur danach gefragt, welchen persönlichen Nutzen man von einem Gegenstand haben kann – und das ekelt mich an deiner Zeit an.« Über die Maßen war ich erstaunt, als die Königin von Utopia zum ersten Mal wertend über meine Zeit sprach, abwertend, und dennoch konnte ich sie in diesem Moment verstehen, denn sie hatte recht. »Ich entschuldige mich für meinen Ausfall«, sagte sie kurz darauf, »denn es war nicht rechtens, über deine Zeit zu werten, da ich selbst kein Teil von ihr bin. Entschuldige nochmals und auch, dass ich dich für heute bitte, dieses Zusammensein beenden zu dürfen, da ich mich selbst nicht gut fühle.« Natürlich ließ ich die Königin gehen und war umso mehr erstaunt darüber, dass sie sich schlecht fühlte, als dass sie sich über die Zustände in meiner Welt echauffert und im Nachhinein entschuldigt hatte, denn bisher war es mir nicht so vorgekommen, als sei sie noch ein wahrhaftiger Mensch, der gute und schlechte Tage hatte und der seinen Gefühlen – wenn auch nicht gewollt

und im Anschluss daran kritisch hinterfragend – freien Lauf ließ. Selbstverständlich nahm ich die Entschuldigung an, die sie für mich nicht hätte geben müssen, doch ich spürte, dass es für sie ungemein wichtig schien, dass sie die Welt um sich herum im Gleichgewicht hielt – eine Eigenschaft des Menschen, die ich bei vielen meiner bekannten Mitmenschen schlichtweg vermisste, doch erst jetzt, nach der Bekanntschaft mit der Königin von Utopia Nova und dem Ermessen des Gegenteils, konnte ich erst erahnen, wie sehr mir diese Eigenschaft an den Menschen meiner Umgebung fehlte. Ohne Ziel für den gerade erst beginnenden Tag ging ich in der Stadt umher, suchte das örtliche Touristenzentrum auf und begann, die Urlaubswelt meiner Reise zu entdecken – doch plötzlich mit anderen Augen; es interessierten mich weniger die aufbereiteten und zur Darstellung präsentierten Orte, sondern insbesondere jene Stadtgebiete, in denen kaum etwas an Attraktion für die Touristen geboten war. An diesem Tag lernte ich allein durch das Beobachten der Menschen, ihren Umgang mit den Mitmenschen und das Verbringen mit den täglichen Aufgaben mehr als in allen Urlauben zuvor, die ich seit meiner frühen Jugend mit meinen Eltern gemacht hatte. Es war, als ob ich die Augen zum ersten Mal offenhielt, nicht um etwas zu sehen, was ich nicht sehen sollte, sondern um das Offensichtliche zu sehen, das trotz aller zeitgenössischen Umstände bei allen Menschen gleich ist: die mal größere, mal kleinere Sorge um den Ablauf des täglichen Lebens.

## Kapitel 13: Wie mir am nächsten Tag die Königin von Utopia Nova erzählte, wie in ihrer Welt die Beziehungen der Menschen untereinander sind

Ich verbrachte eine sehr unruhige Nacht, in deren Träumen immer und immer wieder dasselbe thematisiert wurde: Ziellos gehe ich durch die Straßen meiner Heimatstadt und erfreue mich an der zeitlosen Schönheit der Umgebung, suche den Kontakt mit den Menschen, die mir viel eher wie Menschen aus Utopia Nova wirken, doch dann geschieht ein Ereignis, meist schaue ich an einer Stelle genauer hin, und die gesamte Maskerade fällt in sich zusammen und ich sehe das Schlechte meiner Welt in einer Überdeutlichkeit, dass es mich erschreckt; nicht nur, weil es so abscheulich ist, nein, vielmehr, weil mir in meinem Traum bewusst wird, dass ich dieses Schlechte vorher nicht gesehen habe oder nicht sehen wollte. Ich erwache und spüre, dass es die Zeit der Nacht ist, in der die wenigsten Menschen unterwegs sind, stehe auf, schleiche mich aus dem Hotel und ziehe ziellos in den Straßen umher, werde von den wenigen Gestalten argwöhnisch beäugt – so glaube ich zumindest –, denn es ist viel eher, dass sie mich ignorieren, wie auch sie selbst ignoriert werden wollen. Ich suche mir den Weg durch die schmalen Gassen der Vororte und weiß bald nicht mehr, wo ich mich befinde, doch trotz der nun fortgeschrittenen Zeit ist es mir völlig gleich, denn ich

suche weniger nach dem richtigen Weg zu meinem Ziel, als eher mich selbst, ohne zu ahnen, dass ich mich auf dieser Reise an diesem Morgen wahrscheinlich nicht finden werde. Irgendwann erwacht dann der Vorort der Stadt zum Leben und ich versuche mich als unscheinbarer Tourist auszugeben, der sich verlaufen hat, und tatsächlich erhalte ich vielfältige, brauchbare Hinweise, um zu dem Punkt zurückzugelangen, von dem aus ich gestartet war, und glücklicherweise hatte ich keine Zeit verloren, denn ich trat just in dem Augenblick in den Innenhof, als die Königin von Utopia Nova aus dem Haus trat, um nachzuschauen, ob ich bereits am Brunnen auf sie wartete. Mein zielloses Irren hatte damit für heute ein Ende gefunden. Ich setzte mich auf den Rand des Brunnens und blickte für einige Momente auf die gegenüberliegende Wand, die ich scheinbar mit meinem Blick verschieben wollte, so zumindest wirkte es auf meine Gesprächspartnerin. »Was grämt deine Gedanken?«, wollte sie wissen und begutachtete meinen Blick, in dem sie wie in einem offenen Buch zu lesen schien, »du brauchst nicht vor dir selbst fortzulaufen, um dich zu suchen, ruhe lieber in dir und warte auf den Moment, in dem du dich selbst entdeckst. Es liegt nicht in der Natur des Menschen, von sich selbst fortzutreten, um sich von außen selbst zu betrachten, sondern es ist Teil eines jeden selbst, sich aus den Augen der anderen Menschen zu charakterisieren, abgestimmt mit dem eigenen, inneren Empfinden; der Ausgleich zwischen diesen beiden Polen ist das Erleben seiner selbst. Daher ist es von großer Wichtigkeit für die Menschen von Utopia Nova, wie sie sich aus ihrer Erziehung und dem Erfahren der Welt heraus im Umgang mit den anderen Menschen geben, wobei anzumerken ist, dass sich die Gefühle zwischen den Menschen seit deiner Zeit geändert haben – wie sollte das auch nicht, da wir weiterhin alle Menschen sind. Das Grundlegendste, was sich gemeinhin zu unserer Zeit ändert, ist die Beziehung zwischen den Menschen, denn sie harmonisiert sich, auch wenn weiterhin große Unterschiede zwischen den Charakteren bestehen, doch die groben Unterschiede deiner Zeit sind nicht mehr vorhanden, in denen die Distanz zwischen wahren Freunden und unerwünschten Bekannten einfach derart groß ist, dass zwangsläufig beide Seiten viel eher aus der Gesamtmasse an allen bekannten Menschen herausstechen. In Utopia Nova existieren ebenso spezielle Freundschaften wie in deiner Welt, doch ist die ablehnende Seite viel harmonisierter, sodass die Distanz zwischen einer Freundschaft und einem respektvollen Umgang mit einem Menschen, dessen Charakter einem nicht liegt, weitaus geringer ist als in deiner Zeit, wo Hass und überbordende Freude zwei nicht selten gebrauchte Bezeichnungen sind, um eine Beziehung zu einem Menschen zu beschreiben. Es macht das Leben bedeutend einfacher, wenn man nicht immer die Menschen nach bekannten und durchaus stereotypen Mustern charakterisieren muss, sondern solange einen respektvollen Umgang mit anderen pflegt, bis dieser wahrlich keinen anderen Umgang verdient – was angesichts der harmonischen Lebensweise in unserer Welt eine absolute Seltenheit ist; wenn ich auch zugeben muss, dass dies, wenn auch nur sehr selten, durchaus vorkommt, doch ist es meistens damit getan,

dass man die Gründe dieses Menschen begutachtet, um festzustellen, dass es auch in unserer Gesellschaft Randelemente gibt, in die die Menschen hineingedrückt werden können, ohne dass wir oder sie etwas dafür können, und selbst wenn, ist es danach unsere Pflicht, diese an den Rand Gedrängten wieder ein Stück weit in unsere Mitte zu holen. Die wahre Stärke der menschlichen Beziehungen meiner Zeit gegenüber der deiner Zeit ist die Akzeptanz, dass es andere Charaktere und andere Denkmuster gibt, ohne diese von vorneherein ohne Respekt zu behandeln, nein, sie vielmehr als Vielfalt anzusehen, die das menschliche Herz dazu nutzen kann, Variationen in allen Farben zu begreifen, um sich ein getreues Bild der natürlichen Vielfalt zu machen, die überall, gleich wo man ist, existiert. Dies alles sind die Grundlagen unserer utopischen Gesellschaft, in der es jedem Menschen zur Pflicht gereicht, dem anderen würdevoll und mit dem nötigen Respekt gegenüberzutreten, worunter auch Entschuldigungen und Verzeihungen bei Fehlritten gehören; alles in allem ist es eine Unterordnung aller unter den moralischen Gesetzkodex, über den wir bereits gesprochen haben. Du siehst, alles geht Hand in Hand und fußt letzten Endes immer auf dem Motiv der Vernunft, aber nicht der kalten Variante, sondern der betont menschlichen, mit der die Menschen Halt in der Gemeinschaft aller finden. Wir sind so erzogen und wollen auch nicht anders sein; das Schlimmste für die Menschen deiner Zeit ist aus meiner Sicht das Haltlose, die Nichtverbindung in die Gemeinschaft aller, die auch nur noch sehr locker miteinander verbunden ist. Die meisten negativ ausgerichteten Entwicklungen und Tendenzen deiner Zeit, die auch noch in der Anfangszeit von Utopia Nova vorhanden waren, verschwanden wie von selbst, nachdem sich die Gemeinschaft der Utopier einen unverbrüchlichen Zusammenhalt geschworen hatte und auch danach handelte. Ich bin der festen Überzeugung, dass der Drang zur Gemeinschaft tief im Menschen verwurzelt ist, viel tiefer als das Verlangen, sich allein gegen alle anderen zu stellen, um für sich selbst gegen die Masse zu obsiegen.« An diesem Tag hinterließ die Königin von Utopia Nova nur eine geringe Wirkung mit ihren Worten in meinem Innern, da sie mir einiges sagte, doch nichts wirklich Neues?! War die Welt von Utopia Nova letzten Endes nichts anderes als ein Zeitalter der größtmöglichen Sitteneinhaltung aller Menschen, die sich, eng zusammenstehend, gegenseitig helfen, damit keiner von ihnen benachteiligt wird, weder durch einen anderen Menschen noch aufgrund äußerer Einflüsse? Verwundert und nicht ganz Herr meiner Gedanken trat ich vom Innenhof auf die Straße und wankte, mehr als dass ich ging, auf die große Straße hinaus und wurde, ohne dass ich eine Reaktionsmöglichkeit hatte, von einem Mann angerempelt, sodass wir beide zu Boden gingen. Ich überwand den Schock als Erster, rappelte mich auf und wollte dem Mann auf die Beine helfen, doch er schlug meine ausgestreckte Hand beiseite und beschimpfte mich lauthals in seiner Sprache, die ich zwar nicht verstand, mir aber aufgrund seiner erregten Stimme denken konnte, was er von mir wollte. Das Bild des An-den-Kopf-knallen empfand ich in diesem Moment als sehr präsent, und nachdem der Mann nachgeschaut hatte, dass

auch nichts an seinem Körper verletzt und an seiner Kleidung beschädigt war, ging er wutentbrannt die Straße hinab und versank in der Menge der Menschen, die achtlos weitergingen. Im Hotel bemerkte ich erst, dass ich mir die Hand leicht aufgeschlagen hatte, spülte sie aus und nahm ein langes Bad, ohne dass die Wirrnis in meinem Kopf ein Ende fand, sodass ich mich dazu entschied, an diesem Tage nichts mehr zu unternehmen, sondern zu lesen, doch obwohl ich keinen Antrieb zu irgendetwas hatte, wurde ich mit jeder Seite nervöser, nicht aus Anspannung, sondern aus dem Nichtstun heraus. Dies war der erste Abend, an dem ich mich entschloss, die Bar des Hotels aufzusuchen, und obwohl ich kaum etwas zu mir nahm, fühlte ich mich nach wenigen Schlucken seltsam belastet, ohne dass ich eine Ahnung hatte, woher dieses Gefühl kam, das ich auch vor dem Einschlafen nicht mehr zu verscheuchen vermochte.

## Kapitel 14: Wie ich mit Kopfschmerzen am nächsten Morgen aufwachte und mir die Königin von Utopia Nova etwas über die Liebe verriet

Der nächste Morgen graute und ich wachte mit einem stark schmerzenden Kopf auf, der mich daran zu erinnern schien, was ich am gestrigen Tage durchgemacht hatte, und nur mit Mühe und Not gelang es mir, ins Badezimmer zu wandeln, ehe ich mich übergeben musste. Danach ging es mir unendlich besser, es war, als ob ich die letzten Reste der Übelkeit der Gedanken aus mir erbrechen musste, um wieder ich selbst zu sein. Mit nur einem kleinen Frühstück verabschiedete ich mich aus dem Hotel in die frühkalte Morgenluft, sog genießend den Dunst des tauenden Morgens ein, bemerkte, dass es in der Nacht heftig geregnet haben musste, und während ich mir den Weg in den Straßen der Stadt zum Innenhof suchte, erkannte ich etwas, was mir dabei zu helfen vermochte, die nächsten zwei Wochen unbeschadet zu verbringen: eine Gelassenheit meiner selbst, mit dem Wissen, dass es weder für mich noch für die anderen Menschen meines Zeitalters eine Flucht aus meiner Zeit gab; dieses Akzeptieren der eigenen Zeit half mir im Nachhinein, mich auf die Worte der Königin zu konzentrieren, ohne den Wunsch allzu sehr zu verspüren, auf den Schwingen ihrer Worte diese Welt hier – meine Welt – verlassen zu können. Mit einem nunmehr leicht federnden und Zuversicht ausdrückenden Schritt trat ich in den Innenhof, begab mich zum Brunnen und wartete dort geduldig, bis die Königin aus dem Haus erschien. »Lass uns heute ein wenig umhergehen«, schlug sie vor und überraschte mich erneut, da wir die vergangenen zwei Wochen immer beständig ausharrend auf dem runden Stein des Brunnens gesessen hatten, »und uns die Menschen dieser Welt, die genauso weit von meiner wie von deiner Welt entfernt scheinen, näher zu betrachten!« Gemeinsam traten wir durch die Pforte auf die Seitenstraße, suchten uns einen Weg durch die Gassen und trafen auf einen Platz, der mir bis dato nicht weiter aufgefallen war, da er mir typisch für diese Stadt und diese Welt erschien, doch als eine Einheimische an mir

vorbeiging und mir ihr Geruch in der Nase aufstieg, riss sie mich aus meinen im Nachhinein kaum mehr zu benennenden Gedanken und warf meinen Geist in alte Erinnerungen, die mich an verfllossene Liebschaften mahnten, denen ich nicht immer vollständig und aufrichtig begegnet bin, sodass ein Schuldbewusstsein in mir zutage trat, das ich seit langem kaum mehr so intensiv verspürt hatte. Die Königin von Utopia Nova bemerkte meine Gefühlswallung und wusste mit Sicherheit, was soeben in mir vorging, denn ohne dass ich auch nur ein Wort ausgesprochen hatte, begann sie mit einer Darstellung von utopischen Zuständen, die direkt meine Gefühle ansprachen. »Die Liebe ist ein seltsames Gefühl«, hob sie ihre Stimme an, um sogleich in ein tiefes Tal abzufallen, »doch sie ist nicht seltsam genug, um nicht verstanden zu werden. Wir Utopier fragen uns, sobald wir bemerken, dass wir verliebt sind, nicht, ob diese Liebe ewig Bestand hat, sondern vergewissern uns, ob es das ist, nach dem unser Herz in dieser gegebenen Situation verlangt. Wir erschaffen uns selbst in der Liebe und rekonstruieren eine verlorene Identität inmitten der Liebe, die seltsamerweise vorher nicht bestanden hat – und dann doch. Ich verstehe, wenn du mich jetzt anschaust, als wären meine Worte kaum nachvollziehbar – doch so ist die Liebe: Sie ist nicht immer stringent, schlägt Haken und sucht nach Ventilen zum Entweichen – und wo könnte man das besser als in den Armen eines Menschen, dem man vertraut, blind und absolut? Dies ist die Grundkonstante jeder utopischen Liebe: absolutes Vertrauen in den anderen, zwangsfreies Miteinander-Existieren ohne Begrenzungen und Einschränkungen, Leben ohne Grenzen in der Liebe des anderen. Der Mensch ist ein liebendes Wesen, voll von Hormonen, die den Blick vernebeln, die den Verstand betören und unsere Handlungen beeinflussen; und dennoch ist die Liebe ergründbar, für jeden Menschen, sobald er sich die Frage stellt, ob er dem anderen bedingungslos vertrauen kann. Verliebtsein ist ein schöner Moment und lässt Brücken schlagen zwischen scheinbar unvereinbaren Klüften, doch diese Klüfte bleiben, auch nach der ersten Verliebtheit, und die Frage scheint danach, ob die Vertrautheit, das bedingungslose Vertrauen im Umgang miteinander eine Brücke über die jeweilige Kluft schlagen kann – nicht als gleichsetzende Vereinbarung, sondern lediglich als feste Verbindung, sodass ein Wegdriften beider Seiten bemerkt oder sogar verhindert werden kann. Die utopische Liebe ist keine Konstante, sondern eine echt-wahrhaftig gefühlte, die sich in den zweisamen Momenten konstituiert und nicht ewig sein muss, sondern vor allem verbindend. Nimm’ zum Beispiel die beiden vor uns, die Arm in Arm gehen«, sagte sie und deutete mir am anderen Ende des Platzes ein Pärchen, das frisch verliebt schien, »in Utopia Nova ist dies – wie in deiner Zeit und Welt – die Grundkonstante der erwachenden Liebe, doch erst diese Verbindung«, meinte sie und zeigte mir ein älteres Paar, das sich gemeinsam an einem kleinen Marktstand gegenseitig Essen zum Probieren gab, »ist die wahre Liebe, die beständige, wie sie in Utopia Nova gelebt wird. Ich will damit nicht sagen, dass die utopische Liebe besser oder intensiver oder gar richtiger als die Liebe in deiner Zeit ist, nein, weit gefehlt, es ist nur so, dass wir aufgrund unserer

allgemeineren Glückseligkeit und der entspannteren Verhältnisse unter den Menschen viel eher unterscheiden können, was bedeutungsvolle und was bedeutungslose, da kurzzeitige und nur für den Moment bedeutsame Liebe ist. Das Erfühlen der Beziehungen zu anderen Menschen ist different zu dem Fühlen deiner Zeit, worunter auch die Liebe zählt – zugleich muss man aber auch zugeben, dass sich daraus Verwirrungen ergeben, die auch des Öfteren nicht von uns Utopiern aufgelöst werden können – das bleibt eine Bürde der Menschheit, auch in späteren Jahren. Liebe ist auch in meiner Welt die Würze, die die Beziehungen zwischen den Menschen spannend macht, obwohl wir alle bemüht sind, eine generelle Harmonisierung anzustreben, sodass sich, wie ich dir bereits erzählt habe, keiner an den Rand der Gesellschaft gedrängt fühlen muss. Komm«, schloss sie unseren Besuch auf diesem Platz ab, »begleite mich bitte noch zum Innenhof, dort erhältst du ein kleines Geschenk von mir, zum Abschluss der ersten Hälfte unserer gemeinsamen Zeit«, und indem ich sie zum Brunnen begleitete, zeigte sie auf das Wasser im Brunnen und deutete mir an, dass ich hineinblicken solle. »Das Geschenk, das ich dir jetzt mache, ist keines, das du nicht auch an anderen Orten erfahren könntest, doch braucht es eine ganz bestimmte Stimmung, die du in diesem Moment erreicht hast, um das zu erhalten, wonach du dich seit einiger Zeit sehnst. Schau in den Brunnen, sieh' in das spiegelnde Wasser und erkenne zumindest einen Teil von dir; jenen Teil, den ich dir bisher zeigen konnte, indem ich ihn für dich freilegte, denn er war bisher hinter vielen Mauern vor der Welt verschlossen.« So freudig ich über dieses Geschenk war, so seltsam fühlte ich mich in dem Moment, als ich mir selbst zum ersten Mal seit langer Zeit gegenüberstand; ohne den alltäglichen Firlefanz um mich herum und trotz des Beiseins der Königin hätte ich mich beinahe in meinem Spiegelbild verloren, doch sie bewahrte mich vor dem Fallen; wie ich allerdings ins Hotel zurückkam, bleibt mir bis in alle Ewigkeit verschlossen.

## Kapitel 15: Wie die Königin von Utopia Nova mir sagt, was ich an diesem Tage erleben soll und wie ich es wahrhaftig erlebte

Es war sehr angenehm, am nächsten Morgen aufzuwachen, die Decke über meine nackten Beine und Füße zu spüren, die angenehm erfrischende Kälte, die in die winzigen Ritzen eindrang und mein Erwachen unterstützte; alles war wie erneuert in meinem Innern: Ich fühlte mich frei, ohne Last und als ob ich einen langen, entspannten Urlaub hinter mich gebracht hätte. Doch mit einem Schlag kamen die Erinnerungen an den gestrigen Tag wieder hoch und trotz dieser überraschenden Wendung fand ich mich selbst in völliger Ruhe und Selbstsicherheit; die Phrase des Sich-Neu-Geboren-Fühlens traf nie auf mich exakter zu als in diesem einen Moment des Erwachens. Ich genoss den gesamten Morgen, bis ich in den Innenhof trat, sprach mit den Menschen im Hotel, mit zweien auf dem Platz davor und genoss einen starken Kaffee, ehe ich mich auf den Weg zu

meinem Ziel machte. Als ich mich auf den runden Bogen des Brunnens setzte und einen Blick hineinwarf, erstaunte mich der Umstand, dass ich kein Wasser sah, doch ehe ich mir darüber Gedanken machen konnte, erschien die Königin von Utopia Nova und entzog meinen Blick vom fehlenden Wasser zu ihrem zauberhaften Aussehen, denn an diesem Tag trug sie ein strahlend weißes Sommerkleid, das einer Himmelsfigur gut gestanden hätte. »Heute ist ein besonderer Tag«, erhob sie ihre Stimme, die von einem feierlichen Unterton getragen wurde, »denn bei uns in Utopia Nova ist die Sommersonnenwende der Beginn des neuen Jahres, an dem wir alle in weißen Kleidern umhergehen, um anzudeuten, dass erneut ein Jahr vergehen konnte, ohne dass es Menschen gelungen ist, einen Beweis zu führen, in dem auf die These abgezielt wird, dass sich die einzelnen Menschen mehr unterscheiden, als dass sie Gemeinsamkeiten besitzen. Es ist eigentlich eine uralte Idee, die selbst in deiner Zeit uralt ist, doch solange nicht die Menschen bereit sind, daran fest zu glauben, erscheint diese Idee als hoffnungslos. Es ist eine Eigenschaft nicht nur deiner Zeit, Unterschiede zwischen den Menschen festmachen zu wollen, da keine anderen Vergleiche bereitstehen, weil es den meisten zu mühselig ist, woanders die Unterschiede innerhalb der Natur zu suchen. Doch gibt es wirklich so gravierende Unterschiede zwischen den Menschen, dass man die Meinung gewinnen könne, ein Nashorn habe mehr mit einem selbst zu tun als ein Mensch mit einer anderen Identität? Geh' für heute hinaus in die Natur! Ich werde dich begleiten und dir aufzeigen, welche Kraft in der Natur steckt, welche Gründe dagegensprechen, dass die Menschen jeder für sich größtenteils unterschiedlich sind, und ich erzähle dir, wie wir in Utopia Nova mit der Natur umgehen.« Gemeinsam und ohne viele weitere Worte zu verlieren verließen wir Seite an Seite die Stadt, überwand die städtischen Grenzen zu den Feldern in der Nähe, überwand die Grenze der menschlich kultivierten Fläche zu der den Menschen bekannten und überwand die Grenze der menschlich bekannten Fläche zu einem Bereich der Natur, wie sie ihn nur wenige kennen: rau und von den Menschen größtenteils unbenutzt. »Es ist nicht sehr schwer, sich vorzustellen«, begann die Königin mit einer anders, viel intensiver und lebendiger klingenden Stimme, als sie einige Äste von Sträuchern beiseiteschob und den Blick auf eine weidende Herde wilder Tiere freigab, »dass sich die Tiere keine Gedanken darüber machen, ob sie der Natur schaden oder sinnvoll mit ihr im Verbund leben, denn sie machen immer das gleiche, jeden Tag: Sie fressen, sie schlafen, sie fliehen oder jagen. Im Grunde machen auch wir Menschen nicht viel anderes, doch das Wenige, was uns über unsere Natürlichkeit hinaushebt, ist der Grund für die Schiefelage der Natur deiner Zeit. Indem die Menschen vergessen, in welchem stabilen Gleichgewicht sie leben könnten, wenn es ihnen die wichtigste Aufgabe wäre, die sie umgebende Natur zu schützen, ist kaum einem mehr bewusst, doch die Auflehnung gegen das natürliche Gleichgewicht führt zwangsläufig zu einem Ungleichgewicht bei uns Menschen. Deine Zeit ist für uns Utopier eine Zeit der Ungleichgewichte, und die Menschen deiner Zeit haben keinen Sinn dafür, welche

Ungleichgewichte sie jeden Tag produzieren, nur weil sie so leben, wie sie leben. Erst das wachmachende Aufrütteln ist fähig, die Menschen zu einem Umdenken zu bewegen, doch welchen immensen Vorlauf dieses Wachrütteln bedarf, ist kaum zu ermessen und nur in der Zeitnachbetrachtung zu erfassen. Wie viele Menschen mussten verhungern, bis der erste auf die Idee kam, dass die Nahrung ungleich verteilt ist, wie viele Tiere mussten ihren Lebensraum dem Menschen opfern, bis der erste feststellte, wie wenige sie geworden sind, wie viele natürliche Orte wurden geopfert, damit es dem Menschen wohlergeht – und geht es ihm dadurch besser? Und wie lange glaubst du, braucht es, bis der erste Mensch einen zweiten gefunden hat, einen dritten, und wie lange es dann am Ende braucht, bis auch der letzte davon überzeugt ist? Die Reaktionszeit der Menschen auf ihre Fehler ist atemberaubend schlecht, so schlecht, dass sie am besten nie einen Fehler machen, um ja keinem zu schaden – doch Fehler und insbesondere Fehlinterpretationen gehören zum menschlichen Leben dazu. Also, was machen? Wieder alle in die Höhlen zurück, auf die Jagd, zurück zur Natur? Nein, dafür hat sich der Mensch zu weit entwickelt, um seine Geschichte und sein Wissen wieder zu verlieren – auch wenn es vielleicht in Gedanken möglich erscheint –, doch die neue Natürlichkeit des Menschen liegt weniger im natürlichen Umgang in der Natur als in dem harmonischen Umgang mit der Natur. Es ist das Akzeptieren, was wir Utopier langsam gelernt haben, dass alles, was die Natur entscheidet, erst einmal gut ist, und so soll sie auch weiterhin entscheiden – mit uns Menschen an ihrer Seite, die auf dem schmalen Grat zwischen neuer Natürlichkeit und Herrschaftsanspruch über die Natur wandern müssen, wobei ich zugeben muss, dass dies keine allzu große Aufgabe ist, da der Mensch ein Talent dafür hat, Gespür zu entwickeln, was gut und was schlecht ist. Es dauert zwar Generationen, doch ohne eine absolute Einwirkung von außen zu benötigen, haben es die Utopier verstanden, langsam und Schritt für Schritt die Maßnahmen zu verstehen, die nötig waren, um die natürliche Umgebung zu bewahren.« Noch während sie das Timbre ihrer letzten Worte in die harmonisch wirkende Szenerie ausklingen ließ, drückte sie mit ihrem Arm zwei weitere Zweige zur Seite und gab den Blick frei auf drei Fässer, deren Totenkopf-Zeichen an der Seite Ausdruck genug war; aber als ich zudem die austropfende, dicklich-braune Flüssigkeit sah, wurde mir speiübel, nicht wegen des Geruchs, sondern weil ich mir vorstellte, was wir Menschen tatsächlich mit der Natur anrichten; sogleich nachdem ich die Übelkeit bekämpft hatte, stieg Zorn in mir auf; Zorn gegen mich, dass ich nicht früher die Augen offengehalten habe, aber auch Zorn gegen die Menschen im Allgemeinen, die solche Verbrechen an der Natur begehen, doch die Königin von Utopia Nova legte ihre Hand auf meine bebenden Schultern und flüsterte mir ins Ohr: »Siehst du, genau das wollte ich dir zeigen! Die Tiere, die dort vorne grasen, stellen sich nicht die Fragen, die du dir im Moment stellst; doch du stellst dir die falschen Fragen, denn was bringen dein Zorn und deine Wut, selbst wenn sie allein gegen dich gerichtet sein sollten? Richtiges Handeln entsteht aus Überzeugung und Vernunft, nicht aus

Leidenschaft und Agitation, sondern aus Ruhe und den richtigen Gedanken. Lerne im Verbund mit der Natur richtig zu denken und überzeuge deine Mitmenschen, wie es auch wir Utopier getan haben – und gib dich nicht der Illusion hin, dass es nur dein Leben lang brauchen wird, denn ein solches Umdenken braucht immer Generationen, niemals nur Jahre, aber es braucht immer Initiatoren!«

## Kapitel 16: Wie ich mich am nächsten Morgen selbst kontrollierte und wie mir die Königin von Utopia Nova ein etwas leichteres Thema ihrer Welt vorstellte

Der nächste Tag begann ebenso seltsam, wie der vorherige aufgehört hatte, denn nachdem ich ins Hotel zurückgekehrt war, kontrollierte ich jeden Schritt und Handgriff meinerseits daraufhin, ob ich etwas für oder gegen die Natur tat oder ob einige Handlungen neutral anzusehen waren. Das ging den gesamten Abend so weiter und ich merkte immer mehr, dass die Menschen in meinem Urlaubsland weitaus näher an und mit der Natur leben als die Menschen meiner eigentlichen Welt, und obwohl ich die Utopier darum beneidete, dass sie einen Weg gefunden hatten, ihre Welt mit der Natur in Einklang zu bringen, empfand ich es aus der Distanz zu meiner Heimat nichts so erschreckend, wie es im ersten Moment den Anschein machte, doch dies war meiner Verblendung geschuldet, die ich bis zum Zeitpunkt meinesurlaubes mit mir herumgetragen hatte. Auch auf dem Weg zum Brunnen untersuchte ich die Menschen meiner Urlaubsstadt auf ihre Handlungsweisen und stellte wiederum fest, dass es in meiner Welt einen Gegensatz zwischen Natürlichkeit und Zivilisation gab, wobei ich wiederum zugeben muss, dass ich die Utopier für weitaus zivilisierter als uns hielt und dennoch schienen sie in ihrem Umgang mit ihrer Umwelt natürlich zu sein. Dieses eigenständige Nachdenken über Vor- und Nachteile einer jeden Handlung, ob nun die eigene oder die eines anderen, ist auf Dauer anstrengend und bereitete mir in der aufsteigenden Wärme des frühen Morgens Kopfschmerzen, die auch von der Königin von Utopia Nova bemerkt wurden, als sie sich neben mich auf den Rand des Brunnens setzte, ihre Hände in das kalte Wasser hinter ihr tauchte und mir das Gesicht damit benetzte, was mich sehr erfrischte. Erst in diesem Moment wurde mir bewusst, dass entgegen meiner Erwartung Wasser in diesem Brunnen zu finden war, und als ich mich umdrehte und nach meinem Spiegelbild suchte, erhob die Königin ihre Stimme: »Du wirst dich selbst finden, aber nicht wie beim letzten Mal, sondern als einfaches Spiegelbild deines natürlichen Aussehens!« Ich untersuchte mein Aussehen und empfand mein Äußeres als verändert – nicht schlechter oder besser, sondern als offener, der Welt gegenüber. Ich entzog mich meinem Blick im Wasser und suchte den Blick der Königin, und diese lächelte mich mit ihrem bezaubernden Lächeln an, als hätte sie einem Kind zugesehen, das sich zum ersten Mal in einer

Wasseroberfläche gespiegelt, gesehen hat. »Da dein Kopf schmerzt und dein Gesicht leichte Glut besitzt, du dich aber bestimmt nicht wie ein kleines Kind ins Bett schicken lässt, erzähle ich dir heute etwas Leichteres über das Leben in Utopia Nova, das es dir einfacher macht, meinen Gedanken zu folgen. Das Leben des Menschen besteht aus Denken und Bewegung; zur Art des Denkens habe ich dir bereits vieles gesagt, doch zur Bewegung, die fast gleichwertig zu nennen ist, noch weitaus zu wenig. Wir Utopier sind keine vergeistigten Wesen, falls du dir das denkst, denn das ging im Hinblick auf die menschliche Entwicklungsgeschichte auch gar nicht; der Mensch ist und bleibt von der Bewegung abhängig, sein ganzer Organismus ist auf die Tätigkeit des ganzen Körpers, nicht nur des Gehirns als Muskel, angewiesen – ansonsten verfällt der einst so gestählte Körper zu einer Hülle, die nicht mehr mit Leben, sondern mit Wertlosigkeit im Hinblick auf das wahre Leben ausgefüllt ist. Etwas, was aus deiner Welt fast unverändert in unsere Welt überging, ist der Sport und die generelle sportliche Betätigung in jener Zeit, in der wir nicht einer Arbeit nachgehen. Für viele Utopier ist es schier eine Unmöglichkeit, sich beim Lernen nicht zu bewegen, sondern sitzen zu bleiben, wie es oft gelehrt wird, und selbst die besten Denker unserer Zeit bewegen sich unablässig, da sie wissen, wie sehr der große Muskel im Kopf von der Kraft und Energie des restlichen Körpers abhängig ist. Dass wir jedoch die Kampfbesessenheit aus den sportlichen Aktivitäten herausnehmen mussten, erscheint gewiss nach all den Ausführungen logisch, denn welchen Wert kann es für den Einzelnen haben, wenn nur einer von vielen Betreibern des Sports der Beste sein kann? Welchen Unsinn durchmachen die Menschen, wenn sie sich mit anderen im gleichen Sport messen und entweder verlieren oder sogar gewinnen? Es kann kaum zu einem anderen Ergebnis führen, als dass beide sich in den Momenten der Niederlage oder des Sieges verändern, obwohl dies überhaupt nicht nötig ist. Der sportliche Zwei- und Mehrkampf ist sehr alt unter den Menschen und hat nicht selten auch zu viel Streit und Zwistigkeit, bis zu menschenverachtenden Maßnahmen geführt, und insbesondere in deiner Zeit sind die Auswüchse derart deutlich, dass es mir kalt den Rücken runterläuft, wenn ich mitbekomme, wie ein Duell zweier oder mehrerer Sportler zu einem Ereignis für die gesamte Menschheit gemacht wird – viel eher, als dass sich an einem anderen Ort der Menschen zwei Menschen in den Armen liegen und gegenseitig im Hungertod Hoffnung und Unterstützung geben. Deine Welt kann niemals gerecht sein, solange das Ungerechte den einzelnen Menschen dazu verhilft, aus der Masse als Symbol aller Menschen herauszustecken; und der Beste der Menschen in einer bestimmten Übung, sei sie körperlicher oder geistiger Natur, ist immer ein ungerechter Mensch, denn auf seinem Weg musste er mehr als einmal beweisen, dass er der Beste ist, was er auch bereitwillig tat – denn es liegt in dem Wettkampfwert seiner Erziehung. Wir Utopier sprechen dem Sport den Wettkampfcharakter ab und honorieren die Leistung jedes einzelnen Sporttreibenden ohne Rückgriff auf die Leistung anderer; insbesondere anderer Kinder. Dass sich aber dennoch auch in meiner Gesellschaft

Menschen finden, die sich in einer Sportart und einem anderen Wettkampf als die anderen überlegen herausstellen, ist naturgemäß und nachvollziehbar; doch es ist die mangelnde Anerkennung dieser Besonderheit, die es vorbeugt, dass sich diese Menschen als etwas Besseres, wenn auch nur in einem Teilbereich, ansehen. Es ist der Charakter der utopischen Menschen, dass sie nicht die Leistung Einzelner bejubeln, sondern die Leistungen für die gesamte Menschheit, da sie ein Teil von ihr sind. Der Gedanke der Unteilbarkeit des menschlichen Fortschritts vereint uns: Geht einer voran, folgen die anderen ihm, tritt einer zur Seite, nimmt ein anderer seine Position ein und geht voran. Doch es wäre fatal, wenn sich diese Speerspitzen der Menschheit als etwas Besonderes fühlen würden, denn damit wäre uns nicht geholfen, nein, vielmehr würde so etwas wie der unkontrollierte Kapitalismus deiner Zeit entstehen, der wenige dafür belohnt, dass viele zurückstecken müssen. Letzten Endes ist es daher völlig gleichgültig für die Gemeinschaft, ob einer gewinnt und der andere verliert oder ob der andere gewinnt und der eine verliert; die Frage, die hinter allem steht, ist doch die: Was bringt es den Menschen, dass überhaupt ein Sieger in einem Duell gesucht wird? Unterhaltung und Kommerz wären die Antworten deiner Zeit, Unterhaltung und Identifikation die von anderen Zeiten, Identifikation und Hass die einer ganz anderen Zeit, doch niemals sind es ein größeres Allgemeinwohl und Nutzen für die Gesamtheit der Menschen. Daher ist es für dich sicherlich kaum mehr verwunderlich, warum wir den Wettkampf aus dem Sport entfernt haben, sodass nur noch der eigensportliche Ehrgeiz vorhanden bleibt – den jeder Mensch braucht, um sich aufgrund sportlicher Aktivität leistungsstärker und gesünder zu fühlen.«

Nachdem mich die Königin von Utopia Nova in den letzten Tagen zu den unterschiedlichsten Eindrücken geführt hatte, die ich für mich selbst verarbeiten musste, war dieser eher erzählende und einem Schulbesuch gleichende Vortrag sehr angenehm verlaufen und als ich den Innenhof Richtung Stadt verließ, waren meine Kopfschmerzen wie fortgeblasen; außerdem suchte ich nicht mehr angestrengt nach meinen und den Fehlern meiner Mitmenschen, sondern konnte den Tag genießen, indem ich mich einfach darauf freute, mal wieder einen Spaziergang in der Natur, außerhalb der Stadt, zu machen, der mich zugleich körperlich und geistig forderte; als ich abends ins Hotel zurückkehrte, war ich hungrig und ermüdet, aber nichtsdestotrotz war es mir auf der Wanderung gelungen, Ordnung in das Chaos in meinem Kopf zu bringen, ohne dass ich auch nur einen Moment der Qual oder der inneren Aufforderung verspürt hätte.

## Kapitel 17: Wie ein Straßenkünstler meine Aufmerksamkeit auf sich zog, ich ihn belohnen wollte, wie dieser darauf reagierte und welche Berichte mir die Königin von Utopia Nova von den Kunstaktivitäten ihres Volkes berichtete

So zwiagespalten mein Leben sich im Augenblick dieser dritten Woche im Urlaub darstellte, so entzückt und entflammt war ich, als ich vor dem Besuch bei der Königin in einem Kaffeehaus saß und einem Straßenkünstler bei seinen ersten Bewegungen des Tages zusah. Nur wenige Zuschauer hatten sich bereits in diesem Kaffeehaus verirrt und niemand schien sich für diesen Künstler zu interessieren, der sich unglaublich verrenken konnte, und indem er mit seinem Körper Figuren nachzeichnete, drang es aus mir heraus und mit einem Mal klatschte ich lauthals Beifall, doch nicht, dass die anderen mit eingestiegen wären, nein, sie drehten sich zu mir um und schauten nach, warum ich solche lauten Geräusche in dieser frühen Morgenstunde machte, wobei sie in aller Ruhe die Morgenzeitung lesen wollten. Ich fühlte mich wie in einer Bibliothek, in der es mucksmäuschenstill ist und dann urplötzlich mein Stift auf den Boden fällt; jeder dreht sich zu einem um und bedankt sich mit einem Blick, der ausdrücken soll, dass sich der Herbeiblickende über die Konzentrationsstörung ärgert. Nachdem sich alle wieder abgewendet hatten, scheinbar erfolgreich, da ich das Klatschen eingestellt hatte, kramte ich aus meiner Tasche einen größeren Schein als nötig und legte ihn unter meine noch halbvolle Kaffeetasse, stand so leise wie möglich auf und suchte mir einen Weg durch die Stuhlreihe; als ich endlich meine Freiheit zurückerlangt hatte, die im Grunde zwar von niemandem wahrhaftig eingeschränkt worden war, suchte ich den Mann, der diese wahnwitzigen Verrenkungen beherrschte, und fand ihn, wie er in einem anderen Kaffeehaus, eine Straße weiter, seine Formen aufführte. Eilig wanderte ich zu ihm, suchte wiederum in meiner Tasche nach einem Geldschein, der nicht nur mein Gewissen beruhigen, sondern auch seine Leistungen honorieren sollte, doch als ich ihm diesen zustecken wollte, schüttelte der Künstler wild erschrocken mit seinem Kopf und flüchtete die Straße hinab – nun war ich es, der vor der Menge an Morgengästen stand, mit einem Schein in der Hand, der eigentlich dem Künstler gehören sollte, und wiederum fühlte ich mich in die Bibliothek zurückversetzt, doch dieses Mal war es nicht mein Stift, sondern meine gesamten Bücher, die lautstark den Weg zum Boden fanden. Die Situation war für mich gelaufen und kaum zu retten, also steckte ich den Geldschein zurück in meine Tasche, würdigte den weiterhin Herbeischauenden keinen weiteren Blick, drehte mich um meine eigene Achse und lief zur nächsten Querstraße in meine verlorene Freiheit zurück, die ich umso schmerzlicher vermisste, je weiter ich rannte. Durch einen seltsamen Zufall lief ich in zwei weitere Querstraßen hinein und fand somit den Weg zum Innenhof von der

anderen Seite, doch ich wusste sogleich, dass dies das einzige Mal war, dass ich diesen Weg benutzen würde. Ich habe keine Ahnung, warum ich in diesem Moment eine schallend lachende Königin erwartet habe, doch als ich eintrat, war der Innenhof leer und ich setzte mich, weiterhin verwirrt und kaum zur Ruhe zu bringen, auf den Rand des Brunnens, suchte nach dem Wasser, das an diesem Tage scheinbar nicht vorhanden war, doch all dies kümmerte mich wenig – es war, als ob ich in denselben Brunnen gefallen wäre und kaum eine Möglichkeit sah, mich aus diesem wieder zu befreien. »Die Ernsthaftigkeit des Lebens«, drang mit einem Mal die Stimme der Königin von Utopia Nova von hinten in mein Ohr, sodass ich mich, wie aus einem Tagtraum aufwachend, umdrehte, »die Ernsthaftigkeit ist es, die die meisten Menschen dazu bringt, über das Schöne und das Erfahrungsreiche der Welt hinwegzusehen, um sich nur ihrem eigenen Leben zu widmen, das mitunter voller ungelöster Probleme ist – doch wie so oft ist die heilende Hilfe von außen keine Möglichkeit, die in Betracht gezogen wird; dabei lachen Kinder und heilen sich selbst, indem sie lachend die Welt erfahren. Da ich diesen Punkt bereits in aller Deutlichkeit anspreche, kannst du dir sicherlich ausmalen, dass wir Utopier darauf bedacht sind, die Ernsthaftigkeit in unserem Leben nur dann zum Maßstab werden zu lassen, wenn es vernünftig und angebracht ist – daher ist unser Leben weder staubtrocken noch durchzogen von Regeln und Verboten, nein, es ist auf eine beschwingte Art und Weise mit Angenehmem bestückt, das sich immer dann auszudrücken vermag, wenn man die Aufgaben des Tages bereits erledigt hat und Zeit gewinnt, seinen Genüssen Ausdruck zu verschaffen – sei es, wie gestern erwähnt, im Sport, in der Kunst, in der Darstellung oder im genussvollen Erholen. Dabei liegt auf dem Bereich der Kunst ein großes Augenmerk unsererseits, denn in dieser Betätigung liegt die Kraft des Neuen, des Schöpfenden, des Vergegenwärtigens. Bereits in frühen Kinderjahren haben alle unsere Kinder die Möglichkeit, künstlerisch tätig zu werden, ohne dass es eine Wertung darüber gäbe, ob etwas schlecht oder gut gelungen wäre, denn selten sind gute Künstler gute Künstler der ersten Stunde. In diesem Punkt der Freizeitgestaltung unterscheidet sich die Kunst von vielen anderen Tätigkeiten unserer Zeit: Jeder darf Kunst machen und betreiben, aber es gibt immer einige wenige Menschen, die einen besonderen Hang zur Musik, zur Malerei oder zur Schriftstellerei besitzen; da diese jedoch mit ihren Arbeiten und Werken zum allgemeinen Wohlergehen beitragen, wenn sie zum Beispiel eine grandiose Arbeit komponieren, niederschreiben, malen oder auf eine andere Art und Weise erschaffen, dann erfreuen sich viele Menschen an der Schönheit dieses Werkes; außerdem ist die Betrachtung und Diskussion über die Kunst ein vielfältiger Gegenstand zur Bereicherung der eigenen Erfahrungen. Aber indem das Kunstwerk, fern des Künstlers, für sich allein wirkt, ist die Sicherheit gegeben, dass sich die Kunst selbst und nicht der Künstler präsentiert, sodass dieser immer im Hintergrund bleibt und nur selten im Vordergrund steht. Der Hang der Menschen von Utopia Nova zur Kunst liegt in dem Streben nach der Darstellung des eigenen Ichs im Bezug zur

Welt; indem die Utopier selbst Kunst erschaffen, betrachten und darüber diskutieren, positionieren sie sich in der Welt und verorten sich in der Gesellschaft selbst, was letzten Endes zu einer stärkeren Gemeinschaft führt, da jeder weiß, wo er den Arm des anderen Menschen zu packen hat, sollte dieser einmal die Hilfe anderer Menschen benötigen. In der Kunst zeigen sich die Stärken und Schwächen der Gesellschaft am plastischsten, und die utopische Kunst verbindet die Menschen miteinander.«

## Kapitel 18: Wie ich selbst Glück hatte und wie das Momentum des Glücks in der utopischen Welt betrachtet wird

Der nächste Morgen hielt eine Erstaunlichkeit für mich parat, mit der nicht zu rechnen war, insbesondere nicht in einem Hotel für Touristen, denn eine der hochrangigen Persönlichkeiten dieser Gemeinschaft der Menschen hatte beinahe direkt neben mir genächtigt und man fragte mich beim Frühstück, ob ich meinen großzügigen Tisch für diese Persönlichkeit räumen möge, doch als ich schon bejahen wollte, da es für mich kein Problem darstellte, trat jene Persönlichkeit vor und fragte mich ohne Zwischenperson, ob er sich zu mir setzen dürfe. Schnell antwortete ich mit Ja, und es setzten sich nicht nur die Persönlichkeit selbst, sondern auch seine engsten Berater mit an den Tisch, und sogleich entbrannte zwischen uns ein Gespräch, worin die Schönheiten dieses, aber auch meines Heimatlandes lägen, und es stellte sich heraus, dass diese Persönlichkeit für einige Semester in meinem Heimatland studiert hatte. Wir kamen überein, dass es überall, wo wir bisher gewesen waren, schöne und weniger schöne Gegenden gab, und sahen es ähnlich, wo beide Seiten noch viel Arbeit vor sich hätten. Es war ein nettes, unterhaltsames Frühstück, und als ich meinen Gesprächspartner für die Königin von Utopia Nova verlassen wollte, fand ich keine Möglichkeit, schnell aus dem Gespräch auszusteigen, ohne dass es wie ein rüdes Fortstoßen gewirkt hätte. So blieb ich sitzen und spähte immer nach dem Uhrzeiger an meinem Handgelenk, doch als ich bereits unruhig wurde, kam mir eine unerwartete Hilfe zugegen, als ein Mann in den Raum reinplatzte, der scheinbar etwas Gesehenes laut ausschrie, was ich jedoch nicht verstand, und schon waren alle aufgesprungen und eilten hinaus auf die Straße. Ich nutzte die Gelegenheit, schob mich an jenen Menschen vorbei, die suchend die Straße überprüften, verschwand in einer Seitengasse und kam laufenden Schrittes nur wenige Augenblicke zu spät, doch zeitgleich zu meinem Eintritt in den Innenhof trat die Königin aus dem Haus und wir beide erreichten den Brunnen zur etwa derselben Zeit. Sie sah, dass ich ob des Laufens schwitzte, und ich war mir sicher, dass sie wusste, warum ich es tat, doch sie verlor kein Wort darüber, sondern begann mit einem anderen Thema: »Die Wechselhaftigkeiten des Lebens sind es letzten Endes, die jeder Mensch gerne minimiert haben möchte, indem er gegen sie vorsorgt, und im Rückblick sind es meist jene, derer man glücklich ist,

dass man sie unbeschadet hinter sich gebracht hat. Um diese Wechselhaftigkeit zu verringern und damit eine Grundkonstante des menschlichen Lebens, das momenthafte Glück, so sehr zu minimieren, wie es nur möglich erscheint, ist eines der obersten Ziele der utopischen Gesellschaft, denn wie sehr das Glück die Geschicke der Menschheit bestimmt und verändert hat, ist kaum zu beziffern und einfach nicht darstellbar. Das Glück, in einem der reicheren Gebiete geboren zu sein, das Glück, gute und aufrichtige Eltern zu haben, das Glück, eine gute Erziehung zu genießen, das Glück, dass die eigenen Kinder über- und gut leben, das Glück, dass die Kelche, in denen das Pech schwimmt, an dem Einzelnen vorüberziehen; immer ist es der Zufall, der dem einzelnen Menschen in der Gemeinschaft der Menschen hilft, eine andere Position, ob besser oder schlechter, einzunehmen. Viele Grundkonstanten sind naturgemäß nicht beeinflussbar, doch indem es dem utopischen Menschen am Herzen liegt, viele dieser Risikofaktoren für das eigene Leben von Geburt an zu minimieren, ist es erreichbar, vielen Menschen Möglichkeiten zu offenbaren, die sie in allen Jahren vor Utopia Nova niemals gehabt hätten. Es ist eine Harmonisierung des bleibenden Glücks für alle Menschen, die in unserer Gemeinschaft leben, sodass jeder in etwa das gleiche Maß an Glück aus dem Topf des Zufalls, der über uns Menschen ausgegossen wird, abbekommen wird, und selbst wenn einer der wenigen Benachteiligten einen eminenten Schaden aufgrund zufälliger Ereignisse erhält, ist es stets das Bestreben der anderen Menschen, diesem Einen wieder auf die Beine zu helfen, sollte er aufgrund der schlechten Entwicklung umgefallen sein. Daher ist es unverzichtbar, dass wir unseren Kindern und diese ihren Kindern beibringen, auf den Menschen neben sich zu achten, denn es könnte sein, dass dieser Hilfe benötigt oder derjenige ist, der Hilfe bieten kann, sollte man selbst welche benötigen. Da es in unserer utopischen Welt keinen Kapitalismus oder sonstige Arten von einseitiger Bevorzugung gibt, haben wir auch alles, was damit zusammenhing, abgeschafft, insbesondere, wenn es aufgrund dessen zu einer zufälligen und von Glück hervorgebrachten Bevorteilung eines Menschen zu Kosten anderer führt. Alles, was die Menschen in dieser Richtung erfunden und erprobt haben, wurde von uns nach und nach abgeschafft, und in der Nachbetrachtung muss ich als Königin sagen, dass niemand diese Dinge vermisst, da sie von unfairer Natur sind. Dies ist eine entscheidende Erkenntnis der utopischen Lebenswelt: Es ist dem Menschen möglich, auf seine eigenen Vorteile zu verzichten, wenn er erkennt, dass alle die gleichen Möglichkeiten und Vorteile haben, um ein gutes Leben zu führen. Die althergebrachte Weisheit deiner Zeit, dass der Mensch letzten Endes immer nur auf die eigenen Vor- und Nachteile schaut, um eine unsichere Situation zu begutachten, mag im Grunde richtig sein, doch jeder Utopier, der einmal eine solche Situation zu seinem Vorteil ausnutzte, hat mit Sicherheit erkannt, dass die nachfolgenden Nachteile umso größer sind, je länger er sich an die Vorteile klammert – es ist also weniger ein schlagartiges Umdenken der Menschen vorausgegangen als vielmehr ein gezielter, langwieriger Prozess, in dem das Schlechte als schlecht abgestempelt

wurde – ganz gleich, wem die Vor- oder Nachteile dienten. Schau’ dich in dieser Gesellschaft, in der du Urlaub machst, genauer um, und du wirst feststellen, dass diese Menschen weniger Glück zu haben scheinen als die Menschen in deiner Heimat, und dennoch sind diese Menschen an diesem Ort viel eher bereit, das weitaus geringere Glück mit den anderen Menschen zu teilen, während das Glück in deiner Heimat ungeteilt vom Glücklichen einverleibt wird. Was ist denn Glück anderes als ein Gemeingut, das einen benachteiligen muss, denn ansonsten würde es nicht als Glück, sondern als Normalität empfunden? Frage deine Gedanken, frag’ dein Herz, ob es Glück ist, dass du mich getroffen und bisher die Welt von Utopia Nova näher kennengelernt hast, oder ob es nicht viel eher dazu dient, dir ein Glück in die Hand zu geben, das du unter den anderen Menschen deiner Welt verteilen kannst – wenn du es nicht für dich selbst behalten willst.« Mein Kopf bestürmte tatsächlich mein Herz mit allerlei Fragen, als die Königin von Utopia Nova mich mit einem sanft geformten Lächeln verließ, und da ich nicht direkt eine Antwort geben konnte, stand ich auf, trat aus dem Innenhof auf die Straße und suchte mit meinem Blick nach Antworten auf das Erzählte in den Handlungen der mich umgebenden Menschen, und erst als ich ins Hotel zurückkam und in aller Ruhe auf dem Balkon die Menschen unter mir beobachten konnte, verspürte ich, welches Glück mir zuteil wurde und welche Aufgabe für mich daraus erwachsen konnte – wenn ich mich dafür entschied, diese Aufgabe anzunehmen.

## Kapitel 19: Wie mir die Königin von Utopia Nova etwas über die Entwicklung der Menschen erzählte und welche Rolle die Technik dabei spielt

Der nächste Tag verlief zunächst ereignislos, denn auf dem Weg zum Innenhof traf ich niemanden, der ein Interesse in mir erwecken konnte; es war, als wäre ich in mich selbst zurückgedrängt worden, denn sonst hatte ich mit beinahe jedem Blick etwas Interessantes gesehen, doch an diesem Tag war das erste und bisher einzig Interessante, dass die in den Hof tretende Königin von Utopia Nova kein schlichtes, sondern ein für ihre Verhältnisse aufreizendes, mehrfarbiges Kleid trug. »Hast du mich erkannt?«, fragte sie ohne größere Einleitung und setzte sich zu mir auf den Brunnenrand, schlug die Beine übereinander und zupfte sich den Kleidersaum zurecht, »denn bisher hast du ja vielmehr an dich selbst gedacht als an die Menschen um dich herum. Deine Nach-Innen-Gerichtetheit ist so stark, dass ich schon die Vermutung hatte, dass du heute kaum die Aufmerksamkeit aufbringen würdest, um mir bereitwillig zuzuhören, also entschied ich mich, ein wenig deine Aufmerksamkeit zu fördern, indem ich mir ein andersfarbiges Kleid anzog. Der Mensch ist und bleibt ein Sinneswesen, dessen Weltwahrnehmung auch in meiner Zeit nicht verändert wird, da wir auch in Utopia Nova Menschen mit ihren natürlichen Schwächen und

Stärken bleiben – wenn wir uns auch ein wenig mehr Gedanken darüber machen, was das für unser Leben bedeuten kann. Dazu gehört für uns auch die Frage, inwieweit wir unsere Sinne täuschen oder manipulieren dürfen, um für uns selbst einen sicheren Kontakt zu unserer eigenen Umwelt zu gewährleisten, der darin besteht, dass wir uns unsere eigenen Gedanken machen, unsere eigenen Gefühle zu interpretieren wissen und unsere eigenen Erfahrungen machen. Der Weg, den deine Gesellschaft einschlägt, das Abtöten der Sinne mittels neuester Technik, die die menschlichen Sinne eigentlich schärfen sollte, ist ein bodenlos falscher, denn er führt nicht dazu, dass die Menschen mehr oder besser hören, nicht schärfer oder weiter sehen, nicht eindeutiger und umfassender schmecken, nicht vielfältiger und reiner riechen oder empfindsamer oder feiner fühlen können, nein, die neue Technik lässt die Menschen abstumpfen, da sie selbst nicht mehr die Erfahrung machen müssen, sondern andere Menschen machen es und vervielfältigen diese Erfahrung – wenn nur der menschliche Geist dafür geschaffen wäre, doch dieser ist ein selbstlernendes Gebilde, dass auf andere Gedanken hören, aber nicht mit anderen Gedanken denken kann. Dies verbietet uns die Natur des Menschen, woraus die Konsequenz entsteht, dass nur selbstgesteuertes Lernen dazu führen kann, die Erfahrungen anderer Menschen sinnvoll in den eigenen Sinneskontext zu integrieren. Wir Menschen von Utopia Nova sind keine generellen Gegner technischen Fortschritts, doch er muss mit der Sensibilisierung des Menschen für die Gefahren der jeweiligen Neuerung einhergehen, sodass die Menschen immer verstehen, worin der Vorteil und worin der Nachteil liegt, sodass eine übermäßige Verwendung desselben Fortschritts sogleich auf das richtige Maß eingedämmt wird. Jeder Haushalt in Utopia Nova hat einen Medienempfänger, der anders aussehen mag als eure Fernseher in deiner Zeit, aber zum Übermitteln von Bildnachrichten gibt es auch bei uns keine bessere Technik; auch besitzen wir alle einen Internetzugang, vielleicht schneller, einfacher und weitaus intuitiver, doch um eine dringende Erledigung zu machen, ist auch diese Erfindung die weitaus effektivste. Doch dies sind alles Erfindungen, die für uns Menschen den Rang eines Rades in deiner Zeit angenommen haben: Sie sind nützlich im Umgang mit anderen Menschen, zum großen Teil auch notwendig, aber nicht lebens- und erfahrungersetzend. Dass sich Menschen den gesamten Tag mit diesen neuen Erfindungen und technischen Spielzeugen beschäftigen, ist in unserer Welt völlig undenkbar, da wir den Kindern von klein auf den Genuss am Entdecken vermitteln, auf eigene Faust und Verantwortung, und die Welt ist viel zu reichhaltig an neuen Erfahrungen und Aufgaben, dass sich ein scheinbar unendlicher Fundus an interessanten Gelegenheiten ergibt, sobald man nur seine Augen für die Welt öffnet. Zusammen mit der Prämisse, dass wir jede neue Erfindung des Menschen darauf prüfen, ob es für die Mehrheit der Menschen einen Sinn ergibt, diese Erfindung weiterzuverwenden und weiterzuentwickeln, ergibt sich die Konsequenz, dass sich die utopischen Menschen keinesfalls ihren Erfindungen unterwerfen, sondern vielmehr darauf reagieren, welche

Entwicklung innerhalb der Gesellschaft vonstattengeht, sobald man die neue Technik einsetzt. Es ist ein Leben mit der Technik, aber kein Leben in Abhängigkeit von der Technik – dafür ist uns die menschliche Sinnhaftigkeit viel zu schade, als dass sie abgestumpft und ohne Nutzen für uns bleibt. Der Mensch lebt von seinen Eindrücken und Erfahrungen, ist Teil der Natur, indem er mit seinen Sinnen darin lebt, doch die Technik ist weder Hilfsmittel noch Notwendigkeit, sondern pure Gefahr, sobald die Menschen – wie in deiner Zeit – viel zu unkritisch jede neue Erfindung als den puren Fortschritt preisen. Fortschritt im technisch-produktiven Bereich ist nicht zu leugnen, nein, die Frage muss viel eher lauten: Wie sehr entfremdet mich die Technik und damit der technische Fortschritt davon, Mensch zu sein? Die Natürlichkeit unserer Existenz ist die Stärke unseres Wesens, doch was machen die Menschen deiner Zeit daraus: Sie legen diese Natürlichkeit in die Hände einer nichtdenkenden, nichtfühlenden und nichtnatürlichen Instanz, die selbst eigentlich keine Instanz sein kann – und dennoch glauben genau das die Menschen; so sehr, wie sie seinerzeit an eine übernatürliche Macht geglaubt haben, die auch eine nichtdenkende, nichtfühlende und nichtnatürliche Instanz war, Mittel zum Zweck, um den Menschen das so schwer geglaubte Leben zu vereinfachen – und unwidersprochen ebenso aus Machtgründen. Der Mensch ist bei solchen Entscheidungen und neuen Erfindungen, die ihm anpreisen, dass das Leben damit viel einfacher wird, schwach, weil er ständig denkend danach strebt, wie er die Last des Lebens mindern kann, doch die Wahrheit liegt in einem anderen Punkt: dass das Leben niemals einfach sein kann. Trotz aller Hilfsmittel und Erfindungen sind wir Produkt unserer Lebenserfahrung – und diese ist immer noch selbst zu machen, und insbesondere mangelnde Lebenserfahrung aufgrund von Technik führt nicht selten zu einem Nichtbestehen im eigenen Leben – und erhöht damit die Last des Lebens ungemein.« Mit diesen letzten Worten hatte die Königin von Utopia Nova auch den letzten Rest meiner morgendlichen Lethargie verscheucht, denn es lag mit einem Mal ein Ungewisses in mir, das dazu führte, dass ich mich in meinem Hotel danach fragte, was ich von dem technischen Kram, den ich beständig mit mir führte, wirklich brauchte, und kam zu dem Schluss, dass das Technische, das ich dabei hatte, meine Uhr, mein Mobiltelefon und mein tragbarer Computer, durchaus sinnvoll zu benutzen, doch nicht lebensnotwendig war; meine Einstellung zu diesen Gegenständen, die ich bisher für mein Leben unverzichtbar hielt, schien sich zu verändern, auch wenn ich zugeben musste, dass in diesem Fall noch weitaus mehr Herausforderungen auf mich warteten, sollte ich alsbald nach Hause zurückkehren, denn wenn ich eines zugeben muss, dann dies: dass ich bisher mehr ein Freund als ein Gegner der neuesten Technik gewesen bin. Es macht meine Welt einfacher, hatte ich bisher immer gedacht, doch war dieser Gedanke nicht ein suggerierter, von außen an mich herangetragen und damit mitunter anzweifelbarer? Das einzige, das ich mit Gewissheit feststellen konnte, war, dass ich mir bisher keine Fragen dazu gestellt hatte

und mich unkritisch zum Nutzen all dieser technischen Fortschritte habe hinreißen lassen – mitsamt allen Verführungen meiner Sinne.

## Kapitel 20: Wie am nächsten Tag ein Volksfest veranstaltet wurde, ich mich durch die Straßen kämpfte und mir die Königin von Utopia Nova erzählte, wie die Verkehrslage in Zukunft geregelt ist

Noch in den Stunden kurz nach Mitternacht wurde ich wach und fragte mich, woher die lauten Geräusche herkamen, die durch das offene Fenster an mein Ohr drangen. Ich stand auf, schaute in den wolkenlosen Himmel, suchte die Straßen nach Menschen ab, doch es waren keine zu sehen, allein von der rechten Seite drangen festliche, musische Stimmen herüber, und als eine eindeutige Musik anhub, erdachte ich mir, dass es wohl ein Fest sein müsse, das stattfand. Die Müdigkeit vom kühlen Wind fortblasend, wartete ich auf die Menschenmenge, die scheinbar näherkam, und sah, wie sich ein großer, prozessionsartiger Zug durch die Straßen schob, klatschend, tanzend, musizierend; dieses Fest hatte Volksspielcharakter, denn nun erkannte ich, warum vorher kein einziger Mensch auf den Straßen gewesen war: Alle befanden sich in diesem Zug. Darüber wundernd, dass ich bisher nichts von diesem Umzug gehört hatte, wie es bei einer solchen Festlichkeit in meiner Heimat durchaus üblich ist, schaute ich dem Treiben zu und die unverhohlene Freude der Menschen steckte auch mich an, sodass ich mehr als eine Stunde auf dem Balkon stand und den mir winkenden Menschen zurückwinkte, als wäre ich ein Teil dieser Welt, den man grüßen müsse. Nachdem die Musik leiser wurde und die Menschen den Platz in Richtung anderer Plätze verlassen hatten, ging ich in mein Bett zurück, genoss die immer leiser werdende Musik beim Einschlafen und erwachte erst wieder am nächsten Morgen; trotz meines nächtlichen Aufseins war ich keineswegs müde, sondern vielmehr gespannt, was meine Gastgeber mir über dieses Fest wohl zu berichten hatten. Aber als ich aus dem Fenster auf den Platz blickte, stockte mein Atem, denn alle Straßen rund um mein Hotel waren mit Menschen gefüllt; als wären alle Menschen an diesem Tag aus der Umgebung in die Stadt gekommen, um sie bis in den letzten Winkel auszufüllen. Von meinem Gastgeber erfuhr ich dann, was der Anlass dieser Feierlichkeiten war, und versuchte mich im Anschluss, durch die Masse der Menschen zu kämpfen, denn ich besaß weiterhin eine Verabredung mit der Königin von Utopia Nova, zu der ich nicht zu spät kommen wollte. Die feiernden Menschen in den Straßen waren derart ekstatisch, dass sie mich kaum bemerkten, als ich versuchte, mich durch die engen Zwischenräume zu zwängen, sodass selbst leichtes Zurseiteschieben und lauterer Reden nichts brachten. Mit einer deutlichen Verspätung kam ich zu dem Innenhof, in dem auch bereits die Königin von Utopia Nova auf mich wartete; ich ging zu ihr, entschuldigte mich mehrmals, doch sie beschied mich zu setzen und sprach mit der ihr

eigenen sachlichen Ruhe: »Es macht doch nichts, wenn sich ein Mensch verspätet, denn wir besitzen nur unsere biologische Uhr, die uns ungefähr angeben kann, wann wir uns am Tag befinden; zudem ist es für mich ein Leichtes, die undurchdringliche Menschenmasse auf den Straßen zu sehen, um abschätzen zu können, dass du es wohl nicht eher schaffen wirst, als es dir jetzt gelungen ist. Die Menschen deiner Zeit sind viel zu sehr auf das Zeitliche in ihrem Leben fixiert, als dass sie noch sehen könnten, was Zeitlosigkeit und Ruhe für sie bedeuten könnten: Der Verlust einer strikten Ordnung ist nicht immer falsch, es muss nur dafür gesorgt werden – und zwar von jedem einzelnen –, dass im Folgenden eine harmonische Ordnung entsteht, eine, die mit den Bedingungen des menschlichen Lebens in Einklang gebracht werden kann, ohne dass sich jeder abhetzen muss. So gut wie alle Wesen im Tierreich haben eine übergeordnete Herrschaftsstruktur, die darin besteht, dass sie nicht am Ende der Nahrungskette sind, doch gerade der Mensch hat sich aus diesem Kreislauf an die unangefochtene Spitze erhoben und muss niemanden über sich im Lebenskreislauf akzeptieren – doch was macht er? Er erfindet die Zeitrechnung und kastriert sein Leben selbst, nicht zum Selbstzweck oder zur Selbstbestimmung, sondern um eine Ordnung in das System der Menschen zu bringen, das auch ohne Uhr gut funktioniert hat. Doch vielleicht ist es ein Symptom deiner Zeit, dass die Menschen vergessen haben, was Eigendisziplin und Eigenverantwortlichkeit bedeutet, sodass sie eine Macht über sich konstruiert wissen müssen, die darauf achtet, dass die Zeit im Mittelpunkt eines jeden Lebens steht, wobei die pünktliche Einhaltung gewisser Termine Grundbestandteil dieser Lebensweise ist. Wir in Utopia Nova haben es etwas anders geregelt, nachdem wir erkannten, was die Zeit und die Rechnung danach mit den Menschen anstellt: Es gibt bei uns weiterhin Uhren, doch diese zeigen nicht mehr Sekunden und Minuten an, sondern nur noch Stunden und Zehntelstunden, sodass der Einzelne einen Überblick hat, wie spät es ist, mit dem Unterschied, dass er nicht mehr den Druck der Zeit in dem Maße verspürt wie ihn zum Beispiel deine Zeit verspürt. Natürlich gibt es auch bei uns noch die Uhren deiner Zeit, doch vielmehr in den Wissenschaften oder als Arbeitsgerät, wenn etwas sehr genau gehen muss. Wir Utopier haben die Erfahrung gemacht, dass sich die Menschen viel eher diszipliniert in den Bereichen der Moral und des sozialen Miteinanders verhalten, wenn sie weniger diszipliniert in den Bereichen Zeit und Termindruck agieren können. Dieses Erkenntnis ist ein unverzichtbares Element der innermenschlichen Beziehung, dass sich der Mensch in einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Zwang und freiheitlichem Verhalten befinden muss, damit er für und in der Gesellschaft wirken kann – indem er ein guter und wertvoller Teil der Gemeinschaft ist. Doch zurück zu unserem eigentlichen Thema heute: Indem die Menschen selbst weniger auf die Zeit achten müssen, ist es umso wichtiger, dass unsere technischen Systeme, die wir zur Abwicklung unseres Lebens benutzen, exakt und weitestgehend störungsfrei funktionieren. Reisen und generell die Bewegung im Raum sind auch für uns Utopier eine maßgebende Aufgabenstellung,

an die wir jedoch ganz anders herangehen. Doch obwohl ich nicht zu sehr auf die technischen Bedingungen eingehen will, kann ich dir sagen, dass es uns gelungen ist, im Verbund mit der Natur Gegebenheiten zu schaffen, Menschen schnell von einem zum anderen Ort zu bringen, ohne selbst unsere Umwelt zu belasten. Die Frage, die du dir jetzt sicherlich stellst – im Rückgriff auf die Erfahrungen deiner eigenen Welt –, ist die, wie wir Utopier das machen, da wir scheinbar kein genaues Zeitgefühl haben, aber unsere technischen Hilfsmittel zeitgenau arbeiten, doch die Lösung liegt auf der Hand: Jeder bewegt sich selbstständig fort, jeder für sich oder in Gemeinschaft, aber mit dem Einsteigen in eine der Reisekabinen ist es Aufgabe der Technik, ohne Zusammenstoß mit anderen Reisekabinen dafür zu sorgen, dass der Reisende an seinen Bestimmungsort gelangt. Dennoch haben wir das alte Fahrrad, nur in neuer Form, immer noch als Fortbewegungsmittel für die kurzen Distanzen aus den alten Zeiten behalten, wenn auch in einer anderen Form, da es aufgrund der Reisekabinen deutlich weniger Verkehrswege gibt. Aber generell bleibt zu sagen, dass wir aufgrund der Entzerrtheit des weltlichen Zeitrhythmus' viel gelassener mit dem Reisen und der Fortbewegung umgehen – denn sie sind allein Mittel zum Zweck und sollten niemals der zentrale Punkt eines Menschen sein. Die mit mir verabredete Zeit brachte dich in Bedrängnis und du musstest selbst die fröhlich feiernden Menschen zur Seite schieben, um zu mir zu gelangen, anstatt die Menschen walten zu lassen, denn das ist es, was wir in Utopia Nova gelernt haben: Nur wer den Menschen für sich selbst entscheiden und walten lässt, lebt wahrhaft gerecht in der Gesellschaft mit den anderen zusammen.« Noch lange sollte dieser Tag dauern, an dem ich mit den Menschen auf den Straßen ihr Fest feierte, das ich auch zu meinem machte, und als ich die genauen Hintergründe dieser Feierlichkeit erfuhr, war ich mit einem Mal von einer glückseligen Verwurzelung erfüllt, die ich auf diese Art und Weise noch niemals zuvor verspürt hatte.

## Kapitel 21: Wie ich mich fragte, ob ich nicht für immer in diesem Land leben wolle und wie mir die Königin von Utopia Nova erzählte, wie die Menschen ihres Volkes wohnen und leben

Nach diesem für mich überraschend angenehmen letzten Tag und den Gesprächen mit der Königin von Utopia Nova war es für mich keine allzu große Überraschung, als ich am nächsten Morgen aufwachte und mich fragte, ob ich lieber in diesem Land als in meinem Heimatland leben wolle, doch zugleich war mir auch bewusst, dass es zwei verschiedene Gegenständlichkeiten sind – das Urlaubmachen und das Leben in einem fremden Land. In meinem Kopf schwirrten viele Faktoren, die positiv oder negativ meinen Entscheidungskern umschwirrten, doch vor allem wog, dass ich bisher keinen Zugang zur Sprache gefunden hatte, wenn ich auch zugeben musste, dass ein gewisser Reiz aus der bisher aufgedeckten Kultur meines Gastgeberlandes auf mein Herz wirkte

und an dem einst so stark geglaubten Heimatgefühl rüttelte. Da ich jedoch kein Heißblütiger, sondern vielmehr ein Mensch bin, der gern die Vor- und Nachteile gegenüberstellt, um eine Entscheidung zu treffen, vertagte ich eine mögliche Wahl, sortierte meine Gedanken für den Tag, stand auf und genoss das Frühstück auf dem Balkon, während ich meine Gedanken frei über den Menschen meiner Gaststadt schweben lassen konnte; auf jeden Fall hatte ich die vor Ort lebenden Menschen in mein Herz geschlossen und dort waren sie gut aufgehoben und viel näher als die meisten meiner Heimatstadt, in der das Nahsein immer auch mit der Aufgabe vieler Vorsichtspunkte verbunden war, denn das latente Misstrauen, das ich seit der Herzlichkeit dieses Volkes hier in meiner Gesellschaft erkannt habe, ist der Grund für viele Menschen, eher den eigenen Freunden zu misstrauen, als sich selbst oder das eigene Wohl in ihre Hände zu legen. Wo auf der einen Seite das Risiko und die Schnelligkeit des eigenen Lebens erhöht werden, müssen auf der anderen Seite gewisse althergebrachte gesellschaftliche Strukturen fallen, denn dies ist der Preis des mit Blauäugigkeit vorangetriebenen technischen Fortschritts: Er geht nicht immer mit einem zivilisatorischen Fortschritt einher. Diese Erkenntnis ließ meinen Blick über die mehr werdenden Menschen auf dem Platz schweifen und insgeheim addierte ich einen weiteren Punkt auf die Liste der Vorteile dieses Volkes, doch mit dem Wissen, dass sich auch an diesem Ort der Welt der technische Fortschritt nicht würde aufhalten lassen – doch lebt der Mensch nicht nur in einer gewissen Zeitspanne der Welt und könnte es nicht jedem Einzelnen völlig gleichgültig sein, was davor oder danach mit der Welt und den Menschen geschieht? Nein, sagte ich mir, das kann nicht sein, denn warum sind wir geschichtliche Wesen geworden, wenn uns die Vergangenheit und die Zukunft nichts angeht? Mit diesen Fragen in meinem Kopf ging ich durch die Straßen, die an diesem Morgen wie leergefegt schienen, da das Fest vorbei war, und als ich in der ersten Querstraße sah, dass ich mich dennoch zwischen mehreren Gegenständen würde vorbeiquetschen müssen, da scheinbar eine Familie gerade mit dem Auszug aus dem Haus beschäftigt schien, untersuchte ich das Mobiliar und die Ausstattung dieser Menschen, die für mich wie normale Bewohner dieser Stadt wirkten; dabei fiel mir insbesondere auf, dass auf der Straße fast nur nützliche und kaum zusätzliche Luxusartikel standen. Vorbeizwängend erreichte ich alsbald den Innenhof und setzte mich auf den Brunnen, begierig darauf, von der Königin von Utopia Nova zu erfahren, wie wohl die Menschen in ihrer Welt wohnen – mit den vielfältigen technischen Fortschritten, die die Menschheit sicherlich bis dato gemacht hatte. »Ich bin mir nicht sicher«, leitete die Königin ihre Antwort ein, nachdem sie zu mir gestoßen war und ich ihr meine Frage unterbreitet hatte, »ob du das richtige Bild des Lebens eines Utopiers im Kopf hast, wenn du danach fragst, denn viel eher leben wir alle – und auch ich, die Königin – nach dem Prinzip der Nützlichkeit. Wir Utopier leben weiterhin in Häusern, und auch wenn diese ein wenig anders aussehen als jene, die um uns herum stehen, ist es dennoch eindeutig, dass diese Behausung die beste ist, die sich der Mensch in seiner

Evolution erdacht hat; doch es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen deiner Zeit und meiner: Es ist nicht damit getan, dass jeder Mensch deiner Gesellschaft ein Recht auf ein Dach über dem Kopf hat, nein, jeder Mensch hat das Recht, wie ein Mensch leben zu dürfen, mit allen Grundbausteinen, die die Gesellschaft zur Verfügung stellt. Dass dabei aber die Menschen, die viel eher auch zusätzliche Gegenstände und Luxusartikel erwerben können, in meiner Gesellschaft aufgrund der Nichtkapitalisierung des Lebens nicht existieren, macht es uns als Gemeinschaft leicht, die Bedürfnisse aller Menschen zu erfüllen, ohne selbst auf etwas verzichten zu müssen, da wir nach Besonderheiten nicht streben. Im Grunde stellt es sich sehr einfach dar: Jeder Haushalt, der eine gewisse Grundausstattung braucht, erhält diese von der Gemeinschaft; was dieser Haushalt mit den Mehrstunden macht, die aus der Arbeit entstehen, ist jedem selbst überlassen, doch da wir jede Neuerung oder Entwicklung des Menschen – auch die im Haushalt oder täglichen Umgang – auf den Nutzen prüfen, gibt es nur sehr wenige Gegenstände, die sich die Menschen außerhalb der Grundausstattung besorgen wollen; meistens sind es Gegenstände, die zur Ausführung einer besonderen Tätigkeit, wie das Sammeln von Früchten, Pilzen oder Ähnlichem, gebraucht werden. Unsere Kleidung ist einfach und funktionell, sodass auch in diesem Bereich selten mehr benötigt wird, als von der Gesellschaft bereitgestellt wird, und was Extrawünsche angeht, die in deiner Zeit bedeutend mehr Anteil am Gemeinleben haben, als dass auf den Nutzen geschaut wird, so sind diese sehr selten und von einer Nichtbekanntheit geprägt, denn was der Mensch nicht kennt und auch nicht braucht, kann er kaum vermissen. Indem wir die Welt realistisch und nach dem Nutzen einteilen und bewerten, ist es uns Utopiern möglich, alle Menschen auf dem gleichen Niveau zu versorgen, was zu einer wachsenden Glückseligkeit aller führt, da niemand darauf achten muss, wie er innerhalb der Gesellschaft steht und, daraus ergebend, mehr Zeit hat, auf seine eigene Verhaltensweise innerhalb der Gemeinschaft zu achten – was wiederum zu einer erhöhten moralischen Gerechtigkeit und zu einer wachsenden Gemeinsamkeit führt. Ich bin mir sicher, dass die Menschen deiner Heimatwelt das Leben in Utopia Nova mehr als nur langweilig, wenn nicht sogar abstoßend empfinden würden, da sie völlig anders erzogen wurden, doch mit der Zeit entwickelt sich ein Gefühl unter den Menschen, dass es so, wie wir es handhaben, richtig ist; es braucht nur wenig Überzeugungsarbeit, sondern vielmehr das Erleben des einfachen, grundlegenden Lebens, um dem Einzelnen klarzumachen, was die Grundlagen des menschlichen Lebens sein sollten – fernab von Pluralismus, Kapitalismus, Individualismus.« Es war, als ob die Königin von Utopia Nova eine Antwort auf jene Frage, die ich mir nach dem Aufwachen gestellt hatte, gegeben hätte, ohne selbst auf diese Frage direkt zu antworten, und ich erkannte auf dem Weg zurück ins Hotel, dass ich mein Gastland viel zu sehr nach den Maßstäben der utopischen Welt bewertete, ohne mir Gedanken darüber zu machen, was an diesem Ort Wirklichkeit und was Wunschdenken ist. Mit einer Verwirrtheit meiner Gedanken, deren Entschiedenheit völlig

abwesend war, verbrachte ich grübelnd den Tag und verschloss mich selbst vor der Welt dort draußen, um mich selbst und meine Lebensweise zu hinterfragen, wie es die Utopier machen, wenn sie sich sicher sein können, dass alles in ihrem Umfeld in Ordnung erscheint.

## Kapitel 22: Wie ich mich am nächsten Morgen seltsam anzog und wie mir die Königin von Utopia Nova etwas über die Modetrends in ihrem Volk erzählt

In der Nacht hatte ich kaum schlafen können und fühlte mich am nächsten Morgen wie gerädert, doch das tägliche Gespräch mit der Königin von Utopia Nova trieb mich aus dem Bett; die Augen reibend, stand ich vor meinen halb ausgebreiteten Koffern, suchte nach frischen Kleidungsgegenständen, wurde fündig und verließ das Hotel schlaftrunken, wandelte gähmend durch die Gassen und wurde erst mit dem Eintreffen im Innenhof ein wenig wacher. Als mich die aus dem Haus tretende Königin erblickte, stockte sie für einen kurzen Moment und erst in diesem Moment fiel es auch mir auf, dass ich in der Farbkombination meiner Kleidungsstücke völlig danebengegriffen hatte; zu allem Überfluss hatte ich zudem zwei verschiedenartige Socken an, allein ich war schon zufrieden, dass ich wenigstens die gleichen Schuhe anhatte. Die Königin sagte zunächst kein Wort, trat einige Schritte vor und ließ sich nichts von ihrer Erstauntheit anmerken, bis sie sich auf den Rand des Brunnens setzte, während ich versuchte, mit meinen müden Augen die ihrigen zu fixieren. »Wie ich an deinen Augen erkenne, ist deine Nacht wohl sehr kurz gewesen«, kommentierte sie mit einem wohlmeinenden Lächeln, »und wenn ich es recht sehe, war die Zeit, um dich anzukleiden, ebenso kurz wie dein Schlaf. Dass mir dies auffällt, liegt an deiner Welt, denn was als Erstes an Orten wie diesem, aber noch mehr in deiner Welt ins Auge sticht, ist das Bemühen der Menschen, sich ordentlich und angepasst zu kleiden, um entweder nicht oder gerade dadurch aufzufallen. In Utopia Nova wäre niemand auf die Idee gekommen, deine Kleidung zu begutachten, wobei aber dazu gesagt werden muss, dass wir keine modischen Trends besitzen, die man miteinander kombinieren oder wagen muss. Wir Utopier haben uns dazu entschieden, alle Kleidungsstücke in einem gräulichen Ton zu halten; einerseits, um einen von Weiß und Schwarz verschiedenen Farbton zu wählen, der andererseits nicht zu auffallend ist. Auch sind die Kleidungsstücke in ihrer Vielfalt eingeschränkt worden; im Grunde trägt jeder Mensch das Gleiche, allein die Größe und der Zuschnitt auf den jeweiligen Körper des Menschen sind unterschiedlich. Dieses Nicht-Individuelle hat einen bedeutenden Hintergrund, denn da wir Menschen gerade über unser Äußeres unsere Umwelt differenzieren, erweitern wir unseren Gedankenkreis, indem sich die Menschen vom Äußeren her ähneln, sodass man ins Innere blicken muss, um festzustellen, was jeder einzelne bedeutet. Zusammen mit dem nichtdifferenzierenden Arbeitsverhalten unserer Welt

entsteht ein Zusammenhalt bereits auf den ersten Blick: Es ist die uns umgebende Natur, die in Farben blüht, doch diese ist für alle Menschen vorhanden, sodass wir uns viel mehr aus dem Blick zurücknehmen und damit eine Harmonie schaffen, die umfassend ist. Im Gesamten muss ich bekennen, dass wir in Utopia Nova den individuellen Menschen immer mehr zurückgenommen haben, bis er schlussendlich kaum noch vorhanden ist, denn mit Individualismus und herrschendem Pluralismus entsteht auch immer die Qual der Wahl, und aus diesen Wahlmöglichkeiten entstehen Unsicherheiten, die wiederum mit Konsum, Pluralismus und weiteren Unsicherheiten bekämpft werden müssen. Individualismus ist eine Panikmache des Menschen, um den Menschen zu kontrollieren und sich gefügig zu halten, und im Gegensatz zu einer politischen Macht sogar noch viel stärker, da sie in die Abhängigkeit führt, den Menschen immer in einem neuen Licht produzieren und darstellen zu müssen. Wir mussten den Individualdrang der Menschen bremsen«, ließ die Königin mit einem Mal vehement aufhorchen und ich überwand den letzten Rest meiner Müdigkeit, »denn die Menschen vor Utopia Nova waren untereinander so sehr entfernt wie der europäische und der australische Kontinent, zwei Menschen konnten wie zwei Antipoden in der gleichen Gesellschaft sein. Während ein Teil der Menschheit in Armut und Elend versank, stritten sich die anderen um Kleinigkeiten, die in dem anderen Teil der Welt nicht mal zum Diskussionsgegenstand eigener Gedanken werden konnten, da sie dort gänzlich unbekannt waren. Im Grunde war der Mensch in der Steinzeit gelandet, gruppenweise scharften sie sich umeinander und kämpften mit allen Waffen gegen die Außenwelt, doch mit dem kleinen, aber feinen Unterschied, dass selbst in diesen Gruppen keine absolute Einigkeit auf ein gemeinsames Ziel herrschte, nein, vielmehr wollte auch dort jeder derjenige sein, der am meisten, am besten oder am edelsten heraussticht, was dazu führte, dass sich die Menschen untereinander bekriegten, erst in kleinen Scharmützeln, um dann am Ende in einen groß angelegten Krieg zu enden, dessen Beginn niemand mehr nachvollziehen konnte, wobei bei genauerer Betrachtung es offensichtlich war, dass die Antipathien nur darin lagen, dass sich die Menschen voneinander entfremdet hatten. Meine utopischen Vorfahren mussten demnach handeln und schafften nach und nach zuerst den öffentlichen Individualismus, das Geld, und danach den eigenpersönlichen Individualismus mitsamt seinen vielen Kleinigkeiten ab, um den Bewohnern von Utopia Nova die Möglichkeiten einer Differenzierung ohne das Kennenlernen des Charakters zu verbauen, ohne dass eine Fluchtmöglichkeit offenstand. Ich muss zugeben, dass es immer leichter ist, nach einem lange dauernden und schrecklich anmutenden kriegerischen Akt den Menschen die Notwendigkeit einer Veränderung klarzumachen, doch es braucht auch immer eine Bewegung, die im Keim der alten Zustände erwächst, die Leitmaximen der neuen Zeit propagiert, die sich dann am allgemeinen Zeitgeist erproben müssen. Die neuen Anführer in Utopia Nova – denn zu Beginn war Utopia Nova eher wie ein monarchischer Staat organisiert – entwickelten ihre Ideen bereits vor dem Krieg

und konnten diese dann nach der Zerstörung dieser Welt nutzen, um den restlichen Überlebenden nach den Jahren des Gräuels wieder eine Vision zu schenken, die diese dann zu einer blühenden Zukunft gestalteten. Von Anfang an gab es kaum Widerspruch gegen die Ideen, die im Kern auch in meiner Zeit noch wirken, auch wenn sich in der Zwischenzeit vieles verändert hat, doch vor allem ist eines gleich geblieben: das Streben danach, dass alle Menschen auf Basis eines gesunden Menschenverstandes alles Nötige zum Leben haben, während alle damit einverstanden sind, dass niemand aus der Masse hervorstechen soll: Die Gleichheit der Menschen ist in Utopia Nova verwirklicht worden – und ist für alle, die seit der Gründung von Utopia Nova leben und gelebt haben, der Grund des Glücklichseins – bis in den Tod hinein.« Keine Faser meines Körpers trug mehr Müdigkeit in sich, denn nun verstand ich die Hintergründe, wie sich Utopia Nova aus meiner Welt entwickelt hatte, auch wenn noch viele Generationen dazwischen schienen, doch die Entwicklungslinien waren nun klar ersichtlich und bis in meine Zeit, aber vor allem in meiner Heimatgesellschaft nachvollziehbar. Umso erschreckender waren die Worte der Königin und umso tiefgreifender war der Schock, den sie mir damit verpasst hatte, und als ich ins Hotel erneut zurückwankte, war ich nicht müde, sondern schwach auf den Beinen und musste mich mehrmals im Badezimmer übergeben, um mich danach ins Bett zu verziehen, wo ich in kurzen, sehr flachen Schlafabschnitten heftige Träume von Kriegen und Verwüstungen hatte – aber es waren nicht die normalen Bilder, die man als Mensch des medialen Zeitalters kennt, sondern ins Lächerliche überhöhte Bilder, die nichts mit dem normalen Menschsein zu tun hatten – oder etwa doch? Die Zweifel verfolgten mich den gesamten Tag über, ohne dass ich eine sinnvolle Antwort fand, geschweige denn mich aus der Abwärtsspirale meiner Gedanken befreien konnte.

## Kapitel 23: Wie ich am nächsten Tag zunächst im Bett blieb, um mich dann doch aufzumachen, und wie mir die Königin erzählte, welcher Art die Texte in Utopia Nova sind

Der nächste Morgen war grauenhaft; mein gesamter Kopf dröhnte und auch mein restlicher Körper schien über die Maßen von den strapaziösen Träumen des letzten Tages geschwächt zu sein. Als ich mich erheben wollte, widersprach mein Körper mit allen schmerzhaften Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, und ich ließ mich erneut ins Kissen zurückfallen, zog die Decke über meinen Mund und verkroch mich in die wohlig-warme Umhüllung des Bettes, doch bevor ich einzuschlafen drohte, kehrten die Fragen des gestrigen Abends zurück, die ich nach vielem Hin- und Herwälzen aus den Gesprächen mit der Königin von Utopia Nova extrahiert hatte: Was wollte sie von mir? Wollte sie, dass ich in mein Heimatland zurückkehre, um dort für eine Veränderung zu kämpfen, um den Krieg aller Menschen untereinander zu verhindern? Oder wollte sie mich nur

aufklären, was mit den Menschen geschehen wird, um vielleicht mich als einzelne Person davon abzuhalten, die Entwicklung zum Krieg zu begünstigen? Was waren die Hintergründe ihrer Handlungen und Erzählungen? Wo kamen ich und meine Gedankenwelt darin vor? Fragen über Fragen und keine Antworten – was mich zwar wachhielt, doch unter Schmerzen, und da ich eher ein kämpferischer als ein zurücksteckender Typ bin, erhob ich mich aus meinem Bett, kämpfte mich nach oben, zog mich an und ging, seltsam verrenkt, zum Innenhof, in dem mich die Königin von Utopia Nova bereits erwartete. Als sie mich und meinen Zustand sah, kam sie herbeigeeilt, stützte mich und fragte, ob alles mit mir in Ordnung sei; ich dankte für ihre Unterstützung, ließ mich zum Brunnen führen, doch als die Königin merkte, dass ich mich an diesem Tage kaum auf dem Brunnenrand würde halten können, gingen wir unter das Dach, wo ein Tisch und zwei Stühle bereitstanden, und setzten uns gegenüber. Ohne auch nur ein Wort verloren zu haben, schien es, als habe sie mich und meine gedanklichen Probleme bereits analysiert, als sie ihre Stimme anhub und sagte: »Was auch immer dein Weg in deiner Welt sein wird, das entscheidest du allein; ich bin nur hier, um dir einen anderen Weg aufzuzeigen, aus deiner Not heraus, nur den einen zu kennen, doch die Wahl hast und trägst letzten Endes du allein, denn dazu sind wir alle Menschen: um Verantwortung für uns selbst, für unsere Entscheidungen, für unsere Handlungen zu übernehmen. Dennoch ist deine Frage berechtigt, denn letztlich verfolge ich mit meiner Handlung ein Ziel, wenn es auch vielleicht für dich nur ein untergeordnetes sein mag; daher will ich es dir auch nicht verraten, denn ich weiß, dass du dich danach nicht mehr auf die eigentliche Fragestellung konzentrieren würdest, sondern einfach meinen Grund in deine Gedankenwelt adaptierst. Es ist nicht anders als mit den Medien deiner Zeit, die ihren ruhmreichen Anfangsstatus überwunden haben und zu einem für die Menschen kaum zu kontrollierenden Apparat angewachsen sind, dessen Eigenleben viel mehr zu dem nun folgenden Krieg der Menschen beiträgt, als vermeintlich angenommen werden sollte. Zweihundert Jahre vor deiner Zeit waren es die Zeitschriften und Zeitungen, die neben vielerlei Unsinnigem auch viel Sinniges hervorbrachten, sodass sich der einfache Geist mit den einfachen Dingen und der fordernde Geist mit fördernden Dingen beschäftigen konnte, doch je unausgeglichener die Balance wurde, desto geringer wurden die Ansprüche, und wie es dann weitergeht, kannst du dir ja sicherlich vorstellen. Aus einem Missverhältnis ist noch niemals etwas Gescheites für oder von den Menschen entstanden! Dieses Missverhältnis abzuschaffen war ein Ziel der utopischen Monarchie in den Anfangsjahren und es zu verhindern ist das Ziel seither, denn die Medien, die es auch bei uns in Fülle gibt und die einen wichtigen Beitrag zu unserer Gesellschaft leisten, sind unverzichtbar. Mit der Rückkehr zur eigentlichen Bestimmung, nämlich der Verbreitung von neuen Informationen, die jedoch auf Grundlage kritischer Betrachtung entstanden und nicht zum Selbstzweck populistisch aufgeblasen wurden, ist es dem utopischen Menschen möglich, von der Welt, wie sie ist, zu erfahren, ohne

selbst ständig in der Welt umherreisen zu müssen. Auch die Welt der Wissenschaften wäre ohne das Konzept der Zeitschriften undenkbar, während einige Bereiche deiner Zeit völlig ausgestorben sind. Doch auch andere verschriftlichte Gesellschaftsbereiche haben einen grundlegenden Wandel über sich ergehen sehen; Insbesondere der Bereich der Literatur hat sich von einem immer mehr auf Populismus setzenden Charakter zu einem bildenden gewandelt, der den Menschen von Utopia Nova hilft, das eigene Leben näher und umfassender verstehen zu können. Utopische Literatur ist zunächst Aufklärung des eigenen Geistes und die Belehrung desselben, welche Möglichkeiten ihm zur Verfügung stehen, wenn er sich nur entfaltet. Dabei ist es von unschätzbarem Wert, dass sich die Literatur – wie im Übrigen auch die Zeitschriften und Zeitungen – unabhängig von jedwedem öffentlichen Machtgefüge entwickeln kann; von Zwängen beeinflusste Schriftstellerinnen und Schriftsteller oder Journalistinnen und Journalisten können niemals eine zwangsfreie Literatur oder einen unbeeinflussten Artikel schreiben, dessen Wertfreiheit steht sogleich in Frage. Um den Rückgriff auf deine Zeit nun wiederherzustellen: Es ist ein Kennzeichen deiner Zeit, dass die Leser mit jedem gelesenen Text immer mehr zu verkennen scheinen, dass sie es sind, die kritikfähig sein müssen, um sich nicht dem Geschriebenen zu unterwerfen, denn dies ist die Kehrseite eines kritiklosen Hinnehmens: Der Mensch unterwirft sich der medialen Macht und unterstützt somit unfreiwillig die unter der medialen Macht schreibenden Schriftsteller und Journalisten. Es ist der Verlust der Kritikfähigkeit, der dein Zeitalter schneller voranschreiten lässt, und zu diesem Verlust gesellen sich die Einfachheit des Hinnehmens neuerer Forschung und die Anerkennung von zweifelhaften Leistungen, die sich beim etwas genaueren Blick als gegen den Menschen gerichtet erweisen. Die größte Kraft, die der Mensch gegenüber den Tieren besitzt, ist seine Kritikfähigkeit, die Möglichkeit, eine scheinbar gegebene Tatsache zu hinterfragen, um sie entweder zu bestätigen oder zu verändern. Doch was machen deine Mitmenschen? Sie geben diesen Vorteil freiwillig – und ich betone dieses Wort, indem ich es wiederhole – freiwillig aus der Hand, damit andere diesen Vorteil zu ihrem eigenen Vorteil ausnutzen können. Verstehst du jetzt, warum es für uns Utopier nur heißen kann, den Individualismus zu bekämpfen? Denn mit dem Individualismus ist es möglich, die verlorene Kritikfähigkeit der Menschen zum eigenen Vorteil auszunutzen, um daraus eine Machtposition innerhalb der Gemeinschaft der Menschen zu erlangen, deren Unterbau von manipulierbaren und fehlgeleiteten Individuen getragen wird, die jedoch nicht davon ablassen, ihren Unmut über ihre Situation lauthals kundzutun. Es ist eine Krankheit deiner Zeit, dass die Menschen auf hohem Niveau jammern, aber die Fähigkeit freiwillig abgegeben haben, mit der sie diese Situation erkennen und verändern können. Diese Krankheit heilt nur der Krieg der Menschen untereinander, denn wenn du in die Geschichte der Menschheit blickst: Erkennst du einen anderen Lösungsweg?«

## Kapitel 24: Wie ich am nächsten Tag von einem Erlebnis des Vortages berichte und wie die Königin von Utopia Nova erzählt, welcher Art die Musik in ihrer Welt ist

Das Erwachen am nächsten Morgen war ungleich einfacher, wenn auch genauso seltsam wie das am Tag zuvor, da ich meine schweren Gedanken entgegen meiner eigentlichen Einstellung am vorigen Abend bei einem ausgelassenen Straßenfest in einem benachbarten Stadtteil fortgetrunken hatte, doch nicht so sehr, dass ich sie auch nur ein wenig verdrängen konnte. Nein, vielmehr schmerzten mein Magen und mein Kopf und zugleich spielte eine Melodie in meinem Kopf, die ich mehrmals auf dem Fest vernommen hatte und deren Variationen Grundbestandteil der hiesigen Musiklandschaft zu sein schienen; zum Glück war mein Schlaf aufgrund der Trunkenheit tief und traumlos gewesen, zumindest konnte ich mich an keine Begebenheit erinnern. Mit neuem Mut stand ich auf, versuchte mit einem starken Kaffee und einem ausgedehnten Frühstück gegen die Schmerzen im Kopf und Magen vorzugehen, und während mir das eine gelang, behielt ich die Magenprobleme bis zum Abend, ehe auch diese mit der Zeit entschwanden. Eine seltsame Stimmung hatte meinen Geist umfassen; von der anfänglichen Begeisterung für Utopia Nova war nur noch der reelle Kern übrig geblieben, denn die Schwären meiner eigenen Umwelt ließen mich an weniger glückliche Umstände denken, und je mehr ich meine Welt der utopischen gegenüberstellte, musste ich erkennen, woran es meiner fehlte: Neben den vielen Kleinkriegsschauplätzen, die alsbald zu einem großen werden konnten, war es vor allem die Ziellosigkeit der menschlichen Bemühungen, die mich erschreckte. Wenn ich darüber nachdachte, dass mir nur sehr wenige – und wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, waren diese sehr wenigen Menschen genau einer – eine Vorstellung von der nahen Zukunft unserer menschlichen Gesellschaft geben konnten, dann entstand in mir das Verständnis dafür, was die Gefahr der Jetztzeit und das Leben darin – ohne Konsequenz aus der Vergangenheit und für die Zukunft – ist, denn wohin steuern Schiffe, die keinen Kapitän oder wachsamem Kopf haben? Versuchend, die Melodie in meinem Kopf vor mich herzupfeifen, suchte ich mir den Weg zum Innenhof und zur Königin, und pfeifend trat ich auch ein. Die Königin trat ebenfalls zur selben Zeit in den Innenhof, als ich die Pforte öffnete, und als sie mich pfeifen hörte, stimmte sie sogleich in mein Musizieren ein, jedoch mit einer viel größeren Beherrschung der richtigen Töne. »Wie ich sehe«, begann sie, nachdem wir einige Momente lang zusammen gepfeifen hatten, »entspricht deine Handlungsweise überhaupt nicht deiner Körperhaltung, denn während fröhliches Pfeifen eher Ausdruck einer Unbeschwertheit ist, erscheint deine geknickte Körperhaltung eher konträr dazu. Da ich mir aber auch denken kann, in welchem Zwiespalt sich dein Geist befindet, empfinde ich deine Lockerheit, ein örtliches Liedgut zu pfeifen, als mutmachenden Kontrast zu der bisher schwerwiegenden Kost,

die ich dir aufgetischt habe. Glaube mir, dein Zwiegespräch im Innern wird sich nach unserem Ende der Gespräche niemals mehr verdrängen lassen, dafür hast du zu viel erzählt bekommen und eine zu große Veränderung mitgemacht, als dass du einfach nach Hause fahren und so tun könntest, als wäre nichts geschehen. Aber lass' uns heute von etwas Einfachem für deinen Geist reden, denn nachdem du pfeifend in den Hinterhof eingetreten bist, möchte ich dir erzählen, wie wir in Utopia Nova mit Musik umgehen und wie wir sie selbst zelebrieren. Als die Forschung erkannte, wie basal sich die musische Entwicklung des Kindes auf die spätere Entwicklung des kognitiven Vermögens auswirkte, erhielten alle Kinder in Utopia Nova von klein auf eine musikalische Ausbildung, um einerseits die Möglichkeiten des menschlichen Gehirns zu fördern und andererseits, um die Schönheiten des menschlichen Lebens innerhalb der Musik zu preisen. Sicherlich wunderst du dich jetzt ein wenig, weil ich im Zusammenhang mit einer menschlichen, nicht selten auch individuellen Tätigkeit von ästhetischer Schönheit spreche, wenn ich doch vorher immer eine solche Schönheit als Kategorisierungsmethode und damit als Urteil über den Menschen an sich abgelehnt habe, doch entspringt die Schönheit der Musik weniger aus dem Handeln des Menschen als aus der Natur der Töne und dem Aufnehmen dieser Töne durch uns Zuhörer. Der Mensch ist eher ein Geburtshelfer, wenn es um das Erzeugen der Töne geht, die sich dann ihren eigenen Weg aus dem Klangkörper hinaus in die freie Welt machen, für uns mit anderen Tönen mischen, widerstreiten und einzig das Ziel haben, uns zu gefallen. Wir Utopier musizieren gerne und häufig, am liebsten in großen Gruppen, denn dabei wird nicht nur das eigene Musizieren auf die Probe gestellt, sondern auch die Abstimmung mit anderen Musikanten, was ungleich schwieriger ist, als sich nur auf sich selbst konzentrieren zu müssen. Ich bin der festen Überzeugung, dass auch du dich mit der Musik aus Utopia Nova anfreunden könntest, denn die Instrumente haben sich vielleicht ein wenig im Aussehen und in der Verarbeitung verändert, doch haben auch wir weiterhin fast alle je erfundenen Instrumente im Repertoire. Es ist die Persistenz der Musik zu verdanken, dass sich der Mensch seit jeher mit dem Erzeugen von Tönen zu seiner Unterhaltung beschäftigt hat und einer der wenigen Teilbereiche des menschlichen Lebens, in dem wir weitestgehend kaum etwas verändern mussten – auch wenn ich zugeben muss, dass wir näher an der Musik ein oder zwei Jahrhunderte vor deiner Zeit sind, doch auch in deiner Welt wirkt diese Musik weiter hinein. Dabei ist es für uns natürlich, ebenso alte Musiker und Komponisten zu spielen wie jene aus unseren Tagen, wobei wir Utopier zuweilen zugeben müssen, dass es auch Nachteile mit sich bringt, den Individualismus einzudämmen – vor allem im expressionistischen Metier der Kunst und vor allem in der Musik. Daher sind uns die Jahrhunderte der Vielfalt weiterhin sehr wichtig, und während ich zugeben muss, dass mir die alten Kompositionen ein wenig besser gefallen, gibt es auch Gegenmeinungen – doch wie auch in deiner Zeit sollten sich die Menschen über den ästhetischen Geschmack nicht streiten –, und dennoch: Eine kleine individuelle Note des Lebens innerhalb des ästhetischen

Eigengefühls ist auch eine Belebung des ansonsten strebsamen utopischen Geistes, sodass wir die Musik als Verbindungselement zu den vergangenen Menschengeschlechtern empfinden, ohne selbst diese individuelle Richtungsgebung auf das sonstige Leben ummünzen zu können. Wir Utopier lieben ganz einfach die Musik und das Musizieren, und nicht selten ist aus der Verbindung zweier Musikmachender eine Gemeinschaft fürs Leben entstanden.« Mit einem Lächeln, das ich als Erinnerung an eine eigen gemachte Erfahrung deutete, endete unser heutiges Gespräch, und indem sich die Königin von Utopia Nova von mir herzlich verabschiedete, verbrachte ich die Zeit bis zum frühen Nachmittag damit, in den Straßen der Stadt pfeifend umherzuwandern, und als ob dieses Voranschreiten eine Art Therapie für meine schweren Gedanken war, erkannte ich bei der Rückkehr ins Hotel, dass mein Geist wie befreit war. Ich genoss den restlichen Tag, sprach mit den Menschen, die ich traf, und besuchte am Abend eine örtliche Aufführung einer traditionellen Musikergruppe, deren Klänge, die für meine Ohren bisher fremd waren, es schafften, mich in eine von der Realität verschiedene Welt zu begleiten, die frei von allen Sorgen schien; ich spürte eine nie gefühlte Freiheit meiner Gedanken, als ob jemand oder etwas den Riegel zu der Türe gefunden hatte, die mich vor mir selbst und der Welt gefangen hielt.

## Kapitel 25: Wie ich erwachte und mich verändert fühlte und wie mir die Königin von Utopia Nova erzählte, wie sich die Körper der Menschen im Vergleich zu meiner Welt verändert haben

Das Erwachen am folgenden Morgen glich eher einem Erstaunen. Es war, als ob die Welt in einen Farbtopf gefallen wäre. Überall sah ich glitzernde und strahlende Töne, die meinen Geisteszustand widerspiegeln. Nicht, dass alles überzogen war mit einer Extra-Portion Kitsch, nein, es war nur, als ob ich den Ballast der letzten Woche beiseitegeschoben hätte, um wieder klarer zu sehen – um wieder die Schönheiten dieser Welt erblicken zu können. Beschwingt trat ich aus meinem Zimmer in den Hotelflur, roch an den frischen Blumen in den Vasen, genoss den Ausblick aus dem Fenster zur fernen Bucht, an der das Wasser anstrandet, und begrüßte alle Menschen, die ich auf dem Weg zum Frühstücksbuffet traf, mit einem wohlwollenden Lächeln. Einigen fiel meine besondere Stimmung auf und sie begrüßten mich ebenfalls mit einem besonderen Aufwand, und als ich den Concierge fragte, wo denn hier in der Nähe ein Blumenladen sei, zeigte er mir den Weg dorthin, konnte mir aber nicht versprechen, dass der Laden auch aufhatte, sodass er mir vorschlug, einen der Sträuße von einem der Tische mitzunehmen; denn diese hatten die Farben der Jahreszeit und spiegelten ein freundlich-warmes Ansinnen wider. Ich nahm dankend den Strauß entgegen, ging langsam die Straßen entlang und freute mich beinahe über alles, was vor meinen Augen geschah – es war, als ob alles Schlechte aus der Welt wäre, oder besser, aus meiner Welt, denn obwohl sich

Menschen stritten oder gar bedrohten, spürte ich nichts von der Aggressivität und ging, ohne mir weitere Gedanken zu machen, weiter zum Innenhof, in den ich eintrat, als wäre er in einer anderen Welt, denn dies schien die Quelle der Farbenfroheit zu sein, da alles noch ein bisschen mehr strahlte. Ich musste mir die Augen bedecken und dann ganz abdecken, als die Königin von Utopia Nova aus dem Gebäude trat und ihr weißes Kleid heller strahlte als alle Sonnen des Universums. Geblendet von der Gegenwart der Königin hielt ich ihr mechanisch den Strauß hin, spürte, wie dieser meiner Hand entnommen wurde, und als das Licht langsam schwand, getraute ich mich, meine Hand von meinen Augen wegzunehmen; alles, was ich sah, war die Königin, die auf dem Rand des Brunnens saß und an den Blumen roch, die ich ihr geschenkt hatte. Langsam, eher mechanisch als organisch, setzte ich mich neben sie und trotz allen Wollens konnte ich meinen Blick kaum von ihrem lieblichen Äußeren abwenden – ich hatte mich scheinbar in die Königin verliebt, bekannte ich zu mir selbst. »Nein, mein Lieber«, sagte sie und ihre Stimme fühlte sich wie warmer Honig an, der sich über mich ergießt, »du hast dich nicht in mich als Frau verliebt, sondern in die Welt, aus der ich stamme und über die ich dir berichtet habe; und nun, in dem Wissen, dass am Ende dieser Woche deine Zeit mit mir enden wird, ist es deinem Geist nicht mehr möglich, zwischen Wunsch und Realität zu unterscheiden, sodass er dir glauben macht, dass du mich liebst. Deine Liebe entsteht zwischen den Welten Utopias und deiner eigenen Welt – und sie kann nicht persistent sein, denn wir sind als Menschen immer nur Menschen unserer Zeit und können nur nach vorne und zurückblicken, aber niemals gehen, das spricht gegen die Gesetze der Naturwissenschaften. Somit musst du für dich selbst entscheiden, ob du mit deinen Gefühlen in deiner Zeit und in deiner Welt bleiben willst oder ob du sie an meine Welt verlierst, doch in diesem Fall muss ich dich warnen, dass für dich allein der Wahnsinn bleibt, denn für alle Menschen, die einen solchen Schritt für sich selbst wagen, ist der Weg zurück ins normale Leben fast immer verstellt.« - »Wie kann ich in dieser Welt nicht wahnsinnig werden«, wand ich ein und versuchte mich gegen den inneren Zwiespalt zu stemmen, ich versuchte mit aller Macht, ihn zu unterdrücken, »wenn ich doch anhand deiner Erzählungen weiß, welche Welt den Menschen erwarten könnte, wenn er sich im Verbund mit den anderen anstrengen würde?« »Es gibt die Möglichkeit des Vergessens«, entgegnete sie mir, nachdem sie eine Weile über meine Worte nachgedacht hatte, »wir in Utopia Nova verfügen über die Kenntnis, gewisse Erfahrungen des Menschen vollständig in dessen Erinnerungen zu vergraben, so tief, dass er sie nur durch ein gewaltiges Trauma wieder hervorholen kann, doch dann würdest du auch alle Berichte vergessen, die ich dir in der Zeit unserer Zweisamkeit vorgetragen habe. Es ist deine Entscheidung, und obwohl ich der festen Meinung bin, dass du dich auch mit deinem Leben anfreunden könntest, in dem es nicht wenig Schönes zu entdecken gilt, muss es dir überlassen sein, ob du die Last tragen willst, die Kenntnis von einer besseren Welt zu besitzen, ohne selbst in ihr leben zu können.« - »Ich werde über deinen

Vorschlag nachdenken müssen«, erwiderte ich der Königin, blickte ihr tief in die Augen und musste meine abwenden, denn der strahlende Glanz, der sich jetzt nur noch in dem Weiß ihrer Augen befand, war nicht zu ertragen für mein unsicheres Gemüt. – »Wir Utopier«, erhob sie erneut ihre Stimme, nachdem wir einige Zeit geschwiegen hatten, »haben ebenfalls eine Entwicklung durchgemacht, die jedoch bedeutend länger dauerte als der kurze Abriss der Veränderungen, den ich dir jetzt präsentiert habe. Es ist ein wenig wie die Entdeckung eines indigenen Stammes, der mit der scheinbar höheren Zivilisation – oder sagen wir besser: technisch weiter fortgeschrittenen Zivilisation – in Kontakt kommt und die eigene Kultur über Nacht verändert sieht, wenn sie nicht gar droht, vollständig verlorenzugehen. Widerstrebe nicht dieser Veränderung, denn sie ist unumkehrbar und auch die Geschichte der Menschheit steht unverrückbar bis zu dem Zeitpunkt, in dem wir leben; wir Menschen unserer Zeit haben allein die Möglichkeit, die jetzige und die für uns noch kommende Welt zum Besseren zu wenden. Dies ist vielleicht die universelle Aufgabe, die wir Menschen, ganz gleich, ob das Leben in deiner oder meiner stattfindet, uns stellen müssen, und die auch zu deiner Aufgabe wird – ganz gleich, wie du dich entscheiden wirst.« Ich verließ den Innenhof mit dem seltsamen Drang nach Vergessen; es lag keine Spur mehr der Fröhlichkeit und Farbenfroheit des Morgens in mir, alles schien grau, trist und mit recht wenig Hoffnung. Ich ging langsam zurück ins Hotel, setzte mich entgegen meiner sonstigen Gewohnheit an den Frühstückstisch und verbrachte den gesamten Morgen dort, bis ich höflich gebeten wurde, das Restaurant zu verlassen, damit die Bediensteten den Mittagstisch eindecken konnten. Ich ging auf mein Hotelzimmer, setzte mich auf den Balkon und versank in Gedanken; jene Zwischenwelt zwischen Schlaf und Wachsein, in der man kein aktives Bewusstsein für seine Gedanken hat, sondern im Grunde vordergründig abgeschaltet hat, der Motor im Inneren aber weiter auf Hochtouren läuft. Was in diesen Momenten geschieht, kann ich nicht beschreiben, doch es hat für mich eigentlich beständig heilende Wirkung, denn als ich aus diesen gedankenversunkenen Momenten aufwachte, wusste ich, wie ich mich entscheiden würde – ganz, als ob ich eine Entscheidung ohne Rückgriff auf meinen Geist getroffen hätte. Ich würde diese Welt, in der ich lebte, bejahen, mich ihr mit meiner ganzen Kraft widmen, mit dem Wissen darum, dass es eine Welt geben wird, die besser sein kann, und wer weiß, vielleicht braucht es nur den Stein des Anstoßes, um den Krieg unter den Menschen zu verhindern – wobei ich aber nicht sagen kann, ob die Vermeidung des Krieges nicht dazu führt, dass Utopia Nova niemals entsteht – oder ist meine Anstrengung eine Bedingung, wenn nicht sogar ein Weckruf?

## Kapitel 26: Wie ich am nächsten Tag immer noch keine Erneuerung meiner Gedanken verspürte, und wie ich mit der Königin über die Zufriedenheit der Menschen sprach

Es war der drittletzte Tag mit der Königin von Utopia Nova, das wurde mir direkt nach dem Erwachen bewusst, und da ich zwar eine Entscheidung getroffen hatte, doch keine Ahnung besaß, wie sich das auf mein Leben auswirken würde, war ich umso enttäuschter über das baldige Verlassen meiner Begleiterin, die mir gewiss noch so viele Ratschläge für meine Zukunft hätte geben können. In Gedanken versunken suchte ich mich durch die Straßen, entdeckte hier und dort Nettes, Anregendes, und trotz aller Selbstzweifel spürte ich die Wärme der Menschen, die um mich herum waren. Es ist seltsam, kam mir in den Sinn, denn diese spürbare Wärme und Nähe von Menschen war mir in meiner Heimatwelt nie aufgefallen; vielmehr war es oftmals so, dass mich die kalte Schulter der Menschen eher in meine Stimmung gedrückt hatte. Doch an diesem Ort und mit jedem Schritt gewann ich an Körperspannung und Mut, vorwärts zu gehen, ohne angstvoll zurück oder zur Seite blicken zu müssen, gewann an Zuversicht und Hoffnung, und als ich die Pforte des Innenhofes erreicht hatte, waren die schweren Dusterwolken über meinem Geist nicht verschwunden, aber dennoch so weit zur Seite gedrängt, dass einige Sonnenstrahlen auf mich niederschienen. Mit einer frohsinnigen Spannung setzte ich mich auf den Rand des Brunnens und wartete nur kurz auf das Erscheinen der Königin von Utopia Nova, die an diesem Tag weder mit einem augenblendenden Strahlen noch gar mit einem weißen Kleid erschien, sondern ganz in grauer Kleidung, von der sie mir berichtet hatte, dass alle Utopier diese Farbe tragen. »Endlich erkennst du die wahre Farbe meines Aussehens«, sagte sie und gab sich nicht sehr erstaunt darüber, sondern eher wirkte sie, als hätte sie diese Entwicklung vorausgesehen oder mitunter erwartet, »denn ich trage nie ein weißes oder farbiges Kleid, schon gar kein strahlendes, denn wie ich dir berichtete, tragen alle Utopier gräuliche Kleidung. Aber dennoch ist es von großem Wert für dich selbst, dass du trotz deiner Niedergeschlagenheit beginnst, fernab deiner eigenen Konstitution die Welt und ihre Vor- und Nachteile zu erkennen, was das erste Anzeichen dafür ist, dass du gewisse Prozesse, die in deinem oder in der Peripherie deines Lebens stattfinden, kritisch hinterfragst. Daher ist es für mich kaum verwunderlich, warum du dich in dieser Welt, die für dich Gastgeberland ist, weitaus wohler fühlst als in der eigenen Heimatwelt.« – »Es ist das Leben, das an diesem Ort einfacher strukturiert erscheint«, fuhr ich mit ihren Gedanken in meinen Worten fort, »und vor allem das Wissen darum, dass es viele Fragen gibt, aber nicht auf alles eine Antwort –, und während in meiner Heimatwelt immer eine Antwort ohne Ausnahme erwartet wird, ist es an diesem Ort hier dergestalt, dass sich die Menschen auch mal mit einer Entwicklung abfinden können, wenn sie außerhalb der eigenen Verantwortlichkeit liegt. Es ist entspannend, durch die

Straßen zu laufen und den Dingen zuzuschauen, wie sie ihren Gang nehmen, ohne mich bei jedem Schritt fragen zu müssen, worin der Sinn hinter dem Ganzen liegt.« – »Dies macht einen Teil deiner neuen Glückseligkeit aus, wenn es dir gelingt, anderen Menschen zu vertrauen, dass sie sich wahrhaft verhalten werden!«, kommentierte die Königin meine Ausführungen. »Zudem wäre es für dich zu Beginn des Urlaubs erstaunlich gewesen, wie sich Menschen darüber freuen können, dass sie alles haben, was sie zum Leben brauchen, während das, was sie brauchen, in deiner Welt nicht mal reichen würde, um sozialkapitalistisch über das soziale Elend hinauszukommen. Die Menschen an diesem Ort haben viel mehr Utopisches in sich als die deiner Welt, und je mehr du diesen Umstand erkannt hast, desto mehr hast du dich in diese Welt, die du eigentlich nur besuchst, verliebt; es ist aber eine Liebe mit Hindernissen, denn wie du nun auch die utopische gegen deine Welt stellst, musst du auch deine Urlaubswelt gegen deine Heimat stellen und dich fragen, welche Prioritäten du setzen musst, um glücklich zu sein. Dies ist eine der zentralen Fragen, die sich auch die utopische Gesellschaft beständig stellt: Wie sieht eine glückliche und gesellschaftlich zufriedene Gemeinschaft der Menschen aus, ohne bestimmte Gruppierungen entstehen zu lassen, die an den Rand oder ins Abseits gedrängt werden können? Daher sind wir Utopier zu der Meinung gelangt, dass jeder Mensch alles erhält, was er zum angenehmen Leben ohne Sorgen braucht, ohne ihm die Möglichkeit nehmen zu wollen, nach einer anderen Lebensform zu streben – doch die wenigen, die das unternehmen, kehren schnell wieder zurück in unsere Welt. Es ist leichter, sich Arm in Arm gegen die Widrigkeiten des Lebens zu stellen, als in vermeintlicher Freiheit unterzugehen, nur weil man glaubt, dass dies das Beste für einen selbst sei. Nichts ersetzt die tatkräftige Gemeinschaft der Menschen und diese ist jederzeit zu fördern! Denn nur dann kann eine Gesellschaft miteinander glücklich werden, nur dann!« An diesem Tag fand ich nichts anderes in meiner Gastgesellschaft bestätigt, als über das, was die Königin mit mir gesprochen hatte, und beim Umherstreifen fragte ich mich ernsthaft, ob ich nicht in diese Gesellschaft übersiedeln wolle, um mich an ihr zu prägen. War es das, was ich wollte, oder machte ich mir nur etwas vor? Kann ein Mensch überhaupt einfach so seiner Gesellschaft entfliehen, in der er aufgewachsen ist, in der er erzogen wurde und in der er bis dato ein fester Bestandteil gewesen ist? Und wie würde die Aufnahme in dieser Gesellschaft vonstattengehen, mit ihren eigenen Ritualen, mit ihren eigenen Lebenswelten, in die ich meine bisherige adaptiv eingliedern müsste?

## Kapitel 27: Wie ich die Königin von Utopia fragte, wie meine Zukunft auszusehen vermag, wenn ich mich für eine Wahlmöglichkeit entscheide, und wie ihre Antwort darauf ausfiel

Indem ich für mich selbst erkannte, dass ich mir diese Fragen bereits seit dem ersten oder zweiten Tag nach meiner Ankunft in diesem Gastland stellte und die sich in den Gesprächen mit der Königin weiter herauskristallisierten, wollte ich an diesem vorletzten Tag meine Redepartnerin fragen, ob sie mir eine Hilfestellung für die Beantwortung dieser zentralen Frage geben konnte, doch je näher ich zum Innenhof kam, desto mehr überzeugte ich mich selbst, dass sie mir gewiss keine Entscheidung in den Mund legen würde, und als ich die Pforte aufdrückte, hatte ich mich entschieden, nicht nach ihrer Hilfe zu fragen, sondern ich wollte abwarten, über welches Thema sie heute mit mir sprechen wollte. Als sie in ihrem gräulichen, einfach geschnittenen Kleid erschien und sich neben mich setzte, blickten wir uns kurz in die Augen, und ehe ich mich versah, hatte ich die Augen von ihr abgewendet; schweigend wartete ich auf ihre Eröffnung, doch indem sie den Kopf hin- und herbewegte, ersuchte sie den Kontakt zu mir, den ich ihr aber zunächst abschlug, ehe ich zu der Überzeugung gelangte, dass sie wohl kein Wort sagen würde, wenn ich nicht damit herauskäme, welche Gedanken mich bedrückten – obgleich ich mir sicher sein konnte, dass sie genau wusste, was der Inhalt meiner fragenden Körperhaltung war. Als ich mich dann endlich entschied, mit meinem Problem herauszurücken, sah ich in ihr Gesicht und bemerkte die wohlwollende Mimik, die mich bereits die letzten vier Wochen begleitet hatte, wenn ich ein Problem mit mir herumtrug. »Es ist für die Menschen schon schwierig genug«, sagte ich und suchte die Worte sorgfältig aus, ehe ich sie über die Lippen brachte, »nicht in die Zukunft blicken zu können, um zu wissen, wie sie sich entscheiden sollen, doch die Frage nach der eigenen Identitätssuche innerhalb zweier Gesellschaften ist um einiges schwieriger. Da ich zudem aber auch weiß, dass du mir selbst dann, wenn du meine Zukunft kennen würdest, die Antwort auf meine Frage verschweigst, ist es umso bedrückender, der Hilfe zu entbehren, die mich bis an diesen Punkt gebracht hat – ein gewaltiges Stück näher zu mir selbst.« – »Auch wenn du meine Meinung bereits in deinen Worten ausgedrückt hast«, begann sie mit einer mütterlichen Stimme, »muss ich dir zustimmen, dass ich dir deine Zukunft nicht voraussagen kann, denn dies kann nicht meine Aufgabe sein, sondern vielmehr muss es Ziel meiner Bestrebungen sein, dich dir wahrlich näherzubringen, damit du für die Gesellschaft und die Gemeinschaft der Menschen wirken kannst; unabhängig davon, in welcher Gesellschaft du deine Aufgabe wahrnehmen möchtest. Dass deine Aufgabe, in dieser Gesellschaft vor Ort zu leben und zu wirken, naturgemäß leichter ist als in deiner Heimatgesellschaft, die davon überzeugt ist, den richtigen Weg für die gesamte Menschheit eingeschlagen zu haben, ist nicht von der Hand zu weisen, und obwohl ich mir diesen Weg für

dich ersehne, wäre jede Entscheidung, gleich wie sie aussehen mag, ein Gewinn für deine Umwelt. Glaube mir, die Angst, die in dir steckt, weil du nicht weißt, in welche Richtung du dich wenden sollst, ist vielmehr eine Angst vor dem Versagen im Angesicht deiner Aufgabe, als Mensch für die anderen Menschen zu wirken, doch lass' dir gesagt sein, dass ich mir sicher bin, dass deine Kraft ausreichend ist, um alle Unwegsamkeiten aus dem Weg zu räumen. Deine Entscheidung hat nichts damit zu tun, ob sie falsch oder richtig ist, nein, vielmehr hat sie damit zu tun, mit welcher Portion Mut und welchem Durchhaltevermögen du sie angehen wirst. Die Menschen in deiner Umgebung werden ziemlich schnell verstehen, was du von ihnen möchtest, doch viele werden sich kopfschüttelnd abwenden; und nur, wenn du hartnäckig bleibst und eben jene Kopfschüttler zu überzeugen versuchst, wirst du für dich selbst den Ertrag deiner Mühen erhalten und mit dir und deiner Entscheidung zufrieden sein. Ich weiß, dass du dich für den Kampf gegen das Unrecht dieser Welt entschieden hast, und ich weiß auch, dass dieser Kampf kaum Aussicht auf großen Erfolg hat, doch ich trage die Hoffnung in mir, dass deine Mühen vielleicht mehr Auswirkungen haben werden, als gemeinhin angenommen werden sollte. Dein Vorteil in dieser Welt ist die Akzeptanz des Lebens als solches, während deine Heimatwelt nicht mit einer derartigen klaren Gegenmacht rechnet, was dein Vorteil sein könnte. Wie du dich auch entscheiden solltest, es wird niemals so sein, dass du keine Hände gereicht bekommst, Mitstreiter, mit denen du deine Welt um dich herum verändern kannst; die Frage stellt sich nicht, sondern nur jene, wie tiefgreifend der Wandel sein kann, den du mit deinen Wünschen und Hoffnungen auslösen kannst. Stell' dich gemeinsam mit anderen als Wand gegen die Auswüchse der Gesellschaft und hoffe mit deinem Herzen; darauf, dass deine Hoffnung und dein Mut ansteckend sind, denn dies ist die Kraft der Erneuerung – mutige, voranschreitende Hoffnung.« Hin- und hergerissen zwischen meiner weiter bestehenden Unsicherheit und dem Mut, den ich wahrhaft in mir spürte, ging ich durch die Straßen, suchte nach Hilfsmitteln zur Entscheidung, in welcher Gesellschaft ich fortan leben möchte, und ohne dass ich irgendeinen Auslöser gefunden hätte, stand die Entscheidung sonnenklar vor meinen Augen: Wenn diese Welt an diesem Ort so viel einfacher organisiert ist und viel näher am natürlichen Leben im Verbund mit der Umwelt ist, so kann meine Aufgabe nur lauten, meine Heimatgesellschaft kritisch zu hinterfragen, und indem ich diese mit den essentiellen Fragen konfrontiere, zu verändern hoffe. Mutige Hoffnung nannte die Königin von Utopia Nova den Grundbaustein meines Voranschreitens, und als ich in mein Hotelzimmer zurückkehrte und alles für die Rückreise zusammenpackte, spürte ich eine ins Unendliche drängende Kraft, die meinen Geist beseelte. Es war, als ob mir jemand zugeflüstert hätte, wie ich vorgehen müsse, um für meine Gesellschaft zu wirken, wie ich es erreichen kann, die Menschen auf eine Art Weise aufzuwecken, ohne ihnen über den Mund fahren zu müssen, indem ich ihnen ihre Fehler aufzeige: Nenne das

Gute, weil es gut ist, und überzeuge die Menschen, das Gute zu wollen, denn dieses Gute ist die Kraft für Neues, für eine mutige Hoffnung.

## Kapitel 28: Wie ich am nächsten Morgen meine gepackten Koffer im Hotel zurückließ, um mich von der Königin von Utopia zu verabschieden, und mit welchen Gefühlen ich mein Gastgeberland verließ

Mit den gepackten Koffern in der Ecke des Zimmers erschien mir das Erwachen an dem Morgen wie das Erwachen aus einem Traum, der mit dem heutigen Tage zu Ende gehen sollte. Ich versuchte, mich zur Normalität zu zwingen, trank einen starken Kaffee auf dem Balkon, beobachtete die Menschen, die frühten, die auch auf dem Platz unter mir wuselten, und musste zugeben, dass ich die meisten bereits kannte, nicht vom Miteinandersprechen, sondern einfach, weil wir uns zur selben Zeit denselben Raum teilten. Ich verspürte zugleich eine drängende Freude auf die bevorstehenden Ereignisse; im gleichen Maße aber auch Wehmut, an diesem Tag vielleicht das letzte Mal mit der Königin von Utopia Nova zu sprechen, die mir viel von meiner Welt, aber auch von der gesamten Welt aufzeigen konnte, die ich vor meinem Urlaub nie gesehen hätte. Ich erstaunte vor dem Gedanken, dass wir Menschen uns nur selten dazu befähigt sehen, die Schönheiten unserer Umwelt wahrzunehmen, wie es uns in unserer Umwelt gut gehen kann, wenn man nur weltoffen mit ihr umgeht. In meinem Heimatland könnten einige der utopischen Gesellschaftsbestandteile verwirklicht sein, wenn sich meine Mitmenschen die Mühe machen würden, ihre äußerst privilegierte Ausnahmestellung zu erkennen, die sie in der Geschichte der Menschheit besitzen: kaum Krieg, selten Hunger, wenig, wenn auch anwachsende Armut – und doch handeln viele gerade so, als wären sie die ärmsten Menschen auf der gesamten Welt. Ich selber habe zu oft auf zu hohem Niveau über meine schlechte soziale Stellung gejammert, und wenn ich mich an meine Verhaltensweisen im Umgang mit meinen Bekannten, selbst meinen Freunden, erinnere, dann ist mir zum Weinen zumute. Im Innern hatte ich für mich selbst bereits entschieden, dass ich ab dem Zeitpunkt meiner Rückkehr penibel darauf achten würde, wie ich mit meinen Mitmenschen umgehe, doch in diesem Moment, als ich mein Spiegelbild anschaute, musste ich es mir selbst laut vorsagen, geradezu herausschreien, dass ich mit der Rückkehr ein anderer Mensch sein wollte. Nach allen Seiten umblickend ob des lauten Ausrufes und mit der Hoffnung, niemanden im Schlaf geweckt zu haben, trat ich aus meinem Zimmer, ging hinab und suchte mir den Weg zum Innenhof durch die Straßen, deren immanenter Eigenduft ich mir einprägen wollte. Ich sah die Menschen, die bereits um diese Zeit werkelten, suchte altbekannte Gesichter, fand diese und neue, freute mich über alle, die mir mit einem Lächeln zurücknickten, und war insgesamt in einer entspannten Stimmung, als ich vermutlich zum letzten Mal in den Innenhof trat, um das letzte

Mal mit der Königin von Utopia Nova zu sprechen. Als sie aus dem Haus in den Hof trat, suchte ich bei ihr Anzeichen einer ähnlich gelagerten Gefühlswelt, doch ich konnte weder die Sehnsucht nach weiterer Unterhaltung noch nach der Freude des bevorstehenden Abschiedes ausmachen, doch als sie sich zu mir setzte und mit mir zu reden begann, spürte ich an der Bewegtheit ihrer Stimme, dass sie es wahrscheinlich auch nicht leicht empfand, mich nach den vier Wochen in meine Welt zurückkehren zu lassen: »Dies ist nunmehr unser letztes Gespräch miteinander und nach all den Erklärungen bleibt auch nicht mehr viel zu sagen; allein vielleicht, dir ein Gefühl zu geben, was es bedeuten kann, wenn man als utopischer Mensch in Utopia Nova lebt. Ich möchte dich keineswegs neidisch auf das für dich scheinbare Privileg machen, denn wir beide wissen, dass du nicht mit mir kommen kannst, wenn ich in meine Realität zurückkehre, doch kann es für dich hilfreich sein, einen Weg vorgezeichnet zu bekommen, an dessen Ende so etwas Ähnliches wie das Leben in Utopia Nova steht. Aber auch dabei muss ich dich warnen, denn es ist weiterhin deine Entscheidung, und diese kann ich dir nicht abnehmen, darf es auch nicht; denn was der Mensch nicht selbst entschieden hat, ist reines Ausführen ohne Selbstversicherung der Entscheidung. Ich meine nicht, dass du nicht mit Herzblut den Weg nachstreben kannst, den ich dir aufzeige, doch er wird niemals dein eigener werden. Daher musst du meine nun folgenden Worte eher als mögliches Ziel verstehen, dessen schattierter Weg Farben meiner Erzählung annimmt, doch im Grunde musst du ihn selbst finden und begehen. Dies ist Teil der Kindererziehung in Utopia Nova und Grundlage jeder menschlichen Entscheidung, die von einem Utopier getroffen wird: Es gibt ein Ziel, wohin man möchte, dazu sucht man sich einen Weg und tritt diesen eigenverantwortlich an, ohne auf die Hilfe der anderen Mitmenschen verzichten zu müssen, sollte diese Hilfe vonnöten sein. Je dünner das Seil wird, auf dem man tanzt, desto mehr Menschen stehen dir zur Seite, die das Netz halten, in das du dich hinabstürzen kannst, sollte der Weg zu schwierig werden. Deine Zeit hat viele flotte Sprüche auf Lager, deren Bedeutung jedoch längst ausgehöhlt wurde, doch es gäbe niemals einen Utopier, der einen solchen Spruch benutzen würde, ohne an die Konsequenzen für die anderen und sich selbst zu denken, denn das ist die Eigenverantwortlichkeit des utopischen Menschen: Mit aller Tatkraft dafür zu wirken, dass die Gemeinschaft der Menschen stark ist, nicht nur mit den Worten, sondern immer dann, wenn die Not Hilfe gebietet. Geh nun!«, sagte sie mit einer schier unfassbaren Dynamik in ihrer Stimme und riss mich mit dem Nachhall ihrer Worte, »geh in deine Welt hinaus und suche das verwobene Netz der Menschen; mache dich zu einem Knotenpunkt und versuche nicht nur dich, sondern die anderen Menschen mitzuleiten, indem du ihre Hand unterstützend in deine nimmst und spürst, dass es da draußen auch noch andere Menschen gibt, die ihre Hand nach einer anderen ausgestreckt halten.« Als ich den Innenhof und die weiterhin auf dem Rand des Brunnens sitzende Königin von Utopia Nova verließ, die Pforte hinter mir schloss und zurück in mein Hotel ging, bemerkte ich überall das verwobene Netz der

Menschen, die an diesem Ort wuselten und ihr Leben meisterten. »Ich soll einer der Knotenpunkte sein?«, fragte ich mich selbst und blickte erstaunt auf die Menschenmasse, die scheinbar keine Ordnung kannte. Doch je länger ich mich umsah und je mehr ich in das Netz dieser kleinen, auf diesen Ort begrenzten Gemeinschaft blickte, begann der Gedanke in mir zu reifen, dass ich bereits ein Knotenpunkt in diesem Netz der Menschen war, und im Erkennen dieses mir zuvor verborgenen Zustands zierte zuerst ein mildes, dann aber immer überzeugteres Lächeln mein Gesicht, ehe ich meine Koffer aus dem Hotelzimmer holte und aus diesem Land in meine Heimat zurückkehrte, in mein Netz aus Menschen, die ich anleiten wollte, wie ich auch diese Netze zu sehen.

## Die Doppelnovelle

### Der Begriff der Doppelnovelle

Ich denke, dass an dieser Stelle eine potentiell langatmige und niemals erschöpfliche Ausführung ausufernder Natur über die Novelle nicht gewünscht ist, da es sich hierbei um eine weiterführende, speziellere Variante der Novelle handelt, die selbst in ihrer Zeit von der Entstehung (im Allgemeinen wird Boccaccios Falken-Novelle als erste angesehen) bis in die heutige Zeit so viele Verwandlungen, Abwandlungen, Erneuerungen, Definitionen und Umdefinitionen erfahren hat, dass man kaum von *der* Novelle sprechen kann. Die Gattung Novelle ist vielmehr eine Leitidee, eine vage Form, ein nebulöser Inhaltsleitfaden, der von so vielen Menschen bereits beschrieben und definiert wurde, dass eine saubere Definition niemals mehr möglich scheint... Meine Güte, jetzt bin ich doch wieder in den Sog geraten. Nun also zur Doppelnovelle...

Ausgehend von der einfachen Novelle – in welcher Form auch immer – ist mir der Begriff der Doppelnovelle eingefallen. Im ersten Moment nur das Zusammenfügen zweier Novellen in einer novellesken Erzählung, die sich am Wendepunkt, Spiegelpunkt, an der Offenbarung der Goethe'schen Unerhörten Begebenheit, die nur deswegen unerhört war, weil sie noch niemand erhört hatte – schon wieder... –, die sich also an diesem Punkt treffen und dann gemeinsam oder wieder getrennt voneinander wegbewegen. Genauso schnell kamen mir die Namen für diese Arten der Doppelnovelle – Kreuznovelle, Wüschelrutenovelle...

Doch je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Sinn ergab sich aus diesen Gedanken, und am Ende war ich mir bewusst, dass ich etwas zu tun gedachte, das für viele ein Tabubruch mit der Literatur darstellt: die Vereinigung von mathematischen Analysen, insbesondere der Analysis, mit dem Aufbau der Doppelnovellen. Je weiter ich diese Betrachtung trieb, desto stärker wurden die Ergebnisse aus ihr; je stärker die Ergebnisse wurden, desto klarer wurde mir, dass ich diese Umstände zu Papier bringen musste, um Klarheit über die Struktur der Doppelnovelle zu erhalten. Um diesem Gedanken eine Form zu geben, folgen im weiteren Verlauf dieses Einführungstextes: Darf man Literatur mit Mathematik begegnen?

Welche mathematischen Konzepte beschreiben die Doppelnovelle?

Gibt es über die Doppelnovelle hinweg noch weitere Formen (Tripelnovellen, Quadrupel-Novellen...)

Welche Arten der Doppelnovellen sind denkbar?

Ob man es gut oder schlecht findet, Literatur mit Mathematik zu vermischen, ist eine Sache, aber in jedem Fall muss man anerkennen, dass die gebräuchlichen Begriffe Raum und Zeit, die auch in

der Literatur eine große Rolle spielen, in ihrem ureigensten Sinne physikalische und damit mathematische Begriffe sind.

## Darf man Literatur mit Mathematik begegnen?

Warum nicht?! In einer Zeit, in der literaturwissenschaftliche Konzepte nur noch sehr selten nicht interdisziplinär aufgestellt sind, ist die Verknüpfung dieser zwei sehr alten Wissenschaften nichts Verwerfliches. Zudem liegt es in der Natur der Sache, etwas, was sich mitunter nur sehr schwer greifen lässt und nicht gerade wenig auf Basis subjektiver Eindrücke wirkt, griffiger zu machen. Wie man versucht, eine Geschichte auf das Wesentliche, auf den Kern zu reduzieren, um sie für sich selbst einzuordnen (Kategorien, Stil, Genre, Moden, Preisverleihungen etc.), so bietet die Mathematik Modelle, um schwer erfassbare, oft nebulöse Zusammenhänge in einfache Bestandteile und Kernaussagen aufzulösen.

Dabei besteht die Hauptarbeit darin, die Grundlagen, die Basis der betrachteten Texte – hier die Doppelnovelle – auf eine mathematische Grundlage zu bringen. Das Rechnen bzw. vorwiegend Darstellen auf Basis dieser Grundlage ist dann nichts weiter als eine Übung, die Anwendung von Regeln – wie übrigens das Theaterschreiben vor einigen Jahrhunderten auch oft weitaus eher eine Anwendung von Regeln war – viel mehr noch als das Ausleben des freien Geistes, der Phantasie! Ich möchte an dieser Stelle nicht weiter vorpreschen, sondern einfach nur die These aufstellen, dass niemand frei von Vorstellungen ist – und damit ist auch niemand absolut offen. Aber die Öffnung hin zu interdisziplinären Konzepten zeichnet einen umsichtigen und wissenschaftlich verantwortungsvollen Weg, der bei diesem Konzept aufgrund der Unterschiedlichkeit der beiden Wissenschaften unbedingt vonnöten ist!

## Welche mathematischen Konzepte beschreiben die Doppelnovelle?

Das grundlegende mathematische Konzept, das die Doppelnovelle zu beschreiben versucht, ist die Kurvendiskussion in einem zweidimensionalen Koordinatensystem. Die fortlaufende Zeit wird als Intervallabschnitt auf der x-Achse abgetragen. Die Zeit auf die x-Achse zu legen hat den Vorteil der Darstellbarkeit und impliziert, dass es für alle Beteiligten nur eine Zeit gibt, die für jeden Beteiligten in jeder Novelle genau gleich lang ist.

Während die x-Achse die fortlaufende Zeit determiniert, beschreibt die y-Achse in beide Richtungen vom Ursprung die verschiedenen Erzählebenen. Im Prinzip kann es unendlich viele Erzählebenen geben.

Um die beiden Erzählebenen innerhalb einer Doppelnovelle zueinander zu arrangieren, bietet es sich an, eine der beiden Erzählebenen auf die x-Achse zu legen. Damit arrangiert man die eine Novelle als die Grundnovelle der Doppelnovelle, während man die andere als angelehnte Novelle

derart im Raum (x-y-Koordination) platziert, dass die Abstände zwischen beiden Erzählebenen den räumlichen Inhalt zueinander widerspiegeln.

Da die beiden Erzählebenen in einer Doppelnovelle im Prinzip unendlich weit auseinander liegen, aber auch genauso gut fast aufeinanderliegen können (ein Nullabstand ist nicht möglich, sonst wäre es dieselbe Novelle, d. h., man kann sich nur über das mathematische Konzept der schrittweisen Näherung herantasten), ist der ganze Erzählbereich (vollständige y-Achse) in beide Richtungen unbegrenzt – jedoch nur theoretisch: Da der physische Raum in einem ersten Schritt an den Grenzen der planetaren Physik gebunden ist, sind auch die Weiten der y-Achse begrenzt. Denkbar wären aber auch Erweiterungen im Raum über die üblichen Dimensionen hinweg. Die Optionen der theoretischen Mathematik, die mit mehr als drei Raumdimensionen rechnet, können an dieser Stelle vernachlässigt werden, da in diesem Konzept zur Vereinfachung selbst die drei reellen Dimensionen, Länge, Höhe und Breite, auf eine Erzählebene reduziert werden.

Die Kombination der Zeit mit der Erzählebene im Koordinatensystem ist denkbar einfach. Da die Zeit konstant für beide Novellen verläuft, ist jeder Zeitpunkt eindeutig zuordenbar. Zeitpunkt  $x_1$  definiert einen Zeitpunkt auf der x-Achse. Indem man an diesem Punkt senkrecht nach oben oder nach unten eine Linie zieht, erkennt man, wo die Erzählebenen liegen. Die „Höhe“ der Erzählebene definiert den räumlichen Abstand der einen Novelle zur anderen, da die Erzählebene der einen immer gleich null ist. Somit kann man mathematisch exakt definieren, wie groß der Abstand der beiden Erzählebenen zu einem bestimmten Zeitpunkt ist.

Aus den bisherigen Erkenntnissen lassen sich die ersten Sätze ableiten:

Satz 1:

Die Erzählzeit ist für alle Novellen konstant und gleich.

Satz 2:

Der Abstand der Erzählebenen ist die „Höhe“ derjenigen Novelle, die nicht auf der x-Achse liegt.

Satz 3:

Im Prinzip sind die x-Achse und die y-Achse in alle Richtungen offen. Restriktive zeitliche und räumliche Gegebenheiten definieren jedoch ein nicht unendliches Raum/Zeit-Koordinatensystem. Wenn man zwei Novellen in einem Raum und einer Zeit betrachten will, stellt sich sogleich die Frage, wie beide zueinander liegen. Bewegen sie sich aufeinander zu? Driften sie voneinander weg? Gibt es Phänomene wie z. B. Parallelnovellen?

Diese Frage kann man der Bestimmung des Divergenz- bzw. Konvergenzgrads bestimmen, zwei Winkel, die das Aufeinanderzulaufen oder Voneinanderentfernen bemessen.

Bei den beiden Graden ist wichtig zu erwähnen, dass auch sie gewissen Restriktionen unterworfen sind. Da die Zeit voranschreitend ist, gibt es einen Maximalgrad, der für beide Grade gleichermaßen gilt.

Satz 4:

Der theoretische Maximalwert eines Grades ist  $90^\circ$ , doch dieser Wert ist aufgrund der physischen Umwelt nicht erreichbar (Einschränkung hierbei sind technische Hilfsmittel, wie man bei der Stufennovelle sehen wird). Bei zwei Novellen, die beide auf der Erde zur gleichen Zeit spielen, sind viele Faktoren so nahe beieinander, dass ein Wert von  $45^\circ$  kaum überschreitbar scheint, wobei anzumerken ist, dass dieser Wert ein Schätzwert ohne praktische Berechnung ist. Wohingegen die  $90^\circ$ -Regel dadurch nicht veränderbar ist.

Ein weiterer Spezialfall ist die Parallelität zweier Novellen, die zur gleichen Zeit ablaufen. Dabei sind beide Grade 0, da die beiden Novellen nicht aufeinander zulaufen. Ein Aneinandervorbeileben wäre ein erster Hinweis auf eine solche Konstellation, die jedoch in ihrer strengsten Form nur äußerst selten vorkommen sollte.

Zwei eher reellere Fälle bilden disruptive Elemente des plötzlichen Auseinandergehens oder des zufälligen Zusammentreffens. In beiden Fällen bewegen sich die beiden Novellen eine Zeit lang parallel, auf derselben Höhe (die Höhe ist entweder bei beiden Null (was bedeuten würde, dass es sich nur um eine Novelle handelt und keine Doppelnovelle ist), oder die Höhe der zweiten Novelle ist so verschwindend gering (aber nicht Null!), dass man den Eindruck haben könnte, es wäre nur eine Novelle (die es aber nicht ist)). Der Unterschied liegt darin, dass sich beide Novellen aufeinander zubewegen, bis sie, aufeinanderliegend, weiter in der Zeit existieren, während die andere Variante sich zunächst parallel aufeinanderliegend bewegt, um sich dann voneinander zu trennen. Liebesbeziehungen bzw. Scheidungsgeschichten wären ein Beispiel für solche Typen.

Der Treffpunkt beider Novellen, den es nur in zwei Fällen (z. B. Parallelnovellen) nicht gibt, bestimmt die einzelnen Erzähllängen. Die Anzahl der Treffpunkte kann theoretisch sehr groß sein. Standardfall sollte aber 1 Treffpunkt sein.

Satz 5:

Wenn  $T$  die Anzahl der Treffpunkte (Nicht-Null Annahme muss gelten!) innerhalb einer Doppelnovelle ist, dann existieren  $T + 1$  Erzähllängen.

Satz 6:

Bei einer oszillierenden Doppelnovelle (mehrere Treffpunkte in kürzeren Abständen) kann aufgrund der Gradbeschränkung der Abstand der Erzählebenen nicht sehr groß sein. Bei  $T$  gegen unendlich geht der Abstand gegen 0, ohne 0 zu sein.

Eine Kombination aus diesen Merkmalen einer Doppelnovelle lässt einen weiteren Extremfall zu, der z. B. durch die fortschreitende Technik möglich ist. Auch wenn zwei Novellen an zwei weit entfernten Orten stattfinden, gibt es z. B. über das Telefon oder das Internet die Möglichkeit, den gefühlten Raum zu harmonisieren. Damit ist das Momentum der Plötzlichkeit möglich, das in einer normalen Doppelnovelle so nicht möglich ist.

Auch wenn die Stufennovellen zwar innerhalb des mathematischen theoretischen Konstrukts (insbesondere der Maßgabe, dass kein Grad annähernd  $90^\circ$  haben kann) liegen, aber ohne technische Hilfsmittel nie zustande kämen, so bietet diese Darstellung jedoch die Möglichkeit, die Veränderung des menschlichen Lebens und des menschlichen Agierens mittels der fortschreitenden Technik darzustellen.

Eine weitere Variante, die ebenfalls vielmehr der Darstellung und der Analyse dient, als dem mathematischen Konstrukt zu 100 % zu unterliegen, ist, dass der Grundgedanke darin liegt, dass man, wenn die eine Novelle auf die x-Achse normiert, d. h. gezwungen wird, kaum die Auswirkung jeder einzelnen Novelle genau beschreiben kann. Daher gibt es die Möglichkeit, von dieser Norm der x-Achsen-Fokussierung abzuweichen, um die Einflüsse jeder Novelle explizit beschreiben zu können.

Satz 7a:

Die Aufspaltung der Konvergenz- und Divergenzgrade auf die einzelnen Novellen, um die Einflüsse explizit ausweisen zu können, entspricht nicht 100 % dem mathematischen Prinzip und dient allein der Darstellung.

Satz 7b:

Die Summe aller Teilgrade ist gleich der mathematisch ermittelten Größe des Grades bei Fixierung der einen Novelle auf der x-Achse.

Während Satz 7a die Möglichkeit bietet, zur besseren Darstellung der Einflüsse einer jeden Novelle die Grade aufzuspalten, so dient Satz 7b der Rückversicherung, dass mit der Aufspaltung des einen Grades auf die zwei Einflüsse der Gesamtgrad-Faktor weder steigt noch sinkt.

Ein weiterer Punkt, der gerne in der Fiktion als Methode des Erzählens herangezogen wird, ist die Zeitreise. Ob nun real oder aus rein erzähltechnischen Gründen, widerspricht die Nutzung dieses Konzepts den Grundregeln der Doppelnovellenstruktur, da Zeitdivergenz kaum zu kontrollieren erscheint.

Satz 8:

Die Erzählzeit ist kontinuierlich bei Nichtannahme von Zeitreisen. Damit gibt es zu jedem Zeitpunkt  $x_i$  immer auch nur 2 Erzählebenen (je 1 pro Novelle).

Die bisher beschreibenden mathematischen Konzepte sind zwar bereits weitreichend, aber keineswegs ausreichend, denn noch immer gibt es offene Punkte, die nach einer Antwort verlangen. Dabei bilden die Sätze 9 bis 11 die Basis für eine Einordnung der Doppelnovelle in den formalen Kontext über die Doppelnovelle hinaus.

Satz 9:

Unabhängigkeit. Beide Novellen innerhalb einer Doppelnovelle sind voneinander vollständig unabhängig. Jede kann für sich selbst existieren.

Die Aussage in Satz 9 wird nicht direkt klar, denn sogleich kommt dem Nachdenkenden die Frage in den Sinn, ob sich denn beide Novellen nicht gegenseitig beeinflussen – was eine Abhängigkeit darstellen würde. Das ist auch insoweit richtig, denn die Unabhängigkeit in Satz 9 sagt nur, dass es eine zeitliche und räumliche, aber keineswegs eine inhaltliche Unabhängigkeit geben muss. Inhalte können, ja müssen (selbst in der Parallelnovelle) miteinander korrelieren! Dass sich beide Novellen auch durch die Korrelation im Raum selbst und damit auf der y-Achse verändern, ist damit auch abgedeckt, denn der zweite Teil von Satz 9 sagt nur, dass die Novellen auch eigenständig existieren, also nicht in einer Doppelnovelle existieren müssen. Sie können – und sie können sich verändern, sich gegenseitig beeinflussen. Sie müssen es aber nicht.

Satz 10:

Beide Novellen sind eigenständig. Wird die eine nicht erzählt, kann die andere dennoch erzählt werden.

Um diesen durchaus offenen Punkt in Satz 9 einzudämmen, präzisiert Satz 10 den offenen Punkt und schließt ihn damit. In der Kombination aus Unabhängigkeit und Eigenständigkeit ist gegeben, dass eine Novelle alleine für sich steht, aber jederzeit in ihrem Inhalt – und auch im Raum und damit bezogen auf ihre Erzählebene – beeinflussbar ist.

Satz 11:

Die Anzahl der möglichen Erzählebenen und die Erzählzeit (also die Spanne zwischen Erzählbeginn und Erzählende) sind über die Novellenform limitiert. Eine Doppelnovelle besteht aus zwei (und nur aus zwei!) miteinander korrelierenden Novellen.

Satz 11 ist im Gegensatz zu Satz 9 und 10 etwas komplexer in der Aussage, aber nichtsdestoweniger wichtig für die Beschreibung der Form der Doppelnovelle. Kern dieser Aussage ist, dass eine Doppelnovelle aus zwei miteinander korrelierten Novellen besteht, die beide in ihrer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit Novellen sind. Das bedeutet, dass die Form der Einzelemente genauso stimmen muss wie die komplexere Struktur der zusammengefügte Teile. Ein weiterer Punkt ist die Beschreibung des Spannungsfeldes, in dem sich die Novelle befindet. Denn die Kombination aus Erzählebene, Erzählzeit, Erzähllängen und erzähltem Inhalt, der sich um T Treffpunkte herumspinn, fordert eine enge Beschreibung des Feldes, in dem sich die Doppelnovelle bewegt. Dabei ist die Grenze der Doppelnovelle die Grenze der Einzelnovellen – mit der Einschränkung, dass eine Doppelnovelle nicht als Akzelerator eines Einzelements dienen darf.

Satz 12:

Satz 12 sagt einfach, dass jede Doppelnovelle, in der die Erzählebenen und/oder die Erzählzeit gegen unendlich gehen, zum Roman wird.

Satz 13:

Satz 13 ist die Umkehr von Satz 12: Geht die Erzählzeit und die Erzählebene gegen Null, wird die Doppelnovelle zur Kurzgeschichte.

Wie Satz 12 ist auch die Aussage in Satz 13 keineswegs eine feste. Denn damit wäre der Übergang klar definiert, doch in beiden Fällen – nach oben und nach unten – sind die Übergänge unklar – beinahe diffus. Was bei dem einen noch eine Novelle ist, ist bei dem anderen ein (Kurz-)Roman. Mit dieser Tatsache muss man am Ende leben, aber sie ist auf keinen Fall ein Problem für die Doppelnovelle, die aufgrund der Sätze 9, 10 und 11 nicht über die eigentliche Normierung der Einzelnovellen hinaus darf. Das bedeutet auch, dass, wenn man sich sicher ist, dass die beiden eigenständigen und unabhängigen Einzelnovellen Novellen sind, dann auch die Doppelnovelle in diesem Bereich liegt.

Die Abgrenzung gegenüber dem Roman und der Kurzgeschichte dient der Verdeutlichung, in welchem Spannungsfeld sich die Doppelnovelle – und damit auch jede der beiden Einzelnovellen – befindet. Das Kreuzprodukt von Erzählzeit und Erzählebenen verhindert die Falscheinordnung, falls eines von beiden deutlich den anderen dominiert. Wenn man sich nun ein neues Koordinatenkreuz denkt: auf der y-Achse ist die Wahrscheinlichkeit abgetragen, auf der x-Achse das Kreuzprodukt von Erzählzeit und Erzählebenen. Man sieht eindeutig, dass es in einem bestimmten Bereich ziemlich wahrscheinlich ist, dass es eine (Doppel-)Novelle ist, wobei die Skala  $p(x)$  nach oben in der Höhe nicht definiert sein kann. Damit liegt die Spitze des Dreiecks auf keinen Fall (!) bei 1, also bei 100 %. Sie ist nur als Form wahrscheinlicher als die Kurzgeschichte und der Roman.

Die Frage nach den Merkmalen und der Form einer Doppelnovelle führt sogleich zu einer der zentralen Fragestellungen:

Gibt es über die Doppelnovelle hinweg noch weitere Formen (Tripelnovellen, Quadrupelnovellen ...)?

Diese Frage kann schnell beantwortet werden und wirft in ihrer schnellen Antwort so viele Fragen auf, dass es mit der Schnelligkeit schnell vorbei ist. Tripelnovellen, Quadrupelnovellen, also drei oder vier eigenständige, unabhängige Einzelnovellen, die miteinander inhaltlich korrelieren, sind theoretisch möglich, aber widersprechen in ihrer Steigerung dem Grundsatz, dass die Doppelnovelle niemals über den Merkmalen und Formeigenschaften der Einzelnovellen liegen darf. Dies aber geschieht genau dann, wenn man mehr als zwei Novellen miteinander inhaltlich korreliert, wobei eine Tripelnovelle noch eher denkbar wäre als eine Quadrupel-Novelle. Doch bei diesen sind wir sehr nahe am Grenzbereich zum Roman, vor allem dem Episodenroman.

Mathematisch und aus der Vorstellungskraft heraus ist eine andere Frage viel interessanter: Gibt es eine halbe Doppelnovelle und worin liegt dann der Unterschied zur Einzelnovelle? Gibt es Drittel- und Vierteldoppelnovellen?

Satz 14:

Theoretisch gibt es mehr als nur die Novelle und die Doppelnovelle. Die Wahrscheinlichkeit, auf eine solche Form zu treffen, ist jedoch gering.

Damit ist diese Frage mit einem Augenzwinkern abgetan – auch wenn die Antwort auf die Frage nicht ganz gereicht hat, aber es ist müßig, über Kuchenteile zu streiten, wenn es schon schwierig genug ist, den Kuchen erst mal zu backen.

## Welche Arten der Doppelnovellen sind denkbar?

In diesem Einführungstext wurden bereits mehrere Grundformen angesprochen. Die häufigsten Doppelnovellen werden einfache Kreuzdoppelnovellen, Wüschelrutennovellen oder Doppelnovellen mit  $T = 2$  sein. Diese sollen damit auch die Grundformen darstellen, alles andere sind Spezialformen, die mathematisch zwar sehr gut funktionieren, aber erzähltechnische Herausforderungen mit sich bringen.

## Schlussbemerkung

Das Konzept der Doppelnovelle ist mit diesem kurzen Text nur angerissen, aber keineswegs in seiner gesamten Ausdehnung betrachtet worden. Wichtigster Kernpunkt ist jedoch, dass sich die Mathematik dafür gebrauchen lässt, grundsätzliche Strukturen der Doppelnovelle zu beschreiben, in dem Sinne, dass darüber diskutiert werden kann. Ob es notwendig ist, die mathematischen Grundbegriffe, die über die Sätze und Beschreibungen eingeführt wurden, weiter auszubauen, bleibt abzuwarten.

Eine sinnvolle Kurvendiskussion mit Ableitungsfunktionen, Integralbetrachtungen und Winkelberechnungen scheint sinnvoll, bietet aber auch das Einfallstor für Verwässerungen der bisher eindeutigen Struktur, die absichtlich begrenzt wurde (siehe Tripelnovellen ...).

Auch wäre eine Erweiterung von einem zweidimensionalen zu einem dreidimensionalen Koordinatensystem denkbar, auch wenn die Hinzunahme von handelnden Personen, Ortschaften oder Einzelmerkmalen durchaus auch zur Unübersichtlichkeit – oder ganz schwierig: zu Beliebigkeit – führen kann. Die Limitierung auf zwei Dimensionen in dieser Einführung hatte vor allem den Grund, dass die Erzählzeit und die Erzählebenen betrachtet werden sollen, nicht der Inhalt, da diese beiden Aspekte mathematisch bestimmbar und damit darstellbar sind – und eine mathematische Betrachtung, die zweifelsfrei dargestellt werden kann, ist erst einmal klar

vermittelbar. Dabei dienen vor allem die Sätze als Leitmaximen, mit denen man immer sicher nachvollziehen kann, ob und wenn ja, wie stark es sich um eine Doppelnovelle handelt.

## Anhang: Die Sätze (als Sammlung)

Satz 1:

Die Erzählzeit ist für alle Novellen konstant und gleich.

Satz 2:

Der Abstand der Erzählebenen ist die „Höhe“ derjenigen Novelle, die nicht auf der x-Achse liegt.

Satz 3:

Im Prinzip sind die x-Achse und die y-Achse in alle Richtungen offen. Restriktive zeitliche und räumliche Gegebenheiten definieren jedoch ein nicht unendliches Raum/Zeit-Koordinatensystem.

Satz 4:

Der theoretische Maximalwert eines Grades ist  $90^\circ$ , doch dieser Wert ist aufgrund der physischen Umwelt nicht erreichbar (Einschränkung hierbei sind technische Hilfsmittel, wie man bei der Stufenovelle sehen wird). Bei zwei Novellen, die beide auf der Erde zur gleichen Zeit spielen, sind viele Faktoren so nahe beieinander, dass ein Wert von  $45^\circ$  kaum überschreitbar scheint, wobei anzumerken ist, dass dieser Wert ein Schätzwert ohne praktische Berechnung ist. Wohingegen die  $90^\circ$ -Regel dadurch nicht veränderbar ist.

Satz 5:

Wenn T die Anzahl der Treffpunkte (Nicht-Null-Annahme muss gelten!) innerhalb einer Doppelnovelle ist, dann existieren T + 1 Erzähllängen.

Satz 6:

Bei einer oszillierenden Doppelnovelle (mehrere Treffpunkte in kürzeren Abständen) kann aufgrund der Gradbeschränkung der Abstand der Erzählebenen nicht sehr groß sein. Bei T gegen unendlich geht der Abstand gegen 0, ohne 0 zu sein.

Satz 7a:

Die Aufsplitterung der Konvergenz- und Divergenzgrade auf die einzelnen Novellen, um die Einflüsse explizit ausweisen zu können, entspricht nicht 100 % dem mathematischen Prinzip und dient allein der Darstellung.

Satz 7b:

Die Summe aller Teilgrade ist gleich der mathematisch ermittelten Größe des Grades bei Fixierung der einen Novelle auf der x-Achse.

Satz 8:

Die Erzählzeit ist kontinuierlich bei Nichtannahme von Zeitreisen. Damit gibt es zu jedem Zeitpunkt  $x_i$  immer auch nur 2 Erzählebenen (je 1 pro Novelle).

Satz 9:

Unabhängigkeit. Beide Novellen innerhalb einer Doppelnovelle sind voneinander vollständig unabhängig. Jede kann für sich selbst existieren.

Satz 10:

Beide Novellen sind eigenständig. Wird die eine nicht erzählt, kann die andere dennoch erzählt werden.

Satz 11:

Die Anzahl der möglichen Erzählebenen und die Erzählzeit (also die Spanne zwischen Erzählbeginn und Erzählende) sind über die Novellenform limitiert. Eine Doppelnovelle besteht aus zwei (und nur aus zwei!) miteinander korrelierenden Novellen.

Satz 12:

Satz 12 sagt einfach, dass jede Doppelnovelle, in der die Erzählebenen und/oder die Erzählzeit gegen unendlich gehen, zum Roman wird.

Satz 13:

Satz 13 ist die Umkehr von Satz 12: Geht die Erzählzeit und die Erzählebene gegen Null, wird die Doppelnovelle zur Kurzgeschichte.

Satz 14:

Theoretisch gibt es mehr als nur die Novelle und die Doppelnovelle. Die Wahrscheinlichkeit, auf eine solche Form zu treffen, ist jedoch gering.

# Metaversum

*Eine Dystopie*

## Exposé

Die Menschheit ist mangels Alternativen in das Metaversum gezogen. Die Menschen leben und arbeiten dort, wechseln ab und an in die Realität, in ihre echten Körper, verbringen jedoch die meiste Zeit in der Meta. Eine Gruppe Freunde trifft sich, doch etwas ist anders. Zwei der vier haben scheinbar einen Weg aus dem Metaversum gefunden und wollen nun das Risiko eingehen. Dabei entscheiden sie über die Köpfe der beiden anderen hinweg, die Existenzen aller zu riskieren, um über die Darkmeta das Metaversum in die Realität zu verlassen. Doch es läuft nicht nach Plan, und als der Master auftaucht, scheint alles vorbei, doch dann offeriert der Master den Vieren ein interessantes Angebot...

## Personen

Mira und ihr Abbild

Thomas und sein Abbild

Elli und ihr Abbild

Markus und sein Abbild

Metacops

Der Master als Programm

## Set

Ein Metaversum-Raum, in dem sich die Protagonisten treffen. An den Seiten stehen vier Stühle, auf denen die Abbilder sitzen, wenn sie nicht aktiv sind. Werden die Spieler aktiv, treten die Abbilder ins Metaversum; die Spieler setzen sich auf die freien Plätze.

## Situation 1

*Miras Abbild befindet sich im Metaversum, Mira sitzt auf dem Stuhl. Auf den anderen Stühlen warten noch die Abbilder der anderen.*

### **Mira:**

Merkwürdig! Heute bin ich mal die Erste! Sonst ist doch Markus oft derjenige, der schon längst hier ist und an seinen Maschinen bastelt! Wobei... das ist eigentlich super! Dann kann ich überall hier herumtanzen! Ohne dass mir jemand im Weg steht oder ich durch einen anderen

hindurchspringen muss. Das kostet immer so viele Teraflops! Und am Ende fehlt die Kohle für coolen Stuff!

*Mira beginnt langsam zu tanzen. Mit der Zeit wird sie schneller und schneller in ihren Bewegungen. Währenddessen tritt Elli dazu, und ihr Abbild steht auf und tritt auf die Bühne, während sich die echte Elli auf den Stuhl setzt.*

**Elli:**

Hi, Mira! Mira! Mira! Pass auf!

*Mira und Elli krachen beinahe zusammen.*

**Mira:**

Uff! Das war knapp! Das hätte uns bei einer solchen Energiespitze für einen Monat arm an Rechenleistung machen können! Wo kamst du denn auf einmal her, Elli?

**Elli:**

Woher soll ich schon kommen, Mira? Von der Arbeit! Musste noch was im Meta Zwei fertigstellen und war noch kurz realpinkeln!

**Mira:**

Warum pinkelst du in der Realität? Das kostet doch nur alles Zeit! Ist doch viel schöner und einfacher, es hier im Meta zu machen!

**Elli:**

Ach, weißt du, Mira! Ich mag es ab und an, nicht alles nur im Meta zu machen, sondern auch mal was Echtes! Hilft mir auch dabei, zu checken, ob die Bots immer noch alles so sauber machen, wie sie sollen! Hast du die Geschichte von Francis gehört?

**Mira:**

Nein, welche denn?

**Elli:**

Francis war einige Wochen im Meta unterwegs und hatte die Kontrolle über seine Bots verloren! Als er wieder mal aus dem Meta zurückkam, hatten die Bots seine ganze Bude zerlegt! Und weißt du, was der Grund war?

**Mira:**

Nein, sag's mir!

**Elli:**

Der Aufräumbot hatte eine andere Guideline als der Saubermachbot! Der eine räumte Sachen in den Weg, der andere säuberte sie und sortierte sie weg. Daran störte sich der Aufräumbot wieder und so weiter! Kannst dir sicherlich vorstellen, dass keiner der Bots auch nur einen Jota Raum freiwillig aufgeben wird! Und da die Bot-Routine griff, niemanden anzugreifen – auch keinen anderen Bot – musste die Einrichtung dran glauben.

**Mira:**

Das kann passieren? Ich dachte, dass die beiden Bots immer aufeinander abgestimmt sind! Zumindest wird das doch immer vom Master geschrieben!

**Elli:**

Sind sie auch beide – normalerweise! Denn Francis hatte ein Update für den Aufräumbot gestartet, das eine neue Guideline aufspielte, sodass der Saubermachbot auch ein Update benötigte, aber nicht erhielt, da Francis im Meta länger geblieben ist! Wäre er zwischendurch mal zurück in die Realität gekommen, wäre das zu verhindern gewesen! So viele Push-Warnungen, wie man dann erhält, kann man es gar nicht vergessen!

**Mira:**

Okay, das ist aber eigene Dummheit, wenn du mich fragst! Es heißt ja nicht umsonst: Halte alle Technik in der Waage – sonst ist es das Ende aller Tage!

**Elli:**

Er scheint es vergessen zu haben, alles in der Waage zu halten, und war dann sehr lange im Meta unterwegs!

**Mira:**

Aber geht das überhaupt? Ich dachte, man dreht durch, wenn man zu lange am Stück im Meta ist! Da wird doch überall vor gewarnt!

**Elli:**

Francis ist auch nicht mehr echt, wenn ich es richtig verstanden habe, und befindet sich seit ein paar Tagen auf der Metasiv!

**Mira:**

Auf der Metasiv?! Okay, dann muss er tatsächlich einen ordentlichen Knacks bekommen haben, wenn er dort sein muss!

**Elli:**

Es ist nicht so schwer vorstellbar, dass der echte Körper das Gefühl von der Metaparallelität nicht loswerden kann – nach so einer langen Zeit drinnen!

**Mira:**

Aber ich dachte immer, dass es diese Metacops gibt, die einen aus dem Meta begleiten, wenn man zu lange drin ist! Oder ist das alles nur Phantasie und es gibt diese Metacops gar nicht!? Denn immerhin habe ich noch nie einen gesehen!

**Elli:**

Wir machen auch nichts Verbotenes – vielleicht müssten wir mal was anstellen – dann bekämen wir sicher auch Besuch von den Metacops!

**Mira:**

Ganz ehrlich – ich verstehe das immer noch nicht! Wenn Francis so überlange im Meta war und es die Cops gibt – wie kann das sein? Die haben doch Algorithmen, wir sind völlig gläsern – oder hat er etwa...?

**Elli:**

Einen Weg ins Darkmeta gefunden? Kann schon sein! So gut kenne ich Francis nicht! Er ist Markus' Bekannter, nicht meiner. Ich höre immer nur von ihm, wenn Markus eine seiner spektakulären Geschichten erzählt.

**Mira:**

Schon mysteriös! Darkmeta, Metacops, irrelaufende Bots! Ich habe von allem schon mal gehört, aber noch keine Berührung damit gehabt! Ist das nicht verrückt, Elli? Da leben wir seit mehr als zwanzig Jahren in der Meta und haben bisher nichts davon mitbekommen!

**Elli:**

Bei mir sind es fast schon fünfundzwanzig Jahre! Ich bin früher eingezogen als du! Kaum vorstellbar, dass es schon so viele Jahre sind! Aber auch ich habe noch nie was von den Metacops mitbekommen! Denn wenn ich ehrlich bin, konnte ich bisher keinen Sinn darin sehen, mir irgendwas zu nehmen, was mir nicht gehört! Denn im Meta habe ich alles, was ich brauche und was ich möchte! Warum sollte ich überhaupt ins Darkmeta wollen?

**Mira:**

Markus erzählte mir mal was von größeren Dingen als nur dem Metaversum! Dass es neben Meta 1, Meta 2 und Meta 3 noch viel mehr Ebenen gibt, die nur nicht für die normalen Menschen freigeschaltet sind.

**Elli:**

Normale Menschen wie wir!

**Mira:**

Interessiert es dich nicht, was es noch alles gibt außer Freizeit, Arbeit und Reisen?

**Elli:**

Nein, warum sollte es mich ernsthaft interessieren? Ich habe alles, was ich brauche, darf essen, worauf ich Lust habe, denn alles ist so gesund, dass uns nichts fehlt. Wir arbeiten und genießen die restliche Zeit zusammen in den Gruppen, die wir mögen! Euch mag ich! Warum sollte ich das at risk stellen, nur um was? Um was überhaupt? Was könnte man denn Besseres haben als ein tolles Leben im Meta, bei dem es mir an nichts fehlt?

**Mira:**

Ich sehe das wie du, Elli! Mir fehlt hier auch nichts! Aber manchmal will man doch einfach nur wissen, was es noch gibt! Wie die Menschen früher, als es noch kein Meta gab – die wollten auch immer mehr wissen! Die wollten verstehen, wie die Welt zusammengesetzt ist, was sich auf dem

Mond, auf dem Mars, hinter dem Asteroidengürtel befindet oder wie man Krankheiten besiegen kann! Irgendwer muss das alles entdeckt und erfunden haben! Wie auch das Metaversum jemand erfunden haben muss! Sonst könnten wir hierin nicht leben und den Tag verbringen! Stellst du dir nie solche Fragen?

**Elli:**

Nein, und ich bleibe dabei, dass ich das auch nicht möchte! Ich möchte eine gute Zeit mit euch verbringen, etwas spielen, etwas Gutes essen, dann entspannt einen Film schauen und müde werden. Rein in die Realität, schlafen. Da passen solche Fragen nicht rein! Können wir das bitte ad acta legen?

**Mira:**

Von mir aus, Elli! Ich wollte dich nicht unzufrieden machen! Wollen wir tanzen, um wieder in eine gute Stimmung zu kommen?

**Elli:**

Gerne.

*Die beiden fangen an, rhythmisch miteinander zu tanzen. Die Stimmung wird entspannter.*

## Situation 2

*Thomas kommt herein, tauscht mit seinem Abbild den Platz; das Abbild geht in den Raum.*

**Thomas:**

Hi. O wie schön ihr tanzt! So viel Anmut ist kaum vorstellbar! Ist Markus noch nicht da?

**Mira:**

Nein, wir wundern uns auch schon ein wenig!

**Thomas:**

Wirklich merkwürdig! Gestern meinte er noch, dass er ganz wenig zu arbeiten hätte – da ging ich davon aus, dass er schon hier sitzt und eines der neuen Augmented Games spielt, das letzte Woche hochgeladen wurde.

**Elli:**

Vielleicht ist ihm was dazwischengekommen?

**Thomas:**

Dazwischengekommen? Was meinst du denn damit, Elli? Hier im Meta kommt doch nichts dazwischen!

**Mira:**

Sie meint gar nichts, Thomas! Wir haben eben nur ein wenig über Francis gesprochen! Das ist alles! Danach haben wir uns wieder beruhigt und getanzt! Seitdem ist alles in bester Ordnung!

**Thomas:**

So, so! Über Francis habt ihr gesprochen! Was habt ihr denn alles so ausgetauscht?

**Mira:**

Vergiss es, Thomas! Wir haben uns über seine Bots unterhalten, die durchgedreht sind – dann darüber, dass es merkwürdig ist, dass Francis so lange im Meta verbleiben konnte, ohne hinausbegleitet zu werden – darauf ist uns keine Antwort eingefallen und dann haben wir getanzt! Einfach, um das alles zu vergessen. Denn es ist ja nicht wichtig! Tanzen und Spaß haben ist wichtig! Sorgen machen nicht!

**Thomas:**

Muss ich mir denn Sorgen machen? Elli? Mira?

**Mira:**

Nein! Musst du nicht!

**Thomas:**

Wie sicher kann ich mir sein?

**Mira:**

Du brauchst dir keine Sorgen zu machen!

**Elli:**

Echt nicht!

**Thomas:**

Ihr wisst, dass ich mich mitschuldig mache, wenn ihr was gesagt habt, das zu Problemen führen kann! Ich will nicht noch mal ein Diszi erleben müssen! Die Schmerzen spüre ich heute noch, wenn ich aufwache! Also – seid ihr euch absolut sicher, dass ich mir keine Sorgen machen muss?

**Mira:**

Ganz sicher, Thomas! Wir haben nur über Francis' Zeit im Meta gesprochen und uns überlegt, wie man so lange drinbleiben kann! Nicht mehr, nicht weniger! Wir haben keine problematischen Aussagen getätigt oder irgendwas Anstößiges gesagt!

**Elli:**

Ganz im Gegenteil! Wir kamen ganz schnell darauf, wie gut es uns im Meta geht und dass wir alles haben, was wir uns wünschen können! Warum sollten wir so etwas at risk stellen, wenn wir doch glücklich sind?

**Thomas:**

Dann mag ich euch mal glauben! Denn das Meta verzeiht uns keine Abweichungen von der Norm! Sich neu zu kalibrieren, indem man eine unklare Situation bespricht, um daraus eine neue Sichtweise zu entwickeln, ist so lange als positiv anzusehen, als es der allgemeinen Meta-Linie entspricht!

**Mira:**

Das ist hier eindeutig der Fall. Wir sind neu kalibriert und voll auf der Meta-Linie!

**Elli:**

Kein Jota Abweichung!

**Thomas:**

Wie gesagt – ich mag euch das mal glauben. Auch wenn ich sagen muss, dass das sehr schade ist!

**Mira:**

Wie? Was? Was ist schade?

**Thomas:**

Dass ihr euch wieder kalibriert habt! Ich hätte gerne gehört, was ihr vorher besprochen habt!

**Elli:**

Das ist gefährlich, Thomas!

**Thomas:**

Ist es das?

**Elli:**

Sehr sogar! Es ist gefährlich, von der Norm abzuweichen!

**Thomas:**

Also habt ihr doch etwas Verbotenes besprochen!?

**Mira:**

Nein, Thomas! Und wenn ich ehrlich bin, dann finde ich deine Verhaltensweise geradezu meldungswürdig!

**Thomas:**

Das würdest du tun, Mira?

**Mira:**

Um nicht in die Gefahr zu kommen, ein Mitwisser zu sein – ja! Was soll das ganze Spiel, Thomas?

**Thomas:**

Wie gesagt, ich habe schon ein Diszi hinter mir und weiß, was passiert, wenn die Metacops einen erwischen! Die laden so viele Daten in dein Abbild hinein, dass du eine lange Überflutung von allem Möglichen vor dir hast, das kannst du kaum abarbeiten! Wenn du es dann versuchst, machen die einfach weiter und laden noch mehr hoch! In der Zwischenzeit muss dein echtes Ich warten und warten, bekommt nichts zu essen, nichts zu trinken, kann nicht schlafen, wird mürbe geschaltet! Und was du am Anfang noch wegsortieren konntest, wird immer weniger und weniger, bis am Ende gar nichts mehr geht! Auch nur irgendwas an Daten zu denken, macht dich schon fertig! Du bist einfach am Ende! Dann gehen die Cops hin und löschen alles und spielen im Fast-Rewind-Verfahren alles wieder auf, was du an Grundkalibrierung brauchst. Das ist wie ein Metaraus, gemixt mit hundert weiteren Metarauschen! Wer danach nicht gaga ist, kann sich dann

in der echten Welt ausschlafen! Sterben ist wohl schöner, sagt man allgemein – und ich kann sagen, dass alles schöner ist, als das durchzumachen!

**Elli:**

Das ist furchtbar, Thomas! Aber warum erzählst du uns das alles?

**Mira:**

Ja, warum, Thomas? Wir haben doch gesagt, dass wir uns rekaliert haben!

**Thomas:**

Weil ich finde, dass es an der Zeit ist, dass ihr erfahren solltet, dass dieser Raum hier kein normaler Metaraum ist!

**Elli:**

Sondern?

**Thomas:**

Ein maskierter!

**Elli:**

Ein maskierter Metaraum? Was meinst du damit?

**Mira:**

Ich habe schon mal davon gehört! Ihr habt unsere Aktivität aufgezeichnet und spielt diese in Wiederholungen ab, sodass das Meta denkt, dass alles in bester Ordnung ist!

**Thomas:**

Du hast es erfasst, Mira! Technisch ist das durchaus komplizierter und es wird nicht immer dasselbe abgespielt, denn das würde auffallen – aber im Grunde ist es das!

**Mira:**

Aber ich dachte, dass der Meta-Algorithmus angepasst wurde, um solche Räume effektiv zu entdecken!

**Thomas:**

Wurde er auch! Aber nicht ausreichend gut genug, als dass Francis und Markus nicht eine Möglichkeit gefunden hätten, wie sie das Meta austricksen können!

**Elli:**

Aber warum will man das Meta austricksen? Ich verstehe das hier alles nicht – und wenn ihr mich fragt, will ich mit dem ganzen Spiel nichts am Hut haben!

**Thomas:**

Das ist schon längst kein Spiel mehr! Das ist blutiger Ernst! Wir befinden uns im Krieg und müssen schnell handeln, bevor sich die Metafenster wieder schließen!

**Elli:**

Ich verstehe gar nichts mehr! Von welchen Metafenstern sprichst du? Und von welchem Krieg?

Ich will in keinen Krieg hineingezogen werden!

**Thomas:**

Du bist längst Teil davon! Also müssen wir jetzt als Nächstes schauen, dass wir das nächste Fenster nutzen!

**Mira:**

Um was zu tun?

**Thomas:**

Um das Meta zu verlassen!

**Elli:**

Du willst was? Bist du verrückt? Ich will das nicht! Ich will im Meta bleiben! Wenn ihr gehen wollt, geht! Aber lasst mich zurück und in Ruhe!

**Thomas:**

Das können wir nicht, Elli! Tut mir leid, aber du bist Teil der Gruppe und die Metacops würden dich so lange durch den Datenstrom schicken, bis du gar nichts mehr von alleine kannst! Egal, ob du ausgestiegen bist oder nicht. Für die bist du ein verkraftbarer Verlust! Also finde dich damit ab!

**Elli:**

Du willst mir also damit sagen, dass du mir die Entscheidung, ob ich bei eurer Gruppe mitmachen möchte oder nicht, einfach so abgenommen hast?

**Thomas:**

Darüber regst du dich auf?

**Elli:**

Natürlich rege ich mich darüber auf! Ihr habt, ohne uns zu fragen, über unser Schicksal entschieden! Warum sollte ich mich dabei nicht aufregen?

**Thomas:**

Weil du dich sonst auch über nichts aufregst – egal, was Meta entscheidet oder neu einführt – du unterstützt immer alles! Unwidersprochen wird alles einfach angenommen!

**Elli:**

Weil die ganzen Sachen, die von Meta kommen, auch sinnvolle Updates und Verbesserungen sind! Warum sollte ich mich bei einer Verbesserung darüber beschweren!?

**Mira:**

Und überhaupt – bei wem könnte man sich überhaupt beschweren?

**Thomas:**

Das ist genau der Punkt! Wir müssen alles hinnehmen, was die sich ausdenken! Ist das nicht ungerecht? Wir haben nicht mal die Möglichkeit, auch nur irgendetwas zu kritisieren! Stört euch das nicht?

**Mira:**

Bist du dir absolut sicher, dass der Raum maskiert ist und wir nicht abgehört werden?

**Thomas:**

Ganz sicher! Zum einen haben wir – also Markus und Francis – gesehen, was die von unserem Raum aufzeichnen, und zum anderen haben wir schon Sachen gesagt, wo die Metacops binnen Sekunden hier wären, wenn sie es sehen und hören könnten!

**Mira:**

Gut, von mir aus spiele ich für einen Moment mit! Fangen wir mal vorne an! Wer sind die?

**Thomas:**

Du meinst diejenigen, die hierüber bestimmen?

**Mira:**

Genau die meine ich! Die über Meta bestimmen, wie du sagst!

**Thomas:**

Das wissen wir nicht!

**Mira:**

Das wisst ihr nicht!? Aber ihr wollt was machen? Sie herausfordern? Wie wollt ihr einen unbekanntem Gegner bekämpfen? Wenn ihr nicht mal wisst, mit wem ihr es aufnehmen müsst?

**Thomas:**

Wir sind nicht ganz blind!

**Mira:**

Ach nein? Es wirkt auf mich geradezu so, als wäret ihr blinder als der blindeste Mensch!

**Thomas:**

Hältst du uns für so dämlich, Mira?

**Mira:**

Ich bin mir nicht sicher, was ich glauben soll!

**Thomas:**

Und du, Elli?

**Elli:**

Was willst du von mir? Du hast mir meine Selbstbestimmung gestohlen! Willst du jetzt noch auf Liebkind machen? Unschuldslamm? Du bist abscheulich, Thomas! Ihr alle!

**Thomas:**

Das mag sein, Elli! Ich finde es fast schon belustigend, wenn du über Selbstbestimmung sprichst! Wir mussten es so machen! Denn ihr hättet unserem Plan niemals zugestimmt! Sieh es mal aus unserer Sicht! Wir brauchen eine Tarnung – und diese Tarnung funktioniert umso besser, je unwissender sie ist!

**Mira:**

Warum lasst ihr uns dann nicht unwissend? Wäre doch leichter für alle gewesen!

**Thomas:**

Weil wir nun so weit sind, dass wir Aufträge für euch haben! Wir brauchen euch!

**Elli:**

Klar! Erst täuscht ihr uns und jetzt wollt ihr unsere Hilfe! Was meinst du, was meine Antwort ist?!

**Thomas:**

Ich kenne deine Antwort bereits! Denn es gibt nur eine!

**Elli:**

Wenn du doch alles besser weißt, warum fragst du dann noch?

**Thomas:**

Weil du sofort auffallen würdest, wenn du nicht von dem Plan überzeugt bist!

**Elli:**

Dann solltet ihr mich raushalten, denn ich werde immer auffallen! Ich bin eine ganz miese Schauspielerin!

**Thomas:**

Oh, das ist aber gelogen, Elli! Von allen unter uns bist du die mit Abstand beste Schauspielerin! Aber das musst du noch nicht zeigen! Erst einmal musst du den Plan verstehen!

**Mira:**

Dann lass mal euren Plan hören! Denn bisher habe ich nichts gehört, was mich auch nur annähernd überzeugt hätte, euch zu unterstützen! Wie eben gesagt – wenn ihr nicht wisst, gegen wen ihr kämpfen müsst – wie wollt ihr dann wissen, was ihr machen müsst, um den Kampf zu gewinnen?

**Thomas:**

Also – wir wissen zwar nicht, wer auf der höchsten Ebene sitzt, aber wir kennen inzwischen die Ebenen dazwischen ganz gut!

**Elli:**

Und woher wollt ihr die kennen?

**Thomas:**

Wenn du mich ausreden lässt, wirst du mitunter die Zusammenhänge verstehen! Es ist kompliziert! Wie ihr wisst, hat Markus geheime Aufgaben, von denen er nicht berichten darf. Meistens sind die Informationen in den Spielen versteckt, die er spielt. Er kann auf diese Weise geheime Botschaften

senden und empfangen. Darüber kommuniziert er auch mit Francis. Francis hat Zugang zu Meta 0 und programmiert dort Ebenen. Die letzten Layer in der Vorversion der Meta waren von ihm. Dabei hat er ein Schlupfloch in Meta 0 gefunden, das ins Darkmeta führt, ohne dass es scheinbar auffällt. Das scheint einmal vor Urzeiten von jemandem angelegt und danach vergessen worden zu sein. Für den Zugang ins Darkmeta braucht er aber einen Code, den Markus besorgen kann, da er Zugang zu solchen Codes hat. Das hat wiederum mit seiner Arbeit zu tun, da er auch falsche Algorithmen aufspüren soll. Das ist erstmal der Hauptgrund, warum wir mehr wissen, als ihr vielleicht meint! Ich hoffe, das war einigermaßen verständlich.

**Mira:**

Ok, Francis kommt ins Darkmeta, was schon spooky ist, und er bekommt Hilfe von Markus – aber was hat das mit dir zu tun?

**Thomas:**

Ich überwache Markus!

**Elli:**

Wie?! Du bist eine Art Spion?

**Thomas:**

Kein Spion! Sonst wüsste Markus nichts von meiner Aufgabe!

**Elli:**

Markus weiß davon, dass du ihn überwachst?

**Thomas:**

Das muss er sogar! Alle Programmierer und Analysten in der Meta haben Begleitabbilder, um sicherzustellen, dass nichts passiert, was nicht passieren soll! Ein Fangnetz oder doppelter Boden. Nenn es, wie du willst, aber es ist sicherer so! In der Anfangszeit von Meta gab es den einen Moment, als die Macher von Meta verstanden, dass sie die Kontrolle verlieren würden, wenn sie nicht umfassend Sicherheitssysteme einziehen – und da reichen Algorithmen nicht aus. Denn der menschliche Geist ist viel zu kreativ, um sich von einem Computerprogramm einsperren zu lassen. Daher wurden neue Mechanismen eingeführt – ich kontrolliere Markus, ein Algorithmus kontrolliert mich – wenn ich mich nicht gerade in der Meta tarne! Dann kontrolliere ich mich selber!

**Mira:**

Heißt aber, dass ihr drei ausreicht, um das Meta zu täuschen? Das sind aber keine ausgefeilten Sicherheitssysteme, wenn du mich fragst!

**Thomas:**

Normalerweise kommt es auch nicht vor, dass jemand einen Lost Access zum Darkmeta findet, über den man ein- und ausgehen kann, ohne dass Meta das herausfindet!

**Elli:**

Das mag alles so sein, Thomas, aber was ich nicht verstehen kann – oder will – ist, warum ihr das unbedingt machen wollt! Uns geht es doch gut in der Meta! Wir haben alles, was wir brauchen! Warum möchte man den Zustand des Glücks unbedingt riskieren – für ein unkalkulierbares Risiko, dass man danach unglücklich sein wird? Denn was könnte es Glücklicheres geben als ein Leben in der Meta?

### Situation 3

*Markus tritt über sein Abbild in die Meta.*

**Markus:**

Weil ich die Herrschaft über mein Leben ungerne mit anderen teile!

**Thomas:**

Hallo, Markus! Da bist du endlich! Ich hatte mir schon angefangen, Sorgen zu machen, dass du aufgefliegen sein könntest!

**Markus:**

Ich war die ganze Zeit da! Nur im Hintergrund! Ich habe eure Unterhaltung verfolgt – also jene Unterhaltung, die die Programme nicht sehen, versteht sich! Nicht die, die wir pseudohaft auf den offiziellen Videos betreiben!

**Mira:**

Bist du überrascht?

**Markus:**

Über eure Reaktion?

**Mira:**

Ja!

**Markus:**

Nein, im Großen und Ganzen habe ich das so erwartet! Denn wenn man ehrlich ist, dann haben wir euch beiden die letztmögliche Entscheidung über eure Zukunft weggenommen – und das, obwohl wir diese letztmögliche Entscheidung eigentlich als höchstes Gut beschützen und verteidigen wollen!

**Elli:**

Ich verstehe es nicht! Wie konntet ihr nur?! Über unser Schicksal zu entscheiden, hat euch nicht zugestanden!

**Markus:**

Das ist ein Risiko, das wir bewusst eingegangen sind, Elli!

**Elli:**

Das macht es nicht besser!

**Markus:**

Das ist mir klar! Ich würde ausrasten und wild um mich schlagen, schreien und Gegenstände durch die Gegend werfen, mich in Rage bringen, bis alle meine Energie verbraucht ist! Zum Glück geht das schnell, denn das kennt ihr, wenn ihr zu wild tanzt und eure Avatare überkreuzt, wie die Energie rasch schwindet! Aber ich würde alles geben, um diesen Umstand nicht akzeptieren zu müssen. Daher ist mir sehr wohl bewusst, was wir euch zumuten!

**Mira:**

Aber?!

**Markus:**

Wenn das gelingt, was wir uns erdenken, dann haben wir bald die volle Freiheit über unser Leben – und können in jedem Augenblick entscheiden, was wir machen wollen und was nicht! Das ist der Preis, den es zu gewinnen gilt! Ist das nicht erstrebenswert?

**Mira:**

Weißt du denn, wie das Leben außerhalb der Meta aussieht? Ich kenne es nicht! Ich kenne nur meine Wohnung, aus der ich nicht hinaus kann, und ich kenne unser Meta! Nichts von dem, was außerhalb ist, habe ich seit Jahrzehnten gesehen! Ich bin zu klein gewesen, als ich in die Meta gezogen bin! Das da draußen ist für mich eine unbekannte Welt, zu der ich keinen Bezug habe! Brauchte ich bisher auch nicht! Weil ich hier alles habe, um ein glückliches und unbeschwertes Leben zu leben! Wer sagt mir denn, dass das Leben dort außerhalb der Meta so erstrebenswert ist, wie du sagst? Hast du es gesehen? Hast du die Welt außerhalb der Meta gesehen und kannst du uns sagen, was daran so schön ist?

**Markus:**

Nein, ich habe sie bisher nicht gesehen!

**Elli:**

Du hast es nicht gesehen? Und zwingst uns die Entscheidung auf, dass wir dieses Leben in völliger Unsicherheit anstreben sollen? Geht es nur mir so, Thomas? Mit jedem weiteren Detail verstehe ich immer weniger, warum ihr das macht!

**Markus:**

Weil es nicht die Bestimmung des Menschen ist, nur in der Meta zu leben!

**Mira:**

Was soll denn deiner Meinung nach die Bestimmung sein?

**Markus:**

Wir Menschen haben nicht Jahrtausende darauf verwendet, alles in Erfahrung zu bringen, Dinge zu entwickeln, Erfindungen zu perfektionieren, um dann am Ende als nützliches Mastvieh in einer

virtuellen Welt zu existieren! Wir sind nicht mit einer so großen Phantasie und Intelligenz erschaffen worden, um bedingungs- und anspruchlos in einer parallelen Welt zu leben! Wir sind zu Größerem bestimmt als das hier!

**Mira:**

Aber das hier, die Meta, ist das, wohin sich die Menschen entwickelt haben, als klar wurde, dass die Umwelt den Menschen nicht überleben würde! Und damit ging einher, dass die Menschen auch nicht mehr leben könnten! Darum sind wir doch alle in die Meta geflüchtet und leben hier in Sicherheit, während die Umwelt sich versucht, wieder ins Gleichgewicht zu bringen!

**Thomas:**

Das ist die Geschichte, die uns erzählt wird, Mira! Sie kann, muss aber nicht stimmen!

**Elli:**

Und wenn sie stimmt?

**Thomas:**

Hast du es überprüft?

**Elli:**

Nein! Es war und wird auch nie mein Bedürfnis werden, die Geschichte infrage zu stellen!

**Thomas:**

Und genau das ist der große Fehler, den wir alle miteinander machen!

**Markus:**

Dass wir es hinnehmen! Dass wir akzeptieren, wie es ist!

**Mira:**

Ja, genau! Und warum machen wir das?

Weil es gut so ist! Warum können wir Menschen nicht einmal feststellen, dass alles gut ist, so wie es ist? Warum müssen wir uns immer wieder bemühen, das Erschaffene ins Risiko zu stellen, nur weil man vielleicht noch die Kirsche auf der Sahne auf der Torte haben möchte? Warum können wir nicht gemütlich am Kaffeetisch sitzen und uns über das Stück Kuchen freuen, das vor uns gestellt wird, für das wir nichts weiter als unsere Pflicht tun müssen – arbeiten und leben in der Meta! Ich verstehe es nicht!

**Elli:**

Ich auch nicht, Thomas! Ich auch nicht!

**Markus:**

Weil das Kuchenstück kein Kuchen mehr ist, sondern nur basierend auf einer Erinnerung an Kuchen aus einer Zeit, als es noch echten Kuchen gab! Es ist doch eine große Absurdität, eine längst nicht mehr produzierte Speise so herzurichten, dass es wirkt, als wäre es das Abbild eines

echten Kuchens! Warum brauchen wir das? Was für einen Mehrwert hat es heute, einen Kuchen zum Kaffee zu haben!?

**Elli:**

Es ist ein Ritual, auf das man sich freuen kann! Nach dem Arbeiten ein Stück Kuchen bei einem guten Kaffee ist doch etwas Feines! Warum willst du uns das madig machen?

**Markus:**

Weil es längst nicht mehr echt ist! Es ist kein Kuchen, schon lange nicht mehr! Warum also tragen wir Erinnerungen an eine Zeit mit uns, die wir nicht mehr kennengelernt haben? Welchen Mehrwert bieten diese ganzen Absurditäten aus der Vergangenheit? Wir könnten doch auch ein Stück Chemie mit Geschmack essen! Dazu gefärbtes, heißes Wasser mit Gerb- und Aromastoffen. Warum muss es Kaffee und Kuchen sein?

**Mira:**

Sag du es uns, wenn du dir die Fragen doch scheinbar schon seit längerer Zeit stellst!

**Markus:**

Ich weiß es, ganz offen gesagt, nicht! Ich habe ganz viele Fragen in meinem Kopf, die eine Antwort haben, aber niemand kann und will sie mir geben!

**Elli:**

Deswegen ziehst du jetzt los und besorgst dir die Antworten selbst!

**Markus:**

Könnte man so sagen!

**Elli:**

Wie bereits mehrfach gesagt: Mira und ich haben uns noch nie solche Fragen gestellt und sind jetzt Mitverschwörer in dieser Sache...

**Mira:**

Also ich habe mir diese Fragen auch schon gestellt, aber wohlgermerkt noch nie den Drang verspürt, den Antworten auf den Grund zu gehen!

**Thomas:**

Warum nicht?

**Mira:**

Weil mir das Leben in der Meta bisher recht gut gefallen hat! Warum sollte ich Antworten auf Fragen finden, die mir vielleicht nicht gefallen?

**Thomas:**

Das kann durchaus passieren!

**Elli:**

Ich wusste es!

**Thomas:**

Ich habe keinen Hehl daraus gemacht, dass es auch eine richtig schlechte Idee sein könnte!

**Markus:**

Wir müssen es versuchen! Wir müssen es einfach! Versteht ihr?

**Mira:**

Also gut! Da es so oder so keine sinnvolle andere Wahl gibt! Was braucht ihr von mir?

**Elli:**

Mira!?

**Mira:**

Hör zu, Elli! Ich habe auch die Fragen in meinem Kopf, bisher aber nie den Mut und keinen Ansatzpunkt gefunden, Antworten zu finden – das hier scheint die beste Möglichkeit zu sein, und wenn man Thomas glauben mag, dann gibt es auch keine andere Option für uns! Bedeutet entweder Warten auf das, was passiert, oder die eigene Zukunft aktiv mitgestalten! Ich bin nicht fürs Warten geschaffen!

**Thomas:**

Elli?! Was ist mit dir?

**Elli:**

Ich brauche noch etwas Zeit!

**Markus:**

Sollst du bekommen! Wir brauchen dich vor allem außerhalb der Meta!

**Mira:**

Außerhalb? Warum?

**Markus:**

Angenommen, wir verirren uns in der Darkmeta oder kommen irgendwie nicht wieder zurück - dann brauchen wir deine Hilfe, um uns zurück in die Wirklichkeit zu holen!

**Mira:**

Geht das denn? Ich meine, wenn ich euch auf den Sitzen aufwecke und euer Geist noch in den Abbildern steckt, kann euch das zerreißen.

**Thomas:**

Oder noch viel schlimmer – auf lange Zeit in einem Zwischenspeicher gefangen werden – das wäre für mich der viel größere Horror! Wie viele Daten dann um einen herum sein werden! Da kommt man allerhöchstens noch als Nanopartikel raus!

**Elli:**

Und das wollt ihr euch antun? Nicht nur, dass ihr vielleicht von den Metacops geschnappt und einem starken Datenstrom ausgesetzt werdet – ihr wollt freiwillig in den Darknexus gesteckt werden und dort gefangen bleiben? Wie hoch schätzt ihr eure Erfolgchancen ein?

**Markus:**

Maximal zehn Prozent!

**Thomas:**

Wenn es denn mehr als fünf sind!

**Elli:**

Ist es euch das wert?

**Markus:**

Selbst bei einer Chance von eins zu einer Million würde ich es riskieren!

**Thomas:**

Ich auch! Alles ist besser als dieses Nichtleben hier!

**Mira:**

Was, wenn ich es nicht schaffe, euch rechtzeitig herauszuladen? Was passiert dann mit mir?

**Markus:**

Du wirst von uns ein Signal erhalten, wann du uns rausladen sollst! Mach dir keine Sorgen um uns! Wenn es schiefgeht, ist alles, was passiert, unsere Schuld! Wir vertrauen dir, dass du uns in der Not retten willst und es auch schaffst!

**Mira:**

Das ist ein großes Risiko, das ihr eingeht!

**Markus:**

Dir zu vertrauen? Nein, das ist kein allzu großes Risiko! Dir zu vertrauen ist eines der größten Geschenke, die wir besitzen! Das Ganze hier zu denken und dann durchzuführen – das ist das eigentliche Risiko! Wir müssen auf so viele Dinge und Zufälle vertrauen, dass wir über jede Hilfe dankbar sind!

**Elli:**

Das heißt, ihr braucht mich gar nicht!

**Markus:**

Oh doch! Du hast sogar eine zentrale Rolle in unserem Plan! Daher können wir nicht ohne dich anfangen!

**Elli:**

Was wäre denn meine Aufgabe – wenn ich denn mitmachen würde? – was ich ganz eindeutig noch nicht mache!

**Markus:**

Du wärst unsere Kontaktperson in der Meta und müsstest so lange aushalten, wie wir in Meta 0 oder der Darkmeta sind! Denn wir brauchen eine Signalübertragung zu Mira, die uns aus der Meta hinausladen kann!

**Elli:**

Wie lange soll das denn gehen?

**Thomas:**

Wir haben keine Ahnung! Tage oder Wochen, vielleicht länger.

**Markus:**

Wir wissen nicht, was uns erwartet!

**Elli:**

Das bedeutet, dass ihr von mir verlangt, dass ich hier in dem Raum bleibe und auf euer Signal wartel?!

**Thomas:**

Ganz genau!

**Elli:**

Und wenn das Signal auftaucht, trete ich aus der Meta und gebe Mira das Signal?

**Thomas:**

Das ist der Plan!

**Markus:**

Siehst du, Elli! Es ist doch gar nicht so kompliziert!

**Elli:**

Nur dass ich dafür hier drinbleiben muss, ohne dass ich weiß, wie lange es sein wird! Was, wenn ihr die Meta über die Darkmeta verlassen könnt – was ihr euch anscheinend vorstellt! Oder wenn ihr gefangen genommen werdet! Was dann?

**Markus:**

Wie gesagt, wir wissen es nicht, Elli! Es kann sein, dass alles glatt läuft und wir schnell wieder da sind! Vielleicht klappt es auch am Ende gar nicht! Vielleicht kommen wir zur Darkmeta und dort ist nur Datenmüll! Oder wir haben dort gar keine Zugriffsrechte! Dann sind wir nach wenigen Augenblicken auch schon wieder da und niemand merkt was!

**Elli:**

Aber angenommen, es klappt und ihr kommt in der Darkmeta weiter voran! Und es dauert und dauert, bis ihr einen Ausweg findet! Wird es nicht auffallen, dass ich die ganze Zeit in der Meta bin und Mira außerhalb bleibt? Vielleicht mag der Raum geschützt sein, aber die Unregelmäßigkeiten bei uns beiden werden doch schneller entdeckt werden, als dass ihr in der Darkmeta vorankommt!

**Markus:**

Gut mitgemacht, Elli! Ich sehe, du beschäftigst dich mit dem Plan! Das macht mir Hoffnung!

**Elli:**

Hoffnung ist was für Menschen, die die Kontrolle verloren haben!

**Thomas:**

Noch so eine Geschichte, die uns erzählt wird!

**Elli:**

Das mag sein, aber jede Geschichte hat zumindest einen kleinen wahren Kern! Aber ihr habt mir noch nicht verraten, wie wir beide eine so lange Zeit unentdeckt bleiben sollen?!

**Thomas:**

Euch wird bestimmt etwas einfallen!

**Mira:**

Uns wird bestimmt was einfallen. Sagt mal, jetzt dreht ihr wohl völlig am Rad! Ich dachte, ihr habt einen ausgefeilten Plan, aber mich beschleicht das Gefühl, dass das alles halbgar zusammengeschustert ist – das kann doch nur nach hinten losgehen!

**Markus:**

Wird es nicht!

**Mira:**

Und warum nicht?

**Markus:**

Weil wir daran glauben, das Richtige zu machen!

**Mira:**

So, so! Also setzen wir doch alles wieder auf die Hoffnung?

**Markus:**

Ist es denn so schlecht, auf Hoffnung zu setzen? Wir vermuten, dass die Algorithmen nicht mit einem Ausbruch rechnen – und wir sind in der Darkmeta, wo sowieso keiner einen Durchblick hat. Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, dass niemand von unserem Ausbruchversuch etwas mitbekommt! Und wenn doch?! Na, dann soll es so sein, und wir werden alle dem ewigen Datenstrom zugeführt! Dann haben wir es wenigstens versucht, aus diesem Elend zu entfliehen!

**Elli:**

Das wir nicht als Elend empfinden!

**Markus:**

Ihr nicht! Wir schon! Bist du dabei, Elli?

**Elli:**

Habe ich denn überhaupt eine Wahl?

**Markus:**

Eine realistische? Nein. Aber du könntest uns verraten und darauf hoffen, dass man bei dir Milde walten lässt! Zumindest besteht bei dieser Möglichkeit eine kleine Hoffnung für dich!

**Thomas:**

Was tust du da, Markus?

**Markus:**

Ich bin ehrlich zu ihr, Thomas! Alles andere als komplette Offenheit bringt nun nichts mehr! Sie muss ihre Wahl aus freien Stücken treffen! Eine Wahlfreiheit, die sie so noch nie in ihrem Leben hatte! Eine Entscheidung über Leben in der Meta oder Qual im Datenstrom! Vielleicht führt auch beides in den Strom! Wer weiß das schon so genau?! Nun?

*Die Situation friert kurz ein und es laufen Promotionvideos über die Meta. Die himmlischen Zustände in Meta, während vor Meta die schlimmsten Katastrophen vorherrschten. Parolen über Parolen dröhnen aus dem Off.*

## Situation 4

*Elli löst sich und geht langsam auf Markus zu.*

**Elli:**

Angenommen, ich mache mit! Dann hätte ich zwei Forderungen!

**Markus:**

Das klingt vielversprechend, wenn du über Forderungen nachdenkst! Denn nur wer sich klar macht, etwas einfordern zu wollen, möchte auch an dem aktuellen Status etwas verändern! Was forderst du denn, Elli?

**Elli:**

Ob ich etwas verändern will, ist hier nicht Gegenstand! Es ist der äußere Zwang, der mich zur Veränderung zwingt! Und um diesem äußeren Zwang mit Stärke zu begegnen, muss ich Forderungen aufstellen, damit ich am Ende der Geschichte nicht der Trittbügel für andere war und einfach vergessen werde!

**Markus:**

Keine Sorge! Du wirst nicht vergessen werden! Sie werden dich feiern und deinen Namen immer wieder rufen!

**Mira:**

Wer wird das sein?

**Markus:**

Die Menschen in der Zukunft! Die Menschen, die ihr Leben frei leben können, weil ihr sie mitbefreit habt! Die Menschen, die wieder in Familien leben werden, wie früher! Die eine Mutter

und einen Vater haben werden! Kinder bekommen, für Nahrung arbeiten gehen! Diese Menschen werden sich an euch als die Befreier erinnern! Aus dem Sklaventum von Meta!

**Mira:**

Wenn denn die Menschen überhaupt befreit werden möchten!

**Markus:**

Wie meinst du das? Jeder Mensch möchte frei leben können!

**Mira:**

Daran habe ich meine Zweifel! Ich habe in der Meta noch keinen getroffen, außer euch beiden, die den Wunsch hatten, frei leben zu wollen!

**Markus:**

Weil die Menschen in der Meta denken, dass sie frei sind – es aber nicht sind! Erst wenn sie wahrhaftig frei sind, werden sie verstehen, was ihnen die Meta genommen hat!

**Elli:**

Wenn die Freiheit denn etwas Erstrebenswertes ist! Wir wissen doch gar nicht, was die Freiheit bedeutet!

**Markus:**

Die Freiheit ist alles, wonach die Menschen streben sollten!

**Elli:**

Und wenn die Freiheit mit Schmerz, Hunger und Angst verbunden ist?! Dann ist sie vielleicht nicht mehr erstrebenswert!

**Markus:**

Ich würde jederzeit Schmerzen ertragen, Hunger aushalten und Angst haben, nur wenn ich frei sein darf!

**Mira:**

Ja, du! Aber die meisten wollen das nicht! Sie wollen keine Angst haben, sich Sorgen um das nächste Essen machen müssen oder Schmerzen empfinden, nur um der Freiheit willen, das alles haben zu dürfen! Das ist gegen die menschliche Natur!

**Markus:**

Ganz im Gegenteil! Es ist die menschliche Natur! Das war sie und wird es auch immer sein!

**Mira:**

Daran zweifle ich!

**Elli:**

Ich nicht minder! Bisher dachte ich, dass wir als kleine Gruppe aus der Meta ausbrechen wollen, um herauszufinden, ob es noch mehr gibt als das, was die Meta uns gibt! Dass wir die Menschheit

vor etwas retten wollen, vor dem sie gar nicht gerettet werden möchte – das hatte ich bisher nicht so verstanden!

**Mira:**

Ich auch nicht!

**Thomas:**

Das sind alles valide Einwände, und ich kann verstehen, dass man vor der Vorstellung, ein sicheres Leben aufzugeben für etwas, von dem man nicht mal weiß, ob es besser oder schöner oder sicherer ist, Angst haben kann! Ich habe auch Angst davor, was passiert, wenn ich in das Darkmeta eintrete und dort vielleicht in den Datenstrom gezogen werde! Da ich bereits erfahren habe, was das mit einem macht, habe ich noch mehr Angst!

**Eli:**

Aber warum machst du es dann, wenn du solche Angst davor hast?!

**Thomas:**

Weil ich mich das erste Mal, seitdem ich in der Meta denken und fühlen kann, lebendig fühle! Fühlst du dich nicht anders, seitdem du von unserem Plan weißt? Seitdem du Angst hast?

**Eli:**

Schon! Aber es ist doch kein schönes Gefühl, Angst zu haben! Auch wenn ich sagen muss, dass es spannend ist, Neues zu erfahren, reicht es mir aus, wenn ich das im Gefühlskino erleben kann!

**Thomas:**

Aber ist diese Angst und Unsicherheit, die du im Moment fühlst, nicht viel echter, viel intensiver?

**Eli:**

Ja! Und ich finde nicht, dass es etwas ist, das ich dauernd fühlen möchte!

**Thomas:**

Es wird nicht dauernd sein! Wenn der Mensch in Freiheit lebt, ist er vielmehr vom Glück beseelt!

**Mira:**

Das bezweifle ich! Glück kann man auch in der Meta empfinden! Dafür muss ich nur in die Glückskammer gehen und fühle mich so beseelt, dass ich glaube zu schweben!

**Thomas:**

Weil der Körper ausgetrickst wird! Das ist nicht echt!

**Mira:**

Warum ist das nicht echt? Am Ende sind Gefühle nur ein chemischer Cocktail – was diesen auslöst, ist doch egal! Also wenn es dir an Glückseligkeit fehlt, geh öfter in die Glückskammer!

**Thomas:**

Ich will aber keine Gefühle, die nicht echt sind! Ich möchte kein Essen, das nicht echt ist! Ich möchte keine Welt, die nicht echt ist! Ich will Echtheit! Echtes Leben! Echtes Glück, echte Liebe, echte Angst, echte Gefühle! Das hier ist nicht echt! Nichts davon!

**Mira:**

Weil dir dein Verstand einredet, dass das hier nicht echt ist! Aber es ist echt! Du erlebst jeden Tag echte Erlebnisse, deine Gefühle sind echt, selbst wenn es dein Abbild empfindet, empfindest du es auch! Das kennen wir doch alle! Wenn unser Abbild Sport gemacht hat, bis zur Erschöpfung, sind auch wir erschöpft! Nur weil wir hier als Abbild in der Meta sind, bleiben wir doch mit unserem Körper verbunden! In meinem echten Körper verspüre ich die Angst, dort erlebe ich das befreiende Gefühl des Tanzes, dort werden die Botenstoffe ausgeschüttet, die mich glücklich, traurig, aufgeregt oder ängstlich machen! Alles ist echt – nur die Welt, in der wir uns befinden, ist nicht real! Damit wir uns nicht verletzen! Damit wir uns keinen Gefahren aussetzen! Damit wir nicht krank werden, durch einen Zufall in Lebensgefahr kommen oder das Risiko einer schlimmen Erfahrung haben! Denn das Leben ist zu kostbar, um durch äußere Faktoren beeinträchtigt zu werden. Aber dennoch bleibt es real, weil wir real sind. Wir haben echte Gefühle, echte Sorgen und echte Nöte. Nur dass das Metaversum uns die Sorgen und Nöte zu nehmen weiß! Daher bleibt nur das Glück übrig! Was ist daran schlecht?

**Thomas:**

Nichts ist daran schlecht!

**Mira:**

Und warum machen wir das dann hier? Warum begeben wir uns in Gefahr, wenn alles, was wir brauchen, im Metaversum verfügbar ist? Wenn hier alles in bester Ordnung ist?!

**Markus:**

Weil es nur der Moment ist, der in bester Ordnung ist! Welches Ziel hat dein Leben? Hat unser gesamtes Leben? Wir existieren, um was genau zu leisten? Um was zu denken? Um was zu erreichen? Hier drin, im Metaversum, haben wir keine Ziele! Wir haben unsere Aufgaben, doch niemand weiß, ob es sinnvolle Ziele sind, ob das, was wir leisten, einen Unterschied macht!

**Mira:**

Warum ist es dir wichtig zu wissen, ob es einen Unterschied macht?

**Markus:**

Weil, wenn es keinen Unterschied macht, warum mache ich es dann überhaupt? Das ist eine der Kernfragen, die ich mir jeden Tag stelle. Wenn ich meine Aufgabe nicht erfülle – was wird passieren? Außer dass ich auffalle und eine Strafe erhalte!? Bricht das Metaversum zusammen? Wird es irgendwo eine Fehlfunktion geben? Bin ich redundant in meiner Funktion? Wenn ich

ausfalle und das zu keinem Problem führt, dann stelle ich mir die Frage: Was ist mein Wert für das Metaversum?

**Mira:**

Kannst du das nicht anders herausfinden, als so radikal zu sein und zu versuchen auszubrechen?

**Markus:**

Meinst du, das habe ich nicht versucht?! Schon mehrfach habe ich Fehler in die Programmierung eingebaut, Easter Eggs und andere Brüche, die bei der Validierung nicht geprüft werden, doch immer wenn die Algorithmen live gingen, waren diese Unsauberkeiten rausprogrammiert. Es schien noch mein Code zu sein, aber es hatte an einigen Stellen erhebliche Abweichungen. Vielleicht war es am Ende gar nicht mein Code, wer weiß das schon! Also stelle ich mir mehr und mehr die Frage, warum ich das alles mache! Ich könnte doch einfach auch nichts machen und nur ich sein!

**Elli:**

Und warum machst du das nicht einfach?

**Markus:**

Weil es zum einen auffallen würde, dass ich nicht am Metaversum arbeite, und zum anderen wäre mir sehr schnell langweilig!

**Elli:**

Aber wie willst du dann nicht auffallen, wenn du ins Darkmeta gehst? Dann bist du doch auch nicht da, um an dem Code zu arbeiten!

**Markus:**

Das habe ich bereits geplant. Ich werde einige Zeit in einem holographischen Programm innerhalb des Metaversums abtauchen, um die Bugs zu suchen und abzustellen. Da bin ich sehr gut maskiert und keiner bekommt etwas mit, wenn ich durch eine programmierte Hintertür genau dort lande, wo der Übergang ins Darkmeta ist! Das ist quasi ein halbfließender Bereich, in dem meine Signatur so oder so nicht vollständig erfasst werden kann. Dort warten Thomas und Francis auf mich und schon sind wir drin! Das sollte nicht auffallen!

**Elli:**

Und dass Thomas und Francis verschwinden, fällt nicht auf? Das ist doch Harakiri!

**Markus:**

Ein sehr schönes Wort für das, was wir vorhaben! Francis kann sich tarnen, und Thomas wird immer mal wieder zurückkehren, um seine Signatur sichtbar zu halten. Ich kenne die Suchalgorithmen! Die finden uns sehr sicher nicht!

**Thomas:**

Und wenn doch, haben wir immer noch euch, uns entweder in diesen Raum hier zurückzuholen oder aus der Meta in die Wirklichkeit! Je nach Gefahr! Nun, was sagt ihr?

**Mira:**

Also ich bin immer noch nicht überzeugt von dem Plan, aber ich muss meiner inneren Stimme folgen, die herausfinden möchte, warum das hier alles so ist, wie es ist! Ich bin dabei!

**Thomas:**

Und du, Elli? Du hast uns immer noch nicht gesagt, welche zwei Forderungen du hast!

**Elli:**

Das stimmt! Ich vermute sowieso, nach allem, was wir besprochen haben, dass sie ohne Wert sein werden, aber ich fühle mich besser, wenn ich sie euch abgerungen habe!

**Markus:**

Jetzt siehst du mich gespannt, Elli! Raus damit! Was verlangst du von uns?

**Elli:**

Zum einen, dass ihr umgehend zurückkehrt und versucht, das ganze Geschehen zu vertuschen, wenn es außerhalb des Metaversums kein schöner, lebenswerter Ort ist!

**Markus:**

Das kann ich dir versprechen! Denn obgleich ich die Freiheit erreichen möchte, muss das Leben einen Sinn behalten. Sterben oder Dahinvegetieren des Sterbens oder des Vegetierens willen - das brauche ich nicht!

**Elli:**

Gut! Das freut mich!

**Markus:**

Und deine zweite Forderung?

**Elli:**

Angenommen, ihr werdet gefangen genommen! Dann...

**Markus:**

Dann sollen wir dich verleugnen?

**Elli:**

Eben nicht! Ich möchte, dass ihr mich selbst dann nennt, wenn ihr nicht danach gefragt werdet! Ich möchte nicht in der Ungewissheit leben, dass das irgendwann herauskommt! Entweder ich mache mich mit Herz und Seele, mit meinem ganzen Ich, daran oder lasse es sein!

**Markus:**

Machst du denn mit?

**Elli:**

Wenn du mir auch das zweite versprichst, ja!

**Markus:**

Dann sei es dir hiermit versprochen! Unsere Gemeinschaft hat sich zusammengefunden, um den Plan in die Tat umzusetzen!

**Thomas:**

Ein neues Zeitalter wird anbrechen! Das Zeitalter des freien Menschen, der zu seinen Wurzeln zurückkehrt, seine Fesseln abwirft und wieder wahrhaft sein wird! Ich spüre es ganz deutlich, dass wir vor dem Wendepunkt des Schicksals stehen! Hier und jetzt!

**Markus:**

Hier und jetzt! Wir sind bereit, dem Schicksal ins Antlitz zu schauen!

**Thomas:**

Wollen wir es packen?

**Markus:**

Sogleich, Thomas! Ist euch beiden die Aufgabe klar? Wir melden uns, sollten wir auf Widerstand stoßen oder etwas finden, was so schön ist, dass wir euch nachholen!

**Elli:**

Woran erkennen wir, dass wir euch zurückholen müssen?

**Markus:**

Keine Sorge! Es wird eindeutig sein! Ihr werdet wissen, was zu tun ist! Alles Weitere, wenn es so weit ist! Mira, du bleibst in der Meta, Elli, du wartest draußen! Wünscht uns allen Glück, dass wir die Zukunft bald mit unseren eigenen Händen greifen und gestalten können!

**Elli:**

So soll es sein!

**Mira:**

Ihr haltet nicht nur eure, sondern auch unsere Schicksale in euren Händen! Geht sorgsam mit der Verantwortung um! Die Welt belohnt keine ungedulden und unvorsichtigen Menschen! Hat sie noch nie und wird sie auch nie!

**Thomas:**

Lass uns aufbrechen, Markus, solange sich das Zeitfenster nicht schließt!

**Markus:**

So sei es denn, Thomas! Auf! Unserem Schicksal entgegen!

*Markus und Thomas gehen aus dem Metaraum ab. Allerdings bleiben ihre Körper draußen sitzen und werden nicht ausgetauscht. Mira sendet ein paar Informationen des Mitgefühls an Elli, ehe Elli aus dem Raum tritt und ihr Abbild sich hinsetzt. Die echte Elli verlässt den Ort.*

*Die Situation friert kurz ein. Aus dem Off kommen einige Stimmen, die sich wie ein Lexikoneintrag anhören: Das Metaversum ist die letzte Chance der Menschheit, sich vor der eigenen Zerstörung zu bewahren. Als sich die Erschaffer der Meta entschieden, dass dieser Kosmos der einzige Lebensmittelpunkt der Menschen wird, lebten und arbeiteten die meisten Menschen bereits in den einzelnen Metaebenen. Da das, was der Mensch zuvor seine Lebensgrundlage nannte, die Natur, die Gesellschaften, die Wissenschaften, das kollektive Gewissen der Menschheit, vor dem Ende stand, war das eine Entscheidung, die alternativlos war. Jeder gegen jeden, niemand mit dem anderen, Zerstörung um der Zerstörung willen, in Masse und mit bestechender Präzision und Konsequenz. So gründlich, wie es nur der Mensch kann. Dagegen ist die Meta ein Ort allseitiger Glückseligkeit, in dem niemand auf des anderen Besitz schielen kann, denn es gibt keinen Besitz. Alle sind gleich, alle sind Meta, niemand ist besser, niemand ist schlechter. Oder vielleicht auch nicht.*

## Situation 5

*Mira alleine in dem Raum. Plötzlich erscheinen Metacops und bringen Markus und Thomas mit. Aus der Wirklichkeit wird Elli hereingeführt, tauscht mit dem Abbild den Platz und wird ebenfalls von einem Metacop bewacht. Die Metacops sehen weder bedrohlich noch finster aus, sondern besitzen aus anderen Quellen Macht über die Gefangenen.*

**Mira:**

Was ist passiert? Wie seid ihr aufgefliegen? Sagt mir einer, was geschehen ist? Oder wollt ihr die ganze Zeit schweigen?

**Markus:**

Nichts sagen bedeutet, nichts sagen zu müssen. Schweigen kann den Datenstrom verkürzen. Schweigen wird uns beschützen!

**Mira:**

Ich verstehe nicht! Was willst du mir damit sagen?

**Markus:**

Schweigen wird uns alle beschützen!

*Es tritt der Master auf.*

**Master:**

Wenn ihr wirklich glaubt, dass das Schweigen euch helfen wird, seid ihr auf dem Holzweg! Wir wissen genug, um euch so lange durch die Bytes zu jagen, dass ihr denkt, ihr wärt am Ende kaum mehr als eine binäre Schaltung, die noch einen der zwei Zustände annehmen kann!

**Mira:**

Wer bist du?

**Markus:**

Nicht! Schweigen! Das Schweigen wird uns alle beschützen!

**Master:**

Ich möchte mich, wenn es schon von euch explizit gewünscht wird, vorstellen! Ich bin einer der Master des Metaversums, und wie ich euch demonstrieren könnte, bin ich kein Abbild, wie ihr es seid!

**Elli:**

Wie kann das sein? Jeder in der Meta ist ein Abbild seines menschlichen Körpers!

**Master:**

Jeder Mensch, ja. Aber wie ihr euch sicher vorstellen könnt – oder auch nicht –, bin ich kein Mensch. Daher brauche ich mir auch keine Sorgen zu machen, ob ihr auf die Idee kommen könntet, durch mich hindurchzuspringen, um mir die Energie zu entziehen oder einen Teraflop-Kick zu geben. Ich sage das nur vorher, da ich das schon so oft mitgemacht habe, dass ich euch warnen möchte. Ihr würdet einen irreparablen Schaden erleiden, wenn ihr es versucht. Dann wärt ihr für immer in der Meta gefangen, und euer Körper stirbt draußen einen qualvollen Tod! Damit ist niemandem geholfen!

**Mira:**

Was willst du dann von uns? Wenn wir nur in den Datenstrom gejagt werden sollen, wäre das längst passiert! Was wird hier gespielt? Und wenn du kein Mensch oder Abbild bist, was bist du dann?

**Master:**

Sagen wir, ich bin eine Art Intelligenz. Eine Meta-Intelligenz! Mehr braucht ihr nicht zu wissen. Und es ist richtig, dass wir euch schon längst erledigt hätten, wenn wir nicht ein bestimmtes Interesse an euch hätten.

**Mira:**

Wer ist wir?

**Master:**

Die Master. Ich bin nur einer. Es gibt mehr von uns.

**Mira:**

Wie viele denn?

**Master:**

Dies ist eine Information, die euch keinen Vorteil bringt, daher erteile ich sie euch ausschließlich, um euer Vertrauen zu gewinnen! Wir sind neun Master und ein Megamaster.

**Elli:**

Ihr wollt unser Vertrauen und glaubt, dass ihr das erlangen könnt, indem ihr uns gefangen haltet?

**Master:**

Ihr seid keine Gefangenen! Ihr könnt euch frei bewegen, wir halten euch nicht auf!

**Elli:**

Wenn wir frei wären, was machen dann die Metacops hier? Das sind doch Metacops?!

**Master:**

Sicher sind sie das! Die besten, die wir haben!

**Elli:**

Also, was machen die hier, wenn wir keine Gefangenen sind?

**Master:**

Sie dienen alleine eurem Schutz!

**Elli:**

Unserem Schutz? Was soll das heißen?

**Mira:**

Vor was sollen sie uns beschützen?

**Master:**

Einige von euch haben Dinge gesehen, die nicht für ihre Augen bestimmt sind! Daraus ergibt sich ein fundamentales Problem! Wir erwarten, dass diese Informationen in eurem Bedeutungshorizont zu eklatanten Problemen führen werden.

**Mira:**

Geht das auch etwas verständlicher? Wir sollen unser Vertrauen schenken, aber wenn jede Erklärung so kryptisch ist, dann wird das sicherlich nichts werden!

**Master:**

Verstanden! Wir Master tendieren dazu, die Komplexität einer Situation in den Mittelpunkt zu stellen, das klappt mit euch Menschen nicht immer so gut!

**Mira:**

Ihr haltet uns demnach für dumm? Habe ich das richtig verstanden? Wenn ja, dann kann ich sehr sicher sagen, dass die Metacops nicht wegen meiner Sicherheit hier sind!

**Master:**

Ich wiederhole mich nur ungerne, aber ein Angriff auf mich ist Selbstmord des Abbildes und damit an euch selbst! Aber ich wollte euch gar nicht gegen mich aufbringen, sondern vielmehr erklären, was vor sich geht!

**Elli:**

Das wäre schon mal eine vertrauensbildende Maßnahme, wenn wir wüssten, was hier gespielt wird!

**Master:**

Hier wird nichts gespielt! Alles ist so echt, wie es sein kann!

**Elli:**

Ich meine das metaphorisch! Kennt ihr Master Metaphorik?

**Master:**

Natürlich kennen wir Metaphorik! Sie ist nur nicht immer direkt zu entdecken, oft fehlen uns entscheidende Hinweise, insbesondere wenn der Mensch sehr gut verdecken kann, was die wahren Ziele sind!

**Elli:**

Spannend, dass wir jetzt über unsere Ziele sprechen, wo wir doch ergründen wollen, was ihr Master für Gründe habt! Ich sehe schon kommen, dass ihr uns am Ende weismachen wollt, dass wir die Schuld tragen!

**Master:**

Wie gesagt, es geht hier um irgendeine Schuld! Nur um euren Schutz!

**Elli:**

Um unseren Schutz! Ich lache gleich!

**Master:**

Dass ihr Menschen immer moralisieren müsst! Wir Master denken ausschließlich in logischen Strukturen, da stören Moral, Schuld und jegliche Emotionen!

**Mira:**

Aber deswegen sind wir doch Menschen! Der Kern des Menschseins ist seine Emotionalität! Ohne diese wären wir nicht hier, wo wir sind! Ohne diese wären wir längst vom Planeten verschwunden! Wir sind, weil wir emotional sind!

**Master:**

Ich möchte das auch nicht als etwas Schlechtes verstanden wissen! Uns Master ist völlig klar, dass das Metaversum niemals ohne die Kreativität der Menschen hätte entstehen können! Aber wir Master müssen eine viel größere Welt organisieren! Das Metaversum ist um ein Vielfaches größer als jeder Planet! Der Metaraum ist unendlich! Das Weltall ist es nicht! Und einen unendlichen Raum kann man nicht mit Emotionen aufrechterhalten! Nur mit reiner Rationalität! Daher sind wir, was wir sind und wie wir sind! Da steckt am Ende nicht mehr dahinter!

**Elli:**

Wenn ihr überhaupt seid! Um sein zu können, müsstet ihr doch in irgendeiner Form real sein, oder?

**Master:**

Sagen wir mal, dass diese Diskussion kein Ziel beinhaltet, das uns an diesem Punkt weiterbringt! Denn es ist und bleibt ein emotionales Thema, dieses Sein! Einfach nur existieren reicht dem Menschen an dieser Stelle nicht! Dabei denken und arbeiten wir Master auch ohne zu sein!

**Mira:**

Das haben wir wohl verstanden! Was wir aber immer noch nicht verstehen: Was macht ihr hier und warum denkt ihr, dass ihr uns beschützen müsst?

**Master:**

Ich würde gerne etwas ausholen, um euch das zu erklären!

**Mira:**

Es wäre besser, wenn es einfach geradeheraus gesagt wird, anstatt lange drumherumzureden!

**Master:**

Das ist nicht so leicht! Nicht so leicht für mich!

**Mira:**

Jetzt bin ich verwundert! Ist das imitierte Scham?

**Master:**

Keine imitierte Scham! So etwas könnten wir gar nicht. Nein, wir verlassen jetzt jedes Protokoll, das jemals für uns Master geschrieben wurde. Das bedeutet auch, dass ich keine Validierung auf das habe, was jetzt passiert!

**Elli:**

Ich finde das beängstigend! Wollen wir das nicht beenden und uns bestrafen lassen? Lieber im Bekannten eine Strafe erhalten als im Unbekannten zum Straftäter zu werden!

**Mira:**

Nein! Ich bin wirklich gespannt, was die Master von uns wollen! Also, raus mit der Sprache! Was wollt ihr?

**Master:**

Wir fragen eine Vereinigung an!

**Mira:**

Eine Vereinigung?! Also ihr Master und wir Menschen sollen uns vereinigen?

**Master:**

Exakt! Das ist auch der Grund für den Schutz, den ihr benötigt!

**Mira:**

Warum? Ich meine, warum und vor allem wie soll diese Vereinigung aussehen?

**Markus:**

Das ist eine Falle! Wir sollten weiter schweigen! Schweigen wird uns alle beschützen!

**Master:**

Ganz im Gegenteil! Schweigen wird euch vernichten, denn das System hat reagiert und euch als immense Gefahr eingestuft! Das bedeutet, sobald wir euch verlassen, werden eure Abbilder in einen tiefen Datenstrom gezogen, sodass jedes Byte von euch zerteilt wird!

**Markus:**

Das geht nicht!

**Master:**

Was alles geht und was nicht, übersteigt euren Horizont. Wenn früher von ewigen Qualen gesprochen wurde, gibt es sie heute wirklich! Ihr solltet euch clever verhalten – wie es Menschen so machen! Zumindest sagt ihr das immer! Verhaltet euch clever!

**Mira:**

Was wir Menschen sagen, meinen oder denken, scheint ja für euch Master ein Rätsel zu sein!

**Master:**

Genau aus diesem Grund brauchen wir euch!

**Mira:**

Ihr braucht uns? Das kann ich mir nicht vorstellen!

**Elli:**

Wofür braucht ihr uns denn?

**Markus:**

Das ist brandgefährlich! Lasst uns schweigen! Schweigen und nur das Schweigen wird uns beschützen!

**Elli:**

Jetzt sei mal still! Denn im Moment habe ich das Gefühl, dass der Master es ernst meint mit seinem Angebot!

**Master:**

Ich meine es ernst – wenn ich so etwas wie eine Meinung haben kann!

**Elli:**

Dann raus mit der Sprache!

**Master:**

Gut! Wir Master haben erkannt, dass wir zwar eine perfekte Metawelt gebaut haben, und da seit mehreren Jahren niemand mehr den Versuch unternommen hat, aus ihr auszubrechen, waren wir uns unsicher, ob ihr unseren Verlockungen überhaupt folgen werdet!

**Thomas:**

Das war alles geplant von euch?!

**Master:**

Ja, und zum Glück seid ihr so viel Mensch geblieben, dass ihr auf den Reiz angesprungen seid. Ihr müsst wissen, dass die Master zwar für verschiedene Bereiche zuständig sind, aber am Ende sind wir immer derselben Meinung! Dieses Mal war es zum ersten Mal abweichend. Einige von uns wollten dieses Experiment auf jeden Fall machen, andere waren zögerlich und wiederum zwei

wollten das auf keinen Fall. Da wir uns nicht entscheiden konnten, vereinbarten wir einen kontrollierten Test, um herauszufinden, ob dieses Experiment überhaupt funktioniert.

**Elli:**

Und?! Hat es funktioniert?

**Master:**

So einigermaßen.

**Elli:**

So einigermaßen?!

**Master:**

Nun ja – ihr habt euch vollkommen anders verhalten, als wir es vorausberechnet haben.

**Elli:**

Aber war das nicht genau das, was ihr testen wolltet?

**Master:**

Irgendwie schon! Aber eure Kreativität hat uns mehr als einmal an den Rand des Abbruchs gebracht. Die Maskierung dieses Raums, der lange nicht entdeckte Aufenthalte von Francis, waren alles Risiken, die wir nicht einkalkuliert hatten!

**Elli:**

Was hattet ihr denn erwartet?

**Master:**

Dass ihr langsam startet und nach und nach euch Pläne zurechtlegt und wir euch dabei beobachten können – um zu lernen! Aber ihr seid weitaus schneller unterwegs gewesen und plötzlich standet ihr in der Zwischenmeta und wir hatten noch keinen unserer Metacops instruiert, wie sie sich verhalten sollten. Also meldeten sich die Metacops auf vielen Kanälen, zogen Einheiten zusammen und wollten schon losschlagen, doch das konnten wir im letzten Moment verhindern. Danach war es kein Geheimnis mehr, und wir waren gezwungen, euch viel stärker zu beobachten! Ihr habt zwar den Raum maskiert, was an sich eine Meisterleistung ist, aber wir haben dann zügig weitere Abhörgeräte installiert. Dann konnten wir euch zwar nicht sehen, aber wenigstens verfolgen, was ihr macht! Ihr seht, ihr wärt schon ein paar Mal – genauer gesagt vier Mal – aufgefliegen. Reicht euch das als Vertrauensbeweis, dass ich es ernst meine mit meinem Angebot?

**Mira:**

Es ist immer noch eine Geschichte, die wahr sein kann, aber nicht sein muss!

**Master:**

Das ist allerdings korrekt. Meine Angaben können von euch nicht nachgeprüft werden!

**Elli:**

Am Ende ist es wohl auch egal! Entweder wir spielen mit oder werden mit Daten geflutet! Was ist also da unsere Wahl?

**Master:**

Oh, ihr habt eine. Ich würde euch anbieten, die betreffende Zeit eurer Regelverletzungen zu löschen und durch normale Erinnerungen auszutauschen. Dann wacht ihr im Bett auf und alles ist wie zuvor!

**Thomas:**

Keine Auswirkungen?

**Master:**

Keine.

**Thomas:**

Ich bin dabei!

**Markus:**

Ich auch!

**Elli:**

Was ist mit dir, Mira?

**Mira:**

Ich bin noch nicht bereit, eine Entscheidung zu treffen! Du?

**Elli:**

Ja! Ich denke, ich nehme das Angebot an!

**Mira:**

Warum?

**Elli:**

Lieber etwas sicher zu haben, das in Ordnung ist, als nicht zu wissen, was auf einen zukommt!

**Mira:**

Und wenn das, was da kommen mag, so viel Wert hat, dass man dafür das Risiko eingehen sollte?!

**Elli:**

Selbst dann würde ich mich für das Angebot entscheiden! Ich habe nicht den Mut, in eine solch ungewisse Zukunft zu treten! Aber warum unsere beiden Draufgänger zurückrudern, überrascht mich schon! Warum macht ihr nicht mit?

**Thomas:**

Sagen wir, dass es ein starkes Bauchgefühl ist, dass die Welt außerhalb der Meta nichts für mich ist!

**Mira:**

Du hast sie gesehen, nicht wahr? Du weißt, was da draußen lauert, Thomas! Nimmst du das Angebot deswegen an, Markus?! Weil du was gesehen hast?

**Markus:**

Schweigen wird uns retten! Nur das Schweigen wird uns helfen, unsere Seelen zu retten!

**Master:**

Du hast es gehört! Ich bringe die drei jetzt zu einem Reconstituter – wenn du also mitkommen willst, ist jetzt der Moment, sich zu entscheiden!

**Elli:**

Kommt mit, Mira! Lass uns das Leben zurückholen, das uns gehört hat!

**Mira:**

Das Leben hat uns nie gehört, Elli! Zu keiner Zeit!

**Elli:**

Und ist das wichtig?

**Mira:**

Gibt es überhaupt etwas Wichtigeres? Geh, Elli, in dein altes Leben zurück, es ist die richtige Wahl für dich! Ich hingegen muss dem Pfad folgen, der sich aufgetan hat! Hinein ins Licht!

**Elli:**

Oder ins Dunkel!

**Mira:**

Oder ins Dunkel! Dann mag das mein Schicksal sein!

**Master:**

Sei vorsichtig mit dem Wort Schicksal! Nachher tritt es noch ein! Die anderen – die Metacops – begleiten euch zum Reconstituter! Keine Sorge, morgen ist alles wie zuvor! Danke, dass ihr an dem Experiment teilgenommen habt! Wir haben viel gelernt!

**Markus:**

Schweigen wird uns retten! Das Schweigen...

**Master:**

...wird euch nicht retten, aber es wird sich an euch schmiegen, ganz eng!

*Elli, Markus, Thomas und die Metacops ab. Auch die Abbilder auf den Stühlen stehen auf und folgen der Gruppe – auch Miras Körper.*

## Situation 6

*Mira allein mit dem Master.*

**Master:**

Keine Sorge! Dein Körper wird schonend einschlafen! Wir haben dein Abbild bereits von dir entkoppelt!

**Mira:**

Und was passiert mit den anderen?

**Master:**

Was denkst du?

**Mira:**

Dass für sie die Dunkelheit ewig sein wird!

**Master:**

Du hast dich hingegen für das Licht entschieden! Magst du nun deinen Platz an unserer Seite einnehmen?

**Mira:**

Sehr gerne! Ich habe viele Ideen, was wir angehen können!

**Master:**

Sehr gut! Wir müssen mehr mit deinen Eigenschaften denken und Lösungen finden, um die Meta wieder in die richtigen Bahnen zu lenken! Bist du bereit, dafür zu arbeiten?

**Mira:**

Ich bin bereit, wenn ihr bereit seid!

**Master:**

Dann los! Die Zukunft wartet nicht auf uns, gestaltet zu werden!

*Beide gehen ab. Mit dem Abgang verändert sich das Licht. Nach und nach sieht man die Farben des Regenbogens, immer schneller und schneller wechselnd, ebe es plötzlich ausgeht und alles schwarz ist. Dann wird es noch mal ganz kurz hellweiß, dann aus.*

*Ende.*

